A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

32. JAHRGANG, DEZEMBER 1996, HEFT 4

UWE SPIEKERMANN: Die Ernährung städtischer Arbeiter in Baden an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert

KARSTEN RUDOLPH: Das Scheitern des Kommunismus im deutschen Oktober 1923

HEINZ BRAUN: Die Überlieferung des FDGB in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv

BERND FLORATH: Die Archive der Robert-Havemann-Gesellschaft: Robert-Havemann-Archiv und Matthias-Domaschk-Archiv

RÜDIGER ZIMMERMANN: Neue Aktivitäten der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN
TAGUNGSBERICHT • NEUE LITERATUR
JAHRESREGISTER

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 4/96

UWE SPIEKERMANN: Die Ernährung städtischer Arbeiter in Baden an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Monotone Einheit oder integrative Vielheit? ..... S. 453

KARSTEN RUDOLPH: Das Scheitern des Kommunismus im deutschen Oktober 1923 ..... S. 484

HEINZ BRAUN: Die Überlieferung des FDGB in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv ..... S. 520

BERND FLORATH: Die Archive der Robert-Havemann-Gesellschaft: Robert-Havemann-Archiv und Matthias-Domaschk-Archiv ..... S. 535

RÜDIGER ZIMMERMANN: Neue Aktivitäten der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung ..... S. 539

ANNETTE VOGT: 100 Jahre Frauen in der Wissenschaft. Ein Tagungsbericht ..... S. 552

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (108). Bearbeitet von Franz Jean Frohn ..... S. 559

NEUE LITERATUR

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. von Heinz Boberach, Reihe B, Bd. 1: Hessisches Hauptstaatsarchiv. Bearb. von Volker Eichler, München u. a. 1996 *(Gerlinde Grahn)* ..... S. 564

Lexikon der Anarchie / Encyclopaedia of Anarchy / Lexique de l'anarchie. Hrsg. von Hans Jürgen Degen, 3. Ergänzungslief., Bösdorf [1996] *(Peter Lösche)* ..... S. 565

Heinrich Best und Wilhelm Weege, Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49, Düsseldorf 1996 *(Manfred Jehle)* ..... S. 566

Momme Brodersen, Walter Benjamin. Eine kommentierte Bibliographie, Morsum/Sylt 1995 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* ..... S. 567

Gustav Landauer, Die Botschaft der Titanic. Ausgewählte Essays. Hrsg. von Walter Fähnders und Hans-Georg Schmidt-Bergmann, Berlin 1994;
Gustav Landauer (1870–1919). Eine Bestandsaufnahme zur Rezeption seines Werkes. Hrsg. von Leonhard M. Fiedler u. a., Frankfurt a. M. und New York 1995;
Gustav Landauer – Fritz Mauthner: Briefwechsel 1890–1919. Hrsg. von Hanna Delf, München 1994 *(Hubert van den Berg)* ..... S. 568

Ino Kolbe, Zur Geschichte des Deutschen Arbeiter-Esperanto-Bundes in Leipzig (Westsachsen). T. 1 und 2: Von den Anfängen bis zum Verbot (1933). Eine kommentierte Dokumentation. Hrsg., komm. und bearb. von Detlef Blanke, Leipzig 1996 *(Ulrich Lins)* ..... S. 571

Dorit Bader Whiteman, Die Entwurzelten. Jüdische Lebensgeschichten nach der Flucht 1933 bis heute, Wien u. a. 1995 *(Ulrich Eumann)* ..... S. 572

Kreszentia Mühsam, Der Leidensweg Erich Mühsams, Berlin 1994 *(Hubert van den Berg)* ..... S. 573

Gerhard A. Ritter, Arbeiter, Arbeiterbewegung und soziale Ideen in Deutschland. Beiträge zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, München 1996 *(Andreas Wolf)* ..... S. 574

Lars Magnusson, The Contest for Control. Metal Industries in Sheffield, Solingen, Remscheid and Eskilstuna during Industrialization, Oxford und Providence 1994 *(Thomas Welskopp)* ..... S. 576

Johanna Meyer-Lenz, Schiffbaukunst und Werftarbeit in Hamburg 1838–1896. Arbeit und Gewerkschaftsorganisation im industrialisierten Schiffbau des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. u. a. 1995;
Klaus Weinhauer, Arbeitskampf im Hamburger Hafen. Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter 1914–1933, Paderborn u. a. 1994 *(Peter Kuckuk)* ..... S. 579

Hubert Bernnat, 125 Jahre Arbeiterbewegung im Dreiländereck. Die Geschichte der Lörracher SPD von den Anfängen 1868 bis zur Nachkriegszeit 1948, Lörrach 1993 *(Jan Merk)* ..... S. 580

Ursula Ratz, Zwischen Arbeitsgemeinschaft und Koalition. Bürgerliche Sozialreformer und Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg, München u. a. 1994 *(Agnes Blänsdorf)* ..... S. 583

Andreas Brundiers, Gegenrevolution in der Provinz. Die Haltung der SPD zu den Einwohnerwehren 1919/20 am Beispiel Celle, Bielefeld 1994 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* ..... S. 584

Atina Grossmann, Reforming Sex. The German Movement for Birth Control and Abortion Reform, 1920–1950, New York und Oxford 1995 *(Karl Christian Führer)* ..... S. 585

Marcus Gräser, Der blockierte Wohlfahrtsstaat. Unterschichtjugend und Jugendfürsorge in der Weimarer Republik, Göttingen 1995 *(Karl Christian Führer)* ..... S. 586

Arnold Paucker, Standhalten und Widerstehen. Der Widerstand deutscher und österreichischer Juden gegen die nationalsozialistische Diktatur, Essen 1995 *(Stefanie Schüler-Springorum)* ..... S. 588

Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion. Berlin 1939 bis 1945, Berlin 1993 *(Jan Merk)* ..... S. 589

Sybille Steinbacher, Dachau – die Stadt und das Konzentrationslager in der NS-Zeit. Die Untersuchung einer Nachbarschaft, Frankfurt a. M. 1993 *(Stefanie Schüler-Springorum)* ..... S. 590

Gisela Diewald-Kerkmann, Politische Denunziation im NS-Regime oder Die kleine Macht der „Volksgenossen", Bonn 1995;
Rita Wolters, Verrat für die Volksgemeinschaft. Denunziantinnen im Dritten Reich, Pfaffenweiler 1996 *(Inge Marßolek)* ..... S. 591

Gunther Mai, Der Alliierte Kontrollrat in Deutschland 1945–1948. Alliierte Einheit – deutsche Teilung?, München 1995 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* ..... S. 594

Dieter Hanauske, „Bauen, bauen, bauen ...!" Die Wohnungspolitik in Berlin (West) 1945–1961, Berlin 1995 *(Thomas Biewer)* ..... S. 595

Von der SBZ zur DDR. Studien zum Herrschaftssystem in der Sowjetischen Besatzungszone und in der Deutschen Demokratischen Republik. Hrsg. von Harmut Mehringer, München 1995 *(Gert-Joachim Glaeßner)* ..... S. 597

Heike Solga, Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR, Berlin 1995 *(Franz-Josef Hutter)* ..... S. 599

Peter Hübner, Konsens, Konflikt und Kompromiß. Soziale Arbeiterinteressen und Sozialpolitik in der SBZ/DDR 1945–1970, Berlin 1995 *(Franz-Josef Hutter)* ..... S. 600

Irmtrud Wojak, Exil in Chile. Die deutsch-jüdische Emigration während des Nationalsozialismus, Berlin 1994 *(Wolf Gruner)* ..... S. 601

Rudolf G. Ardelt, Vom Kampf um Bürgerrechte zum „Burgfrieden". Studien zur Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie 1888–1914, Wien 1994 *(Agnes Blänsdorf)* ..... S. 602

Nechama Tec, Bewaffneter Widerstand. Jüdische Partisanen im Zweiten Weltkrieg, Gerlingen 1996 *(Stefanie Schüler-Springorum)* ..... S. 603

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE ..... S. 605

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... S. 607

INHALTSVERZEICHNIS UND REGISTER JAHRGANG 32 (1996) ..... I*

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Heinz Braun, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Postfach 450569, D-12175 Berlin.

Bernd Florath, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Bornholmer Straße 19, D-10439 Berlin.

Karsten Rudolph, Dr. phil., Hochschulassistent am Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung der Ruhr-Universität Bochum, D-44780 Bochum.

Uwe Spiekermann, Dr. phil., z. Z. Stipendiat der Dr.-Rainer-Wild-Stiftung, Heidelberg, Hermann-Löns-Weg 2–4, D-69118 Heidelberg.

Annette Vogt, Dr. rer. nat., Wissenschaftshistorikerin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Wilhelmstraße 44, D-10117 Berlin.

Rüdiger Zimmermann, Dr. phil., Leiter der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, Godesberger Allee 149, D-53175 Bonn.

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078, D-12249 Berlin
Telefon: 030/7792-412 (G. Krüschet); -414 (F. J. Frohn); Telefax: 030/7759685

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Lychener Straße 74, D-10437 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,–, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,–, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,–, Ausland: DM 12,–). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/150101 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, und Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,– pro Heft bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1. 5. 1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Danziger Straße 219, 10407 Berlin
Druck: Kupijai & Prochnow, Blücherstraße 22, 10961 Berlin

Die Ernährung städtischer Arbeiter in Baden an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert

Monotone Einheit oder integrative Vielheit?

Von Uwe Spiekermann

„Gehen Sie oft in den Wald? Was denken Sie, wenn Sie auf dem Waldboden liegen, ringsherum tiefe Einsamkeit?" Das wurden zwischen 1907 und 1911 Tausende von Arbeitern gefragt, und ihre Antworten entsprachen nicht dem bürgerlichen Bildungskanon. Sie bevorzugten klare Prosa, ihre Antworten waren bestimmt durch ihre materielle Lage: „Hätte ich nur keine Nahrungssorgen." – „An etwas Gutes zu essen und zu trinken, und wenn ich's dann nur immer so haben könnte." – Oder aber: „Ich gehe nur in den Wald, um Pilze und Beeren zu sammeln."[1] Ernährung war für diese Arbeiter offenkundig keine abstraktes Problem, sondern eine konkrete Magenfrage. Die Sorge um das tägliche Brot, das kleine Glück des wohligen Sattseins, die stete Angst, nicht satt zu werden, all dies war alltagsbegleitend, alltagsbestimmend. Wie aber war dieser Alltag beschaffen, was war entscheidend, was war kennzeichnend für die Ernährung *der* Arbeiter um die Jahrhundertwende?[2]

Eine Antwort auf diese Frage ist nur schrittweise möglich. Im folgenden wird es zunächst darum gehen, die Ernährung der uns fremden Arbeiter der Jahrhundertwende in ihrer durchschnittlichen, in ihrer „normalen" Form zu erfassen. Nur eine derartige künstliche Rekonstruktion kann die Folie bieten, vor deren Hintergrund sich dann das Besondere als Besonderes erweist, vor dem sich dann Fragen nach individuellen Abweichungen, nach individuellen Wahrnehmungen, Erfahrungen und Handlungsmustern präziser stellen und beantworten lassen. Daher wird den Leserinnen und Lesern anfangs schwere Kost zugemutet werden, nämlich die Ergebnisse einer statistischen Analyse von insgesamt 323 Arbeiterhaushaltsrechnungen des Zeitraums 1886 bis 1937. Haushaltsrechnungen sind private Aufzeichnungen der Ausgaben und gekauften Mengen einzelner Haushalte.[3] Sie sind in Form gepreßte Selbstzeugnisse des Ernährungshandelns, sie geben

1 Adolf Levenstein, Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter, München 1912, S. 365, S. 379 und S. 372. Zu Levenstein vgl. Klaus M. Beier, „Individuum" und „Gemeinschaft" – Adolf Levenstein und die Anfänge der sozialpsychologischen Umfrage in der arbeiterpsychologischen Forschung, in: IWK, Jg. 24 (1988), H. 2, S. 157–171.

2 In der Forschung wird die Ernährung der Arbeiter sehr unterschiedlich eingeschätzt, vgl. beispielhaft Hans-Jürgen Teuteberg, Wie ernährten sich Arbeiter im Kaiserreich?, in: Lebensstandard und Lebensgestaltung deutscher Arbeiter und Handwerker. Hrsg. von Werner Conze und Ulrich Engelhardt, Stuttgart 1981, S. 57–73; Alf Lüdtke, Hunger, Essens-„Genuß" und Politik bei Fabrikarbeitern und Arbeiterfrauen. Beispiele aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, 1910–1940, in: Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium, Jg. 14 (1985), S. 118–126.

3 Zur Geschichte bzw. den methodischen Problemen der Quellengattung vgl. Uwe Spiekermann, Haushaltsrechnungen als Quellen der Ernährungsgeschichte. Überblick und methodischer Problemaufriß, in:

Auskunft über die materielle Kultur des Arbeiterhaushalts, allerdings nur, wenn man nicht – wie in der Forschung üblich – bei Ausgaben bzw. Preisangaben stehenbleibt, sondern sich auch den eingekauften und größtenteils verzehrten Mengen zuwendet.[4] Diese Informationen ermöglichen es dann in einem zweiten Schritt, ausgewählte Differenzierungsmuster aufzugreifen, um so die Durchschnittswerte als solche zu befragen. Unterschiede zwischen den Einzelbudgets, zwischen Stadt und Land sowie innerhalb der ausgewählten Region werden hier diskutiert. Danach wird ein kurzer Blick auf die hinter den Nahrungsmitteln stehenden Mahlzeitensysteme und Speisen geworfen, um schließlich die innerfamiliäre Differenzierung, die Nahrung/Ernährung von Individuen zu betrachten. Im dritten und letzten Schritt gilt es schließlich, die Einzelergebnisse zu generellen Aussagen über die Einheit und Entwicklung der Ernährung städtischer Arbeiter in Baden um die Jahrhundertwende zu verdichten.

Das Großherzogtum Baden wurde aus zwei Gründen gewählt. Zum einen ist Ernährung ein eindeutig kulturräumliches Phänomen. Durchschnittswerte auf nationaler Ebene

[Forts. von Anm. 3]
Neue Wege zur Ernährungsgeschichte. Kochbücher, Haushaltsrechnungen, Konsumvereinsberichte und Autobiographien in der Diskussion. Hrsg. von Dirk Reinhardt, Uwe Spiekermann und Ulrike Thoms, Frankfurt a. M. u. a. 1993, S. 51–85; Uwe Spiekermann, Haushaltsrechnungen als Schlüssel zum Familienleben? Ein historischer Rückblick, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, Jg. 42 (1994), S. 154–160.

4 Es handelt sich um folgende Erhebungen: The First Annual Report of the Commissioner of Labor, March, 1886. Industrial Depressions, Washington 1886 (Erhebungsjahr 1886); Die sociale Lage der Cigarrenarbeiter im Großherzogthum Baden. Beilage zum Jahresbericht des Großh. badischen Fabrikinspectors für das Jahr 1889. Hrsg. i. A. des Großherzoglichen Ministeriums des Innern, Karlsruhe 1890 (1889); Max May, Zehn Arbeiter-Budgets. Zehn Arbeiter-Budgets, deren sieben nur mit Zuschüssen des Arbeitgebers balanciren. Ein Beitrag zur Frage der Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen, Berlin 1891 (1890a); F[riedrich] Wörishoffer, Die sociale Lage der Fabrikarbeiter in Mannheim und dessen nächster Umgebung. Hrsg. i. A. des Großh. Ministeriums des Innern, Karlsruhe 1891 (1890b); Walter Abelsdorff, Beiträge zur Sozialstatistik der Deutschen Buchdrucker, Tübingen und Leipzig 1900 (1897); Lage der Arbeiter und Taglohn-Bediensteten bei der Großh. Badischen Staatsbahn. Zusammengestellt und bearbeitet vom I. Vorstand des Verbandes bad. Eisenbahnbediensteten, Karlsruhe 1900 (1899a); Die sociale Lage der Pforzheimer Bijouteriearbeiter. Bericht, erstattet an das Großherzogliche Ministerium des Innern u. hg. v. d. Großherzoglich Badischen Fabrikinspektion. Bearb. von [Rudolf] Fuchs, Karlsruhe 1901 (1899b); [Rudolf] Fuchs, Die Verhältnisse der Industriearbeiter in 17 Landgemeinden bei Karlsruhe. Bericht, erstattet an das Großherzogliche Ministerium des Innern u. hg. v. d. Großherzoglich Badischen Fabrikinspektion, Karlsruhe 1904 (1901); Jahresbericht der Großherzoglich Badischen Fabrikinspektion für das Jahr 1903, Karlsruhe 1904 (1902/03); Heinrich Feurstein, Lohn und Lebenshaltung der Uhrenfabrikarbeiter des badischen Schwarzwaldes. Eine sozialökonomische Untersuchung, Karlsruhe 1905 (1903/04); Karl Bittmann, Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden zu Anfang des XX. Jahrhunderts. Bericht an das Großherzoglich Badische Ministerium des Innern, Karlsruhe 1907 (1906); Erhebung von Wirtschaftsrechnungen minderbemittelter Familien im Deutschen Reiche. Bearb. im Kaiserlichen Statistischen Amte. Abteilung für Arbeiterstatistik, Berlin 1909 (1907/08); 320 Haushaltungsrechnungen von Metallarbeitern. Bearb. u. hrsg. vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart 1909 (1908); Föhlisch, Die wirtschaftliche Lage der Arbeiter in 35 Mannheimer Fabriken, in: Jahres-Bericht der Großherzoglich Badischen Fabrik-Inspektion für das Jahr 1910, Karlsruhe 1911, S. 79–131 (1910); 259 deutsche Haushaltungsbücher, geführt von Abonnenten der Zeitschrift *Nach Feierabend* in den Jahren 1911–1913. Bearb. von Alfons Krziza, Leipzig 1915 (1911/12); Karl Bittmann, Arbeiterhaushalt und Teuerung, Jena 1914 (1912/13); Die Lebenshaltung von 2000 Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenhaushaltungen. Erhebungen von Wirtschaftsrechnungen im Deutschen Reich vom Jahre 1927/28, T. II: Einzelhaushaltungen. Bearb. im Statistischen Reichsamt, Berlin 1932 (1927/28); Verbrauch in Arbeiterhaushaltungen 1937, T. I: Einzelhaushalte, Stuttgart und Mainz 1960 (1937). Sämtliche Budgets wurden vereinheitlicht und auf Vollpersonen umgerechnet (Kinder unter 14 Jahren = 50; Frauen ab 14 = 90; Mann ab 14 = 100).

sind für Aussagen über historisches Ernährungsverhalten nur selten sinnvoll.[5] Zum anderen handelt es sich bei Baden zwar um ein politisches Kunstprodukt der napoleonischen Ära, doch legen die Untersuchungen im Rahmen des Volkskundeatlasses um 1930 eine im bäuerlichen Milieu eher einheitliche Ernährungsweise nahe,[6] die im übrigen nicht in der anderweitig so häufig betonten schwäbischen Küche aufging.[7] Ob es ebenfalls eine derartig einheitliche Arbeiterkost gegeben hat, wodurch sie charakterisiert war und inwieweit sie Gestaltungsraum für den einzelnen bot, wird im folgenden zu beantworten sein. Dabei zwingt die besondere, durch die enge Verbindung von Stadt und Land, von industrieller Haupt- und landwirtschaftlicher Nebenerwerbstätigkeit geprägte Arbeiterschaft Badens zu einer relativ breit gefaßten Definition des Begriffs städtischer Arbeiter: „städtisch" bezieht sich auf den Sitz der Arbeitsstätte (> 2000 Einwohner), „Arbeiter" lediglich auf die entsprechende Erwerbsklasse.

1 Ernährungsausgaben und Verzehrsmuster städtischer badischer Arbeiter 1886–1937

Die *Ernährungsausgaben* bildeten im gesamten Untersuchungszeitraum den mit Abstand bedeutendsten Posten im Arbeiterhaushalt (vgl. Anhang, S. 475, Tabelle 1). Allerdings sank ihr relativer Anteil beachtlich. Wurden zu Beginn der 1890er Jahre etwa 60 Prozent der Gesamtausgaben für Lebensmittel aufgewendet, lag ihr Anteil in den 1920er Jahren bei ca. 45 Prozent. Angesichts der vor dem Ersten Weltkrieg deutlich wachsenden Realeinkommen überrascht dies nicht. Denn gemäß dem Engelschen Gesetz gibt es ein umgekehrt proportionales Verhältnis zwischen Einkommenshöhe und Ernährungsausgaben, kurz: Je besser die finanzielle Lage, desto geringer sind die relativen Ernährungsausgaben. Das Grundbedürfnis Ernährung muß auch bei geringem Einkommen befriedigt werden, erst bei höherem Einkommen können weniger elementare Konsumfelder berücksichtigt werden.[8] Die badischen Arbeiter lagen damit im Trend der Zeit, und dennoch sind zwei Punkte festzuhalten:

1. Die Höhe der prozentualen Ernährungsausgaben lag allgemein leicht unter den Durchschnittswerten der meisten anderen deutschen Regionen, ein Ausdruck des (auch

5 Belege, Daten und Karten hierzu in Uwe Spiekermann, Regionale Verzehrsunterschiede als Problem der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Räume und Strukturen im Deutschen Reich 1900–1940, in: Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven. Hrsg. von Hans Jürgen Teuteberg, Gerhard Neumann und Alois Wierlacher, Berlin 1997, S. 247–282.

6 Vgl. Günter Wiegelmann, Historische Grundlagen der regionalen Kostunterschiede in Mitteleuropa, in: Alte Landschaftsküchen in neuer wissenschaftlicher Bewertung. Hrsg. von Sigrid Weggemann, Frankfurt a. M. 1990, S. 4–15. Kennzeichen waren u. a. die zwischen Kaffee bzw. Suppe variierende erste Morgenmahlzeit, die Würzung des Brotes mit Kümmel, der französische Einfluß auf die Küche (Kotelett im Hochzeitsmahl), das Schmelzen der Hausbutter zum Konservieren und die Verwendung des Salates als Festmahlzeit.

7 So bei Martin Wähler, Die deutsche Volksnahrung, in: Handbuch der Deutschen Volkskunde, Bd. 3. Hrsg. von Wilhelm Peßler, Potsdam [1938], S. 140–155, hier S. 150.

8 Dessen Grundannahme lautete, „daß je ärmer eine Familie ist, einen desto größeren Antheil von der Gesammtausgabe muß zur Beschaffung der Nahrung aufgewendet werden ..." (Ernst Engel, Die vorherrschenden Gewerbszweige in den Gerichtsämtern mit Beziehung auf die Productions- und Consumtionsverhältnisse des Königreichs Sachsen. II. Das Gesetz der Dichtigkeit, in: Zeitschrift des Statistischen Bureaus des Königl. Sächs. Ministeriums des Innern, Jg. 3 [1857], S. 153–182, hier S. 169).

eingedenk der Zigarrenindustrie) überdurchschnittlichen Lohnniveaus.[9] Dieser Vorsprung war kurz nach der Jahrhundertwende am ausgeprägtesten, am Ende des Untersuchungszeitraums am geringsten.

2. Die relativ schwindende Bedeutung der Ernährungsausgaben unterschied die städtischen Arbeiter deutlich von der (klein)bäuerlichen Bevölkerung Badens. Nach den landwirtschaftlichen Erhebungen von 1883 nutzten die Bauern ihre wachsenden Geldeinnahmen nämlich überproportional zum Kauf von Nahrungs- und Genußmitteln und senkten erst deutlich später ihre Ausgabenanteile. Anders ausgedrückt: Im Gegensatz zu den Bauern handelten die Arbeiter im Sinne der ökonomischen Rationalität einer urbanen und industriellen Welt, für die das Engelsche Gesetz einzig galt. Trotz tendenziell steigender Mietausgaben gewann das Arbeiterbudget so einen sehr bescheidenen Spielraum für sog. Kulturbedürfnisse: die Arbeiter konnten etwas sparen, Versicherungen abschließen, sich geringen Eigenbesitz schaffen oder aber ihre Bildungs- und Erholungsausgaben steigern.

Diese relative Entwicklung der Ausgaben planiert jedoch mögliche Umschichtungen innerhalb des Arbeiterbudgets. Hauptindikator hierfür ist das *Verhältnis animalischer und vegetabilischer Nahrungsmittel.* Obwohl die anfangs teilweise hohen Werte für „Sonstiges", d. h. „Kaufmannsartikel", „Konsumvereinswaren" oder auswärtige „Zehrung", die Datenqualität beeinflussen, ist die Grundtendenz eindeutig. Die Ausgaben für animalische und vegetabilische Nahrungsmittel standen in einem Scherenverhältnis, welches sich tendenziell zugunsten der animalischen Produkte öffnete. Den eigentlichen Wendepunkt bildete die direkte Jahrhundertwende. Offenbar wurden die Reallohnzuwächse mit leichten Zeitverzögerungen für den Verzehr hochwertiger und konzentrierter Eiweiß- und Geschmacksträger verwandt. Um so bemerkenswerter ist jedoch die im Vergleich zu anderen Regionen konstant hohe Bedeutung der vegetabilischen Nahrung, die während der Fett- und Fleischlücke der NS-Zeit wieder dominant wurde. Die Ernährung der badischen Arbeiter wich hier klar vom nationalen Trend der Haushaltsrechnungserhebungen 1927/28 und 1937 ab und fiel – bei deutlich reduzierten Genußmittelausgaben – auf ein Budgetmuster zurück, wie es direkt vor der Jahrhundertwende üblich war.

Die Veränderungen werden deutlicher, betrachtet man die einzelnen Nahrungsmittel. Zuerst ein Blick auf *Fleisch und Fleischwaren,* die insgesamt wohl begehrteste Produktpalette (vgl. Anhang, S. 476, S. 477, S. 479 und S. 480, Tabelle 2, 3, 5 und 6): Deutlich erkennbar sind Unterschiede zwischen Ausgaben und Mengen. Während die relativen Ausgaben stetig und recht kontinuierlich zunahmen, stagnierte der tägliche Verbrauch pro Vollperson bei knapp 100 Gramm pro Tag. Die Arbeiter nahmen also zunehmende Ausgaben in Kauf, um einen schon sehr früh erlangten Standardverzehr zu behaupten. Und dennoch lag der Pro-Kopf-Konsum der Arbeiter bei nur knapp der Hälfte der Menge, die nach der Pro-Kopf-Statistik badischer Großstädte durchschnittlich konsumiert wurde.[10] Dieser soziale Minderkonsum wurde zu keiner Zeit entscheidend durchbrochen.

9 Vgl. Adam Müller, Reallöhne vor und nach dem Kriege in Südwestdeutschland unter besonderer Berücksichtigung der Arbeitsmärkte im Mannheim-Ludwigshafener Wirtschaftsgebiet, WiSo Diss., Frankfurt a. M. 1930.

10 Vgl. Paul Brandt, Die Fleischversorgung von Karlsruhe, Mannheim und Ludwigshafen a. Rh., Phil. Diss., Karlsruhe 1908, S. 99–107. Der direkte Vergleich von Haushaltsrechnungsdaten und solchen der

Das wird noch deutlicher, betrachtet man die innere Struktur des Fleisch- und Fleischwarenkonsums: auch hier unterscheidet sich das Bild der Ausgaben deutlich von dem der verzehrten Mengen. Während die Ausgabenanteile ein tendenziell konstantes ⅔-⅓-Verhältnis zwischen Fleisch und Wurst nahelegen, welches sich erst gegen Ende auflöst, zeigen die Mengen schon wesentlich früher eine gegenläufige Tendenz: der Konsum von Fleisch nahm ab, der von Wurst stieg an.[11] Doch auch der Fleischkonsum selbst veränderte sich. Die wenigen tief differenzierten Budgets überzeichnen möglicherweise, doch sie belegen zweierlei: Zum einen nahm die Bedeutung des Rindfleisches tendenziell ab, auch wenn das billige Gefrierfleisch diesen Trend in den 1920er Jahren abflachte. Rindfleisch wurde in erster Linie für Fleischsuppen benötigt und anschließend als Suppenfleisch separat verzehrt. Braten wurde nur selten gegessen.[12] Die abnehmende Bedeutung der Suppen, vor allem der Abendsuppen, schlug hier deutlich zu Buche. Zum anderen wurde dieser Rückgang nicht durch den vermehrten Verzehr des zumeist teureren Schweinefleisches kompensiert. Auch dieser nahm tendenziell ab, blieb bestenfalls gleich, während andere Fleischarten, vor allem das billige Hackfleisch größere Bedeutung gewannen. Insgesamt läßt sich also bei grundsätzlicher mengenmäßiger Stabilität von Fleisch und Fleischwaren eine wachsende Bedeutung billigerer Produkte seit der Jahrhundertwende feststellen. Die überdurchschnittlich wachsenden Kosten dieser Nahrungsmittel wurden kaum durch Mengen-, sondern durch Qualitätseinbußen kompensiert.

Eine andere Entwicklung zeigen auf den ersten Blick die *Fette,* die ebenfalls wichtige Geschmacksträger waren (Vgl. Anhang, S. 477 und S. 479, Tabelle 3 und 5): Während die Geldaufwendungen bei ungefähr acht Prozent der Nahrungsausgaben relativ konstant verharrten, stieg der Fettverbrauch mengenmäßig von 30 auf 40 Gramm pro Tag und Vollperson an. Im Vergleich zu Nord-, Mittel- und Ostdeutschland blieb die badische Arbeiterkost aber dennoch relativ fettarm. Hinter der Scherenbewegung zwischen Ausgaben und Mengen stand allerdings keine generelle Verbilligung, sondern ein tiefgreifender Umschichtungsprozeß zwischen verschiedenen Fettarten. Es lassen sich zwei Phasen unterscheiden, die aus den aggregierten Daten nur teilweise hervorgehen, aber durch zusätzliche Beschreibungen in den Budgets gestützt werden: Zuerst verlor Butter seit Beginn des Jahrhunderts ihre dominante Stellung, während animalische Fette, vor allem Schmalz, und pflanzliche Öle stärkeres Gewicht erhielten. Erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg begann dann der Aufstieg der billigeren Margarine, die sich jedoch erst in den 1920er Jahren eine wichtige Rolle im Arbeiterhaushalt eroberte.[13] Diese Entwicklung läßt

[Forts. von Anm. 10]
Verbrauchsstatistik ist nur bedingt aussagefähig, sind letztere doch durchweg überhöht. Vgl. [Carl] v. Tyszka, Zur Methodik der Statistik der Ernährung, in: Allgemeines Statistisches Archiv, Bd. 24 (1934/35), S. 398–415, vor allem S. 400–401.

11 Während die Arbeiter vor dem Ersten Weltkrieg auf die verschiedenen Fleischteuerungen vor allem mit Qualitätsverschlechterungen (Freibankfleisch) und vermehrtem Konsum billiger Fleischsorten (Hammel, Pferd) reagierten, nahmen in der Weimarer Republik die Fleischmengen insgesamt ab. Eine detaillierte Schilderung der Mannheimer Konsummuster findet sich in: Cost of Living in German Towns, London 1908, S. 347–348.

12 Jahresbericht des Bad. Gewerbeaufsichtsamtes und des Bad. Bergamtes für das Jahr 1925, Karlsruhe 1926, S. 135.

13 Aufgrund der Preis-Mengen-Relation ist Skepsis gegenüber Föhlisch, Die wirtschaftliche Lage ..., S. 122, angebracht: „Der Konsum von fettartigen Nahrungsmitteln ist völlig gleich geblieben, doch sind nach

sich analog für Nürnberger und Münchner Arbeiter nachweisen.[14] In Baden mag hier insbesondere die Gewohnheit entscheidend gewesen sein, Brot trocken, d. h. ohne Fettaufstrich, zu essen. Margarine blieb lange Zeit eine Art Notfett, dem die süddeutschen Arbeiter eher distanziert gegenüberstanden. Erst die geschmacklichen Verbesserungen in den 1920er Jahren ließen Margarine in breiterem Umfang in den Arbeiterhaushalt eindringen, wobei bezeichnenderweise Arbeitslosenhaushalte stets einen weit überdurchschnittlichen Margarinekonsum aufwiesen.[15]

Wird damit die vielfach behauptete frühe Bedeutung der Margarine für den badischen Arbeiterhaushalt widerlegt, so zeigt sich zugleich, daß die generelle Geringschätzung der *Milch* für die Arbeiterkost im Südwesten sicher nicht haltbar ist.[16] Hauptgrund dieses Klischees ist eine verfehlte Gleichsetzung der normativen Bewertung der Milch mit ihrem faktischen Konsum. Milch war keineswegs nur eine Säuglings- und Kleinkindernahrung, sondern auch ein wichtiges Getränk des erwachsenen Arbeiters, stärker noch der erwachsenen Arbeiterin. Blieb der Fleisch-, Fleischwaren- und Fettkonsum hinter dem durchschnittlichen badischen Pro-Kopf-Konsum zurück, so lag der Milchverbrauch mit täglich einem halben Liter leicht darüber. Hier spielte die eigene Kuh, die eigene Ziege eine nicht zu unterschätzende Rolle, wenngleich der noch steigende Konsum nur vor dem Hintergrund leistungsfähiger Molkereigenossenschaften und vor allem eines rationalisierten Handelsnetzes zu sehen ist, so daß auch der mehrfache Zusammenbruch der städtischen Milchversorgung zwischen 1917 und 1923 keinen langfristigen Minderkonsum innerhalb der Arbeiterschaft hervorrief.[17] Der leicht überdurchschnittliche Milchkonsum ist um so bemerkenswerter, als Baden während des gesamten Zeitraums ohnehin die höchsten deutschen Milchkonsumwerte hatte.[18] Nicht zu vergessen ist allerdings, daß Milch nicht nur getrunken, sondern häufig auch als Sauer- oder Dickmilch genossen wurde,

[Forts. von Anm. 13]
Angaben der Befragten an die Stelle von Butter vorwiegend deren Ersatzmittel Margarine und Pflanzenbutter getreten."

14 Vgl. Dörthe Stockhaus, „Aber mir sind trotzdem satt wordn mit unserer Suppn." Nürnberger Arbeiterkost um die Jahrhundertwende, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Bd. 81 (1994), S. 243–272, hier S. 258–259.

15 Vgl. etwa die Mannheimer Untersuchungen in: Jahresbericht des Bad. Gewerbeaufsichtsamtes ... 1925, S. 154–167. Zum räumlich differenzierten Innovationsprozeß der Margarine vgl. Uwe Spiekermann, Regionale Verzehrsunterschiede ..., S. 266–267.

16 Auch wenn der Kuhmilchkonsum absolut dominierte, spielte selbstproduzierte Ziegenmilch eine nicht unbedeutende Rolle. Vgl. [Rudolf] Fuchs, Die Verhältnisse ..., S. 112.

17 Zur Struktur der Milchversorgung vgl. Georg Berg, Die Milchversorgung der Stadt Karlsruhe unter besonderer Berücksichtigung der Produktions- und Preisverhältnisse, München und Leipzig 1912; Anna Witzenhausen, Die Milchversorgung der Stadt Mannheim. Ein Beitrag zur kommunalen Milchversorgung, in: Die gemeinnützige Milchversorgung in Deutschland, München und Leipzig 1914, S. 1–110. Insbesondere die Mannheimer Milchzentrale hatte während der Weimarer Republik eine nationale Vorbildfunktion.

18 Vgl. Wilhelm Beukemann, Der Milchverbrauch der Städte. Sein Zusammenhang mit den Landesverhältnissen und dem Wohlstand der Bewohner, in: Bericht über die Allgemeine Ausstellung für hygienische Milchversorgung im Mai 1903 zu Hamburg. Hrsg. von dem Deutschen Milchwirtschaftlichen Verein, Hamburg 1904, S. 95–130, hier S. 116. 1913 führte Heidelberg vor Freiburg die Rangliste des täglichen deutschen Milchverbrauchs mit 0,58 bzw. 0,55 l/Kopf an, Pforzheim lag mit 0,41 l/Kopf an neunter Stelle. 1926 gab es insgesamt deutlich niedrigere Werte: Freiburg führte gemeinsam mit Hamburg (0,43 l/Kopf), Heidelberg nahm mit 0,36 l/Kopf den geteilten fünften Platz ein (Die Lage der deutschen Milchwirtschaft. Verhandlungen und Berichte des Unterausschusses für Landwirtschaft [II. Unterausschuß], Bd. 15, Berlin 1931, S. 27).

eine wichtige Rolle als Krankenernährung spielte und natürlich zur Speisenzubereitung diente.[19]

Letzteres gilt auch für *Eier,* deren Konsum bis in die späten 1920er Jahre deutlich stieg. Knapp drei Eier pro Woche und Vollperson waren üblich. Diesem Trend entsprach auch der Verzehr von *Käse,* der zumeist am Stück mit Brot gegessen wurde und eine beliebte Zwischenmahlzeit war.

Die animalischen Nahrungsmittel wären unvollständig ohne *Fisch.* Der fristete bei badischen Arbeitern jedoch ein äußerst kärgliches Dasein. Die erste Nennung in einem Budget stammt aus dem Jahre 1890, nachdem eine Mannheimer Kolonialwarenhandlung den ersten Großeinkauf von billigen Seefischen organisiert hatte.[20] Doch dessen Erfolg blieb unbefriedigend, auch die vielen kommunalen Bemühungen zur Steigerung des Seefischkonsums waren ein Schlag ins Wasser.[21] Die Ausgabenanteile schwankten seit 1907/08 lediglich zwischen einem Viertel und neun Zehntel Prozent.[22] Lediglich der Rollmops konnte als Zwischenmahlzeit einige Bedeutung gewinnen, auch Heringe waren teilweise Teil einer Hauptmahlzeit.[23] Süßwasserfische, die in der bürgerlichen Küche Badens eine wichtige Rolle spielten, wurden in keinem Budget erwähnt.

Nimmt man all diese Informationen über animalische Kost zusammen, so ist deren wachsendes Gewicht im Arbeiterbudget zu relativieren. Die verzehrten Mengen stiegen nur wenig, geringer jedenfalls, als das häufig in der Forschung gezeigte Bild der Arbeiterkost suggeriert. Abseits der dominanten Stellung der Milch wuchs jedoch die Vielfalt der animalischen Nahrungsmittel, indem Käse, Eier und Wurst die insgesamt sinkenden Fleisch- und Buttermengen bei weitem ersetzten. Die wachsenden Geldaufwendungen zeigen dabei, wie wichtig animalische Nahrungsmittel für die Arbeiter selbst waren, welchen hohen symbolischen und konkret geschmacklichen Wert sie hatten.

Mengenmäßig dominierten jedoch eindeutig pflanzliche Nahrungsmittel, deren Gesamtvolumen allerdings insgesamt abnahm (vgl. Anhang, S. 478 und S. 479, Tabelle 4 und 5). Dies galt schon für *Brot,* welches im Untersuchungszeitraum nur in seltensten Fällen noch selbst gebacken wurde. Die Ausgaben verweisen auf einen langsamen Bedeutungsverlust dieses alle Mahlzeiten begleitenden Grundnahrungsmittels. Der Mengenverbrauch belegt jedoch, daß das Jahrzehnt der Ernährungskrise 1914–1923 einen klaren Einschnitt bildete. Lag der Verzehr einer Vollperson vor dem Krieg bei täglich einem Pfund Brot, so waren es nach dem Krieg nur noch etwa 300 Gramm pro Vollperson und Kopf. Weiterhin aber galt, daß der Brotverzehr offenbar umgekehrt proportional zur sozialen Lage war, d. h. in der Arbeiterschicht weit über dem der Mittelschichten

19 „Milch ist zugleich Fleisch und Brot, Speise und Trank, Erquickung und Labsal für Jung und Alt, Gesunde und Kranke" (Emil Hofmann, Preisbewegungen und Kosten der Lebenshaltung in der Stadt Mannheim für die Jahre 1890–1912, in: Kosten der Lebenshaltung in deutschen Großstädten, T. 2: West- und Süddeutschland. Hrsg. von Franz Eulenburg, München und Leipzig 1914, S. 173–238, hier S. 192).

20 A. a. O., S. 197.

21 Vgl. Föhlisch, Die wirtschaftliche Lage ..., S. 124; Jahresbericht der Großherzoglich Badischen Fabrikinspektion für das Jahr 1904, Karlsruhe 1905, S. 94.

22 Genauer: 1907/08: 0,83%; 1908: 0,24%; 1910: 0,75%; 1911/12: 0,63%; 1927/28: 0,6%; 1937: 0,88%.

23 Jahres-Bericht des Bad. Gewerbeaufsichtsamtes und des Bad. Bergamtes für das Jahr 1927, Karlsruhe 1928, S. 174.

lag.[24] Der allgemeine Konsumrückgang wird zumeist mit dem wachsenden Verzehr des teureren Weizenbrotes erklärt. Ein präziser Blick zeigt jedoch eine völlig andere Entwicklung. Schon zu Beginn des Untersuchungszeitraums war Weizenbrot am Morgen weit verbreitet, in den urbanen Zentren absolut üblich.[25] Lediglich die Schwarzwälder Erhebung von 1903/04 wich hiervon deutlich ab. An die Stelle des Weizenbrotes trat dann seit der Jahrhundertwende immer stärker das morgendliche Weizenbrötchen, das in Tabelle 4 auch unter Weizenbrot fällt.[26] Beim Brot dominierten dagegen zunehmend Roggen- bzw. Roggenmischbrote.[27] In den 1920er Jahre erfolgte dann ein außergewöhnlicher Rückgang des Weizenbrotverbrauchs, der sich jedoch schon in den Teuerungsjahren vor dem Ersten Weltkrieg bemerkbar gemacht hatte. Die badische Arbeiterkost stand damit nicht nur im Gegensatz zum nationalen Konsumtrend, sondern auch zum badischen Brotkonsum insgesamt.[28] Eine wirtschaftsgeschichtliche Erklärung hierfür steht aus, weder die tendenziell einschränkenden Ladenschluß- und Nachtbackverbotsregelungen seit der Kriegszeit noch die seit 1927 breit einsetzende Roggenpropaganda („Der Patriot ißt Roggenbrot") oder aber die eher schlechte wirtschaftliche Situation Badens[29] reichen als Antwort aus.

Brot war nicht der einzige Mengenverlierer im Arbeiterbudget. Auch die *Kartoffel* verlor ihre mengenmäßig dominante Stellung innerhalb der Arbeiterkost: am Ende des Untersuchungszeitraums wurden nur mehr zwei Drittel bis die Hälfte der Mengen der 1890er Jahre konsumiert, wobei das immerhin noch knapp 400 Gramm pro Tag und Vollperson waren. Zeitgenossen werteten dies als wesentliches Kennzeichen für den Übergang von ländlichen zu städtischen Kostmustern. Trotzdem ist festzuhalten, daß die Kartoffel während des gesamten Zeitraums neben Milch und Brot das einzige fast täglich genossene Nahrungsmittel blieb und sich ihr Verzehr nach dem Weltkrieg auf durchaus beachtlichem Niveau stabilisieren konnte. Statistisch gesehen war dieser Rückgang sogar geringer als der des allgemeinen Pro-Kopf-Konsums im Deutschen Reich. Die badische Arbeiterkost blieb insgesamt kartoffelfixiert.

Während die beiden Hauptfesten vegetabilischer Kost Anteile verloren, gewannen andere Komponenten teilweise deutlich hinzu. So zeigt sich auch bei den pflanzlichen Nahrungsmitteln eine Verbreiterung des Spektrums der Arbeiterkost. Das gilt insbesondere für den Gesamtbereich *Obst und Gemüse,* dessen Erfassung allerdings besondere statistische

24 Vgl. die Daten der Mannheimer Erhebung vom Januar 1915: [Siegmund Schott,] Der Verbrauch von Brot, Mehl und mehlhaltigen Speisen in 416 Mannheimer Familien in der Zeit vom 28. Januar bis 3. Februar 1915, in: Beiträge zur Statistik der Stadt Mannheim, (1915), Sdnr. 3, S. 21–35, hier S. 24.

25 F[riedrich] Wörishofer, Die sociale Lage ..., S. 286.

26 Dieser Übergang zeigt sich schon deutlich bei [Rudolf] Fuchs, Die sociale Lage ..., der allerdings auch viele Familien mit morgendlichem Schwarzbrotkonsum erwähnt. Dagegen waren Wecken im Karlsruher Einzugsgebiet morgens üblich ([Rudolf] Fuchs, Die Verhältnisse ..., passim).

27 In Mannheim waren 1905 beispielsweise drei Sorten Brot üblich, ein aus zwei Dritteln Weizen- und einem Drittel Roggenmehl gebackenes Weißbrot, ein Graubrot aus zwei Dritteln Roggen- und einem Drittel Weizenmehl sowie ein reines Roggenbrot, das Pfälzer Kornbrot (Cost of Living ..., S. 345).

28 Vgl. Brotsorten und Brotpreise in deutschen Städten im April 1935, in: Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs, Jg. 44 (1935), S. II.115–II.121.

29 Vgl. Josef Griesmeier, Die Entwicklung der Wirtschaft und der Bevölkerung von Baden und Württemberg im 19. und 20. Jahrhundert. Ein statistischer Rückblick auf die Zeit des Bestehens der Länder Baden und Württemberg, in: Jahrbücher für Statistik und Landeskunde von Baden-Württemberg, Jg. 1 (1954), S. 121–242, hier S. 156–157.

Probleme aufwirft. Sicher ist, daß deutlich mehr Gemüse als Obst verzehrt wurde. Verläßliche Mengenangaben fehlen für die frühe Zeit, und auch die Ausgabenverzeichnisse dieser Periode sind defizitär. Der Bedeutungsgewinn innerhalb des Ausgabenbudgets ist jedoch offenkundig, die wesentlich verbesserte Vermarktung dieser Produkte spielte hier eine entscheidende Rolle.[30] Angesichts mangelhafter Kühl- und Lagermöglichkeiten war der Arbeiterhaushalt jedoch stark vom jahreszeitlichen Angebot abhängig. Obst und Gemüse wurden nur in begrenzten Mengen konserviert,[31] erst in den 1920er Jahren änderte sich dies. Die Erwerbstätigkeit vieler Frauen und die hohen Kosten der Weckschen Frischhaltegerätschaften verweisen auf ein gegenüber dem Bürgertum deutlich anderes Vorratsverhalten, von dem einzig die Kartoffeln ausgenommen waren.[32] Einen strukturellen Ausgleich bildeten jedoch Obst- und Gemüseprodukte. Beliebt und durch eine beachtliche Zahl von Budgets zu belegen war der Haustrunk, meist Most, den zumeist der Mann mit Früchten oder Beeren ansetzte. Dörrobst, Obst- und Gemüsekonserven sowie die sich seit dem Kriege langsam ausbreitende Marmelade unterstützten diese spezifische Form des Saisonausgleichs. Die derart verbreiterte Nahrungspalette blieb jedoch auf Produkte des heimischen Anbaus fixiert.[33] Südfrüchte wurden nur in geringen Maßen genossen, meist handelte es sich um Zitronen bzw. den auch in Baden angebauten Pfirsich, selten um Bananen bzw. Apfelsinen. Exotische Geschmacksrichtungen drangen wohl eher über Puddingpulver in die Arbeiterküche. Beim heimischen Obst dominierte eindeutig der Apfel, danach folgten Birnen, Zwetschgen und selten Kirschen, beim Gemüse sind vor allem Kohl und Salate zu nennen, daneben wurden immer wieder Zwiebeln, Meerrettich, Wirsing und Möhren erwähnt. Hülsenfrüchte besaßen angesichts des kaum gegessenen Eintopfes eine nur geringe Bedeutung, die im Laufe der Jahrzehnte noch weiter sank.

Nachhaltig erhöhte sich dagegen der Konsum von *Zucker,* der vor der Jahrhundertwende noch vielfach als Luxus galt, ehe sinkende Preise ihn auch für den Arbeiterhaushalt erschwinglich machten.[34] Auch wenn ein großer Teil zum Süßen des Kaffees benutzt wurde, dürfte sich durch den Zucker auch der Geschmack vieler Speisen tendenziell verändert haben. Größere Bedeutung gewann auch der vor dem Ersten Weltkrieg eher seltene Kuchen,[35] der, wie Süßwaren insgesamt, eine lustvolle Durchbrechung der täglichen Kost war. Als typische Sonntagsspeise zeugt er zugleich von weitreichenden Änderungen im Freizeitverhalten während der Weimarer Republik.

Damit parallel verlief auch die Mengenentwicklung der *Müllereiprodukte,* die leicht nach oben tendierte. Nicht nur Mehl gehörte in diese Nahrungsgruppe, sondern gerade auch

30 Detaillierte Belege hierfür in Uwe Spiekermann, Geschichte des modernen Kleinhandels in Deutschland 1850–1914, Phil. Diss., Münster 1996 (Ms.), S. 155–167, S. 180–181 und S. 653–659.

31 Vgl. Jahresbericht des Bad. Gewerbeaufsichtsamtes ... 1925, S. 137.

32 Zum nachhaltigen Abschleifen dieser Unterschiede seit den 1920er Jahren vgl. Uwe Spiekermann, Zeitensprünge: Lebensmittelkonservierung zwischen Industrie und Haushalt 1880–1940, in: Ernährungskultur im Wandel der Zeiten. Hrsg. von Katalyse e.V. und Buntstift e.V., Köln 1997, S. 30–42, hier S. 37–39.

33 Vgl. allgemein Eduard Engel, Der Obstbau und Obsthandel im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1903; Der badische Obstbau im Jahr 1923, in: Statistische Mitteilungen über das Land Baden, NF, Bd. 12 (1924), S. 142–148.

34 Vgl. [Rudolf] Fuchs, Die Verhältnisse ..., S. 134.

35 Vgl. [Sigmund Schott,] Der Verbrauch ..., S. 30. Eine seltene Ausnahme findet sich bei [Rudolf] Fuchs, Die Verhältnisse ..., S. 264.

Teigwaren, die als Suppeneinlage dienten, ferner die als Beilage gegessenen Makkaroni. Letztere wurden zumeist schon in den frühen 1890er Jahren nicht mehr selbst hergestellt, sondern fertig gekauft.

Bleibt noch ein kurzer Blick auf die *Genußmittel,* deren Anteil im badischen Arbeiterbudget insgesamt auf knapp über 10 Prozent sank, sich also tendenziell halbierte. Dies ist in erster Linie auf die sich deutlich verringernden *Alkohol*ausgaben zurückzuführen. Auch wenn die absoluten Daten nur mit großer Vorsicht zu verwenden sind, so wird der Trend doch durch eine Vielzahl weiterer Quellen gestützt. Alkohol bedeutete zumeist Bier. Mit weitem Abstand folgte Obstwein, während Traubenwein eher selten, Branntwein dagegen kaum getrunken wurde.

Nutznießer dieses Minderkonsums waren sicherlich Mineralwässer und Limonaden.[36] Daß dies auch für *Kaffee* galt, ist wahrscheinlich, statistisch aber nicht vollends abzusichern. In der Familie bestand „Kaffee" fast immer aus einer Mischung aus Kolonialkaffee und Malz- und/oder Zichorienkaffee. Er wurde regelmäßig, vielfach mit einem tüchtigen Schuß Milch, zum Frühstück und auch zum Abendessen getrunken. Die Ausgabenanteile für Kaffee sanken insgesamt; wie sich dagegen der Verbrauch entwickelte, ist kaum zu sagen. Der leicht wachsende Milchkonsum und die immer häufigere Nennung von Sodawasser, Tee und Limonade sprechen eher für, der Rückgang der Alkoholausgaben und die allgemeine Konsumentwicklung eher gegen einen reduzierten Kaffeekonsum.

Zusammengefaßt lassen sich drei Hauptlinien der badischen Arbeiterkost zwischen 1886 und 1937 festhalten:

1. Innerhalb der fünfzig Jahre des Untersuchungszeitraums fanden deutliche Verschiebungen innerhalb des Arbeiterbudgets statt. Dabei ist jedoch zwischen den Ausgaben und den Mengen strikt zu unterscheiden. Eine rein ausgabenfixierte Analyse geht offenkundig zwingend fehl.

Die Veränderung der Ausgabenstruktur war wesentlich stärker ausgeprägt als die der Mengenzusammensetzung, die aber letztlich entscheidend war. Hier verloren Kartoffeln und Brot deutlich an Gewicht, prägten jedoch nach wie vor die tägliche Kost. Milch und Fleisch/-waren bildeten eher stabile Faktoren innerhalb des Budgets, wobei Milch leicht an Bedeutung gewann, Fleisch/-waren dagegen leicht verloren, bestenfalls gleich blieben. Folgt man den Statistiken, so waren Obst und Gemüse die eigentlichen Gewinner der Arbeiterkost, in geringerem Maße auch der zu Beginn des Zeitraums noch nicht erwähnte und nur selten genossene Zucker.

2. Insgesamt lockerte sich die in der Anfangszeit starke Beschränkung auf wenige Hauptnahrungsmittel. Die Arbeiterkost gewann bei insgesamt reduziertem Volumen eine zunehmende innere Produktvielfalt, die gleichwohl deutlich hinter dem expandierenden Marktangebot zurückstand. Die sowohl für animalische und vegetabilische Nahrungs-

36 „Der Alkoholkonsum während der Arbeit ist fast überall stark zurückgegangen. Im Sommer werden mehr kohlensaure Wasser oder Limonade als Bier getrunken" (Jahres-Bericht des Bad. Gewerbeaufsichtsamtes und des Bad. Bergamtes für das Jahr 1930, Karlsruhe 1931, S. 125). Zur allgemeinen Entwicklung des Getränkekonsums vgl. Uwe Spiekermann, Grundlagen der modernen Getränkekultur. Ein historischer Rückblick, in: Was wir so alles trinken – Getränke in der Ernährung. Hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für Ernährung. Sektion Baden-Württemberg, Stuttgart 1996, S. 15–36.

Abbildung 1
Veränderungen innerhalb des badischen Arbeiterbudgets zwischen 1886 und 1937

Ausgaben		Mengen	
Beginn	Ende	Beginn	Ende
Brot	Fleisch/-waren	Kartoffeln	Milch
Milch	Milch	Milch	Kartoffeln
Fleisch/-waren	Brot	Brot	Brot
Alkohol	Obst/Gemüse	Fleisch/-waren	Obst/Gemüse
Fette	Fette	Müllereiprodukte	Fleisch/-waren
Müllereiprodukte	Alkohol	Obst/Gemüse	Müllereiprodukte
Kartoffeln	Müllereiprodukte	Fette	Fette
Obst/Gemüse	Kartoffeln	Molkereiprodukte	Molkereiprodukte

mittel als auch für Getränke geltende innere Differenzierung der Ernährung führte daher nicht zu einer Angleichung etwa an das Bürgertum. Vielmehr verlagerten sich hier Differenzierungsmuster, die die Arbeiterkost als solche durchaus als potentielle Einheit stabilisierten und die sich mit dem Übergang von groben zu feinen Unterschieden analytisch einfangen lassen.

3. Die badischen Arbeiterbudgets zeigen eines gewiß: Der Gedanke linearer Verbesserung der Ernährung um die Jahrhundertwende ist hochgradig fraglich, zumal das Jahrzehnt der Ernährungskrise 1914–1923 nicht näher behandelt wurde. Die Ernährung städtischer Arbeiter in Baden war während der 1920er und 1930er Jahre weder qualitativ noch quantitativ besser als in der Vorkriegszeit. Die kurz erwähnten Verschiebungen von Butter zu Margarine, von Fleisch zu Wurst, von Weizenbrot zu Roggenbrot belegen dies ebenso wie die insgesamt sinkenden Verbrauchsmengen, die nicht nur mit physiologischem Minderbedarf erklärt werden können. Das relativ hohe Niveau, welches die badische Arbeiterkost schon um die Jahrhundertwende kennzeichnete, wurde tendenziell konserviert. Der von vielen Zeitgenossen geforderte Übergang zu einer leichten und proteinreichen urbanen Kost erfolgte daher nicht.

2 Differenzierungsmuster innerhalb der badischen Arbeiterernährung

2.1 Der innere Spielraum des Arbeiterbudgets – statistisch betrachtet

Unsere bisherigen Betrachtungen basierten sämtlich auf Durchschnittswerten, die Vielzahl heterogener Lebenslagen wurde über einen abstrakten Leisten geschlagen. Haushaltsrechnungen lassen sich jedoch auch zur Differenzierung von Kostmustern nutzen, indem Extrem- und Mittelwerte miteinander verglichen werden.

Drei Punkte sind an Abbildung 2 und 3 (vgl. auch Anhang, S. 480 f., Tabelle 7) hervorzuheben:

1. Die badische Arbeiterernährung bildete mit Sicherheit kein Einheitsmuster, sondern konstituierte sich aus einer großen Vielheit individuell agierender Haushalte.[37]

Abbildung 2
Extrem- und Mittelwerte des Brotverbrauchs badischer Arbeiter 1889–1937

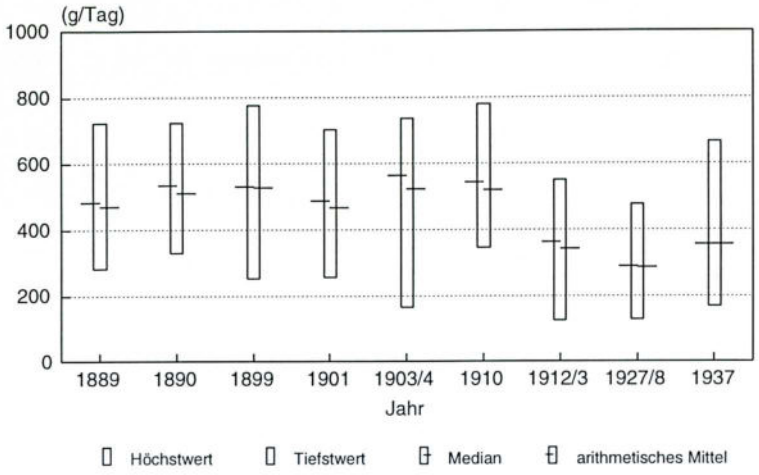
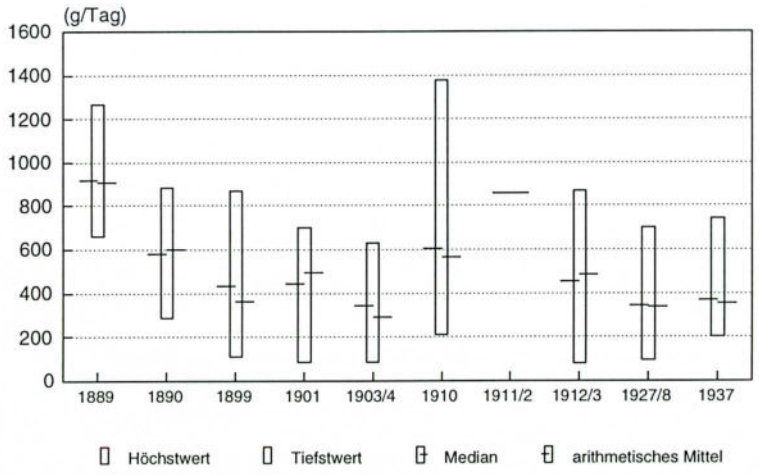
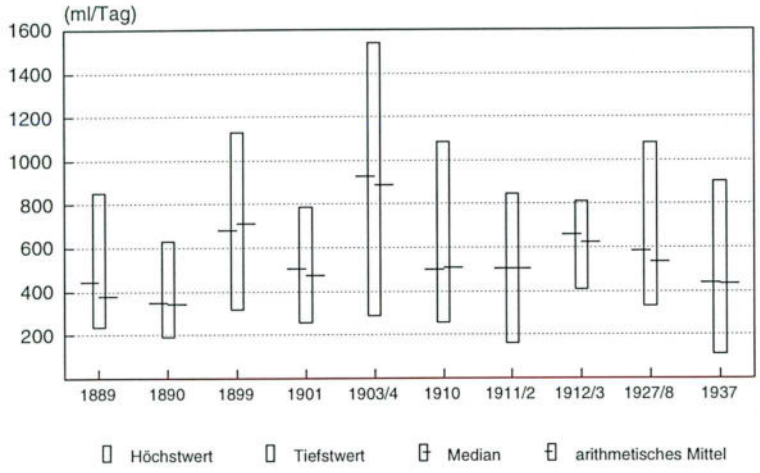


Abbildung 3
Extrem- und Mittelwerte des Kartoffelverbrauchs badischer Arbeiter 1889–1937



37 Die Differenzierungsleistung dieses zweiten Kapitels fehlt bei Armin Triebel, Zwei Klassen und die Vielfalt des Konsums. Haushaltsbudgetierung bei abhängig Erwerbstätigen in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, 2 Bde., Berlin 1991. Nur dadurch kann er von der „Einheit des proletarischen Konsums" (a. a. O., Bd. 1, S. 395) ausgehen, gar „so gut wie gar keine Binnendifferenzierungen feststellen" (a. a. O., Bd. 1, S. 415).

Abbildung 4
Extrem- und Mittelwerte des Milchverbrauchs badischer Arbeiter 1889–1937

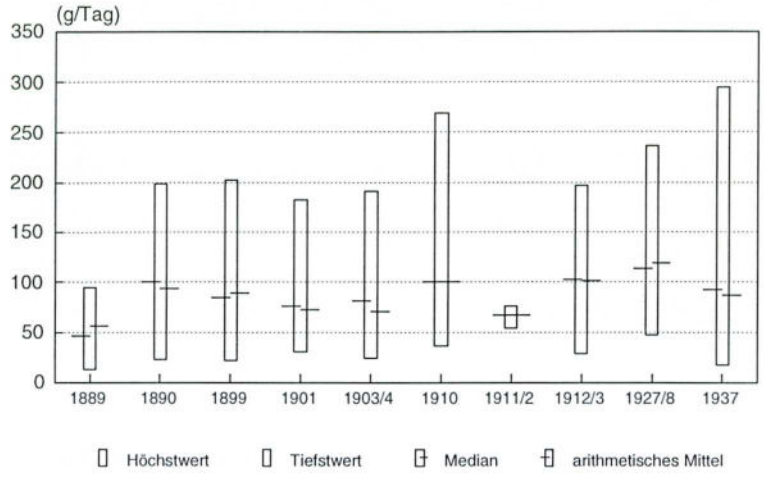


2. Die jeweiligen Spannweiten bewegen sich auf einem überraschend gleichmäßigen Niveau. Weder fand eine Verengung auf ein klar umrissenes Muster statt, noch vergrößerten sich die Unterschiede. Das legt die Annahme nahe, daß es sich um ein spezifisches Ernährungsmuster handelt, innerhalb dessen ein Arbeiterhaushalt pendeln konnte, ohne sich außerhalb seiner sozialen Klasse zu stellen. In Abgrenzung zu der zeitgenössischen bürgerlichen Vorstellung einer sich *allein* in der Einheit des Mangels und der Monotonie erschöpfenden Arbeiterkost scheint es mir daher begrifflich angemessen, von einer *integrativen Vielheit der Arbeiterernährung* zu reden.

3. Die Hauptnahrungsmittel weisen ein jeweils charakteristisch voneinander abweichendes Profil auf. Während die hochgradige Gleichheit des Brotes dessen Rolle als allseits akzeptiertes Grundnahrungsmittel verdeutlicht, zeigen die wesentlich stärker schwankenden Werte des Kartoffelverzehrs, daß sich die durchschnittlich feststellbare Reduktion der Kartoffelkost individuell sehr unterschiedlich gestaltete.

Für animalische Nahrungsmittel waren dagegen besonders ausgeprägte Höchstwerte charakteristisch. Das belegen die zumeist am Ende des unteren Drittels liegenden Mediane bzw. arithmetischen Mittelwerte. Während sich hinter den Höchstwerten der Milch vor allem Familien mit vielen kleinen Kindern verbergen, stellen wohlsituierte Facharbeiterhaushalte mit wenigen Kindern die Ausreißergruppe bei Fleisch und Fleischwaren. Gerade diese beiden Gruppen zeigen, daß die jeweilige Alters-, Familien- und Einkommenssituation entscheidend für die Bildung und Konstanz der Spannweiten war, innerhalb deren Grenzen sich individuelle Geschmackspräferenzen durchaus umsetzen ließen. Damit, so meine These, sind diese Spannweiten keineswegs Ausdruck einer beliebigen Vielfalt, sondern sie bestärken eher das Denkmuster *einer* Arbeiterernährung, denn sie verweisen auf einen Spielraum des Individuellen, geben aber gleichzeitig dessen Raum vor.

Abbildung 5
Extrem- und Mittelwerte des Fleisch- und Fleischwarenverbrauchs badischer Arbeiter 1889–1937



2.2 Stadt-Land-Unterschiede innerhalb der Ernährung badischer Arbeiter

Grundsätzlich sind auch andere Erklärungen für derartige Extremwerte denkbar. Der vor allem in Baden so wichtige Unterschied zwischen den im klassischen Sinne städtischen Arbeitern ohne landwirtschaftliche Nebenerwerbstätigkeit und den im urbanen Einzugsgebiet lebenden Pendelarbeitern mit entsprechender landwirtschaftlicher Rückbindung war ja nicht nur ökonomischer Natur, sondern wird immer auch als soziale und mentale Differenz geschildert. Folglich müßten sich auch unterschiedliche Ernährungsmuster herauskristallisieren. Ein Vergleich beiden Gruppen ergab 1890 allerdings nur bei wenigen Nahrungsmitteln signifikante Unterschiede (vgl. Anhang, S. 482, Tabelle 8). Die Kost der in Mannheim lebenden Arbeiter wies einen klar höheren Fleisch- und Fleischwarenverbrauch auf, während in den ländlichen Vororten eindeutig mehr Kartoffeln, Brot und Käse verzehrt wurden. Diese Unterschiede, die bei sämtlichen anderen Nahrungsmitteln nicht bestehen, sind jedoch insgesamt zu gering, um daraus zwei auch strukturell unterschiedliche Kostformen zu konstruieren.
Zwanzig Jahre später waren diese Unterschiede praktisch verschwunden. Während der Fleisch- und Fleischwarenkonsum in Mannheim leicht gesunken war, legten die Arbeiter in den ländlichen Vororten beachtlich zu. Ebenso näherte sich der Brot- und Kartoffelkonsum an. Sämtliche Unterschiede lagen bei nur 26 Einzelbudgets innerhalb der statistischen Zufallsgrenzen. Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatten sich damit die Unterschiede der Arbeiterkost zwischen urbanen Zentren und urbanen Einzugsgebieten tendenziell abgeschliffen. Diese für Mannheim geltende Entwicklung wird auch durch frühe Studien in und um Pforzheim bzw. Karlsruhe gestützt.
Derartige einheitliche Ernährungsinseln legen die Vermutung nahe, daß zumindest für die Erwerbsklasse der Arbeiter eine zunehmende Vereinheitlichung innerhalb der

beobachteten Spannweiten stattgefunden hat. Nur die Erhebung von 1937 bietet hierfür die nötige Quellengrundlage, denn neben den hier stets benutzten 42 städtischen Budgets existieren 48 zusätzliche Rechnungen von Arbeitern in Orten unter 5000 Einwohnern (vgl. Anhang, S. 482, Tabelle 8). Der Vergleich ergibt das schon eingangs gezeichnete Bild. Die ländlichen Arbeiterhaushalte wiesen leicht höhere Kartoffel-, Brot- und Milchwerte auf, während die städtischen Arbeiter einen höheren Fleisch- und Fleischwarenkonsum verzeichneten, der vollständig auf den Wurstverbrauch zurückzuführen ist. Außergewöhnlich ist einzig der in den Städten deutlich höhere Gemüsekonsum. Generell aber zeigt Tabelle 8 ein offenbar von Stadt-Land-Unterschieden nicht wesentlich beeinflußtes Ernährungsmuster, welches in Spannweiten charakteristisch für *den* (gewerblich beschäftigten) badischen Arbeiter war. Der so häufig betonte generelle Gegensatz zwischen Stadt und Land wurde offenbar durch die Arbeiterschaft durchbrochen, tendenziell universalisierten sich innerhalb der Region so soziale Differenzierungsmuster.

2.3 Ernährungsmuster im innerbadischen Vergleich

Auch hier ist ein Einwand möglich und berechtigt: Denkbar wäre es, daß die unterschiedlichen Landesteile Badens unterschiedliche Ernährungsmuster aufwiesen, die dann im arithmetischen Durchschnitt vereinheitlicht worden wären. Daß dem nicht so war, zeigt die Erhebung des Jahres 1927/28, deren 51 Arbeiterbudgets sich relativ gleichmäßig über die vier wichtigsten Städte Badens verteilten (vgl. Anhang, S. 483, Tabelle 9).[38] Auch hier fallen einige Unterschiede deutlich ins Auge: so etwa die Abstufung bei Fleisch und Fleischwaren, die für Fleisch und Wurst gleichermaßen galt, die jedoch direkt proportional zu den unterschiedlichen Durchschnittslöhnen dieser Städte war,[39] oder der schon 1910 ins Auge fallende, weit überdurchschnittliche Kartoffelkonsum in Mannheim oder die nur geringe Bedeutung von Obst und Gemüse in Freiburg.

Zwei Folgerungen sind hieraus zu ziehen:

1. Die festzustellenden Unterschiede reichen nicht aus, die These einer in Spannweiten einheitlichen städtischen Arbeiterkost in Frage zu stellen. Der innerbadische Vergleich sichert deren Plausibilität eher ab.

2. Das kann natürlich nicht heißen, daß die Arbeiterkost aller badischen Bezirke praktisch homogen war. Die kurzen Speisepläne der 1906 in ganz Baden untersuchten Heimarbeiterhaushalte weisen deutliche Unterschiede z. B. beim Konsum von Mehlspeisen auf, der offenbar in der See- und Donaugegend wesentlich häufiger vorkam als in den nördlichen Teilen Badens, wo überdurchschnittlich viel Fleisch konsumiert wurde.[40] Auch weisen die Budgets der Schwarzwälder Uhrmacher, die 1903/04 untersucht wurden, ein gegenüber den meisten anderen Erhebungen eigenständiges Profil auf, etwa niedrigeren

38 Freiburg: 15, Karlsruhe: 9, Mannheim: 14, Pforzheim: 13 Einzelbudgets.

39 Adam Müller, Reallöhne ..., S. 138–139 verzeichnet für 1928 folgende durchschnittliche Tarifstundenlöhne männlicher Vollarbeiter: Mannheim 110,2 Pf., Karlsruhe 105,9 Pf., Pforzheim 105,5 Pf. und Freiburg 104,1 Pf. Sämtliche Städte lagen über dem nationalen Mittel, welches bei 102,2 Pf. lag.

40 Karl Bittmann, Hausindustrie ..., passim.

Kartoffel-, Wurst- und Weizenbrotkonsum bei gleichzeitig höherem Fettkonsum.[41] Hier gab es offenbar lokale Traditionen, die durch relativ geringe Mobilität und unterdurchschnittliche Marktanbindung gestützt wurden. Die Unterschiede innerhalb der Region Baden waren jedoch geringer als die Gegensätze etwa zur Provinz Hessen-Nassau oder den angrenzenden württembergischen Gebieten.

2.4 Mahlzeitensysteme und Speisen der badischen Arbeiterkost

Konstanz und Wandel von Kostmustern zeigen sich vornehmlich in den Mahlzeitensystemen bzw. den verzehrten Speisen. Es ist allerdings sehr schwer zu sagen, was denn auf dem Tisch oder im Henkelmann der Arbeiter letztlich erschien, denn: „Der Arbeiter läßt sich mit Recht nicht gerne in den Topf schauen."[42] Damit fehlt der Argumentation ein wichtiges Segment, denn man kann durchaus anders essen ohne anderes zu essen. Hierzu fehlen Selbstzeugnisse der Arbeiter, und angesichts der großen Zahl bürgerlicher Klischees über die Ernährungskultur der Arbeiter finden sich in Autobiographien anderer sozialer Klassen eher deren Reproduktionen. Dabei würden diese die Vorstellung einer relativ homogenen Arbeiterkost durchaus stützen, „weil die Lebensweise der Arbeiter fast durchweg eine regelmäßige und meist nur innerhalb einer Woche Abwechslung bietende, im Uebrigen aber periodisch einförmige ist".[43] Außer dieser Regelmäßigkeit wurde immer wieder auf die geringe Variationsbreite der Zubereitung verwiesen: „Die Dürftigkeit zeigt sich mehr in der Einfachheit und Einförmigkeit der Speisen als in dem Mangel an Nahrung."[44] Doch diese unterstellte Einheit des Mangels bringt vorrangig einen Mangel an Kenntnissen über die selbstgedeutete innere Struktur des Arbeiterernährung, über den Symbolgehalt, die Wahrnehmung und die Sinngebung des jeweils Gegessenen an den Tag.[45] Dieser Vorbehalt begrenzt den Aussagewert der folgenden Grundlinien.

1. Die Mahlzeitenstruktur der badischen Arbeiter wich deutlich von denen der Bürger ab und war dennoch während der gesamten Zeit stark im Fluß. Zu Beginn des Untersuchungszeitraums gab es täglich fünf Mahlzeiten: Frühstück, Mittag- und Abendessen sowie eine Vormittags- und Nachmittagsvesper. Dieses Muster galt sowohl bei städtischen als auch bei ländlichen Arbeitern, etwa in der Zigarrenindustrie. Nur im südlichen Baden wurde werktags meist auf das 2. Frühstück verzichtet, nur am Sonntag fand es regelmäßig statt. Dieses Muster geriet durch langsam erstrittene Arbeitszeit-

41 „Die Nahrung charakterisiert sich in sämtlichen Fällen als überwiegend vegetarianische und voluminöse Brot-, Mehlspeisen-, Kartoffel- und Milchnahrung. Sie ist, um mit Grotjahn zu reden, eine ‚derbe, Lokalcharakter tragende Landkost', die eben deshalb für unsere meist sitzenden Uhrenarbeiter nicht taugt. Der ländliche Boden, auf dem unsere Industrie aufsteht, und die bäuerliche Herkunft der meisten Arbeiter tun hier zweifellos ihre Wirkung" (Heinrich Feurstein, Lohn und Lebenshaltung ..., S. 112).

42 Jahres-Bericht des Bad. Gewerbeaufsichtsamtes ... 1930, S. 132.

43 F[riedrich] Wörishoffer, Die sociale Lage ..., S. 238.

44 [Rudolf] Fuchs, Die sociale Lage ..., S. 176.

45 Vorschläge für eine Strukturanalyse enthält Mary Douglas, Standard Social Uses of Food: Introduction, in: Food in the Social Order. Studies of Food and Festivities in Three American Communities. Hrsg. von ders., New York 1984, S. 1–39. Sie für historische Studien zu dynamisieren wäre eine wesentliche theoretische Aufgabe.

verkürzungen[46] seit Mitte der 1890er Jahre unter zunehmenden Druck, der effektive Zehnstundentag bedeutete meist das Ende der Nachmittagsvesper.[47] Dagegen wurde sehr viel Wert auf die Beibehaltung einer längeren, d. h. einstündigen Mittagspause gelegt,[48] u. a. gab es für Arbeiterinnen die Sonderregelung einer anderthalbstündigen Mittagspause, um so das häusliche Mittagessen zubereiten bzw. aufwärmen zu können. Der Achtstundentag seit 1918 führte dann zu einem neuerlichen Aufbrechen dieser viergliedrigen Struktur, traf er doch die eingespielte Form des Mittagsmahles. Die zusammengedrängte Arbeitszeit wurde insbesondere in ländlichen Gegenden und von ländlichen Pendlern nur widerwillig akzeptiert, die Stadtbewohner dagegen begrüßten sie.[49] Die trotz Arbeitszeitverlängerungen in den folgenden Jahren meist beibehaltende halbstündige Mittagspause ließ vielfach das relative Gewicht der Abendmahlzeit steigen, auch wenn die Mehrzahl der Arbeiter am Mittagsmahl als Hauptmahlzeit festhielt.

2. Die Veränderungen in der Mahlzeitenstruktur schlugen direkt auf den Umfang und Stellenwert der einzelnen Mahlzeiten durch. Das erste Frühstück bestand anfangs zumeist aus einem Heißgetränk, meist Kaffee mit Milch, sowie Weißbrot bzw. Brötchen, welches zumeist gebrockt oder gestippt wurde. Die relativ teuren Zwischenmahlzeiten bestanden in der Regel aus Brot, zugekaufter Wurst bzw. Käse sowie einem Kaltgetränk. Dabei handelte es sich anfangs nicht selten um Milch, die jedoch zunehmend durch in Wirtschaften erstandenes, dann in Flaschen gekauftes Bier als Hauptgetränk abgelöst wurde. Dieses geriet seinerseits wieder im Sommer durch Wasser, Limonade und Kaffee, im Winter durch Kaffee und seltener Tee unter Druck. Aufgrund des relativ kleinen Frühstücks lagen Bedeutung und Umfang der Vormittagsvesper deutlich über der zweiten Zwischenmahlzeit. Mittags gab es fast immer ein Warmgericht,[50] welches möglichst zu Hause eingenommen wurde, auch wenn die Mehrzahl der Arbeiter offenkundig in Wirtschaften und Kostgebereien zu Mittag aß.[51] Erst in der Weimarer Republik kehrte sich diese Struktur zugunsten des Mittagessens am Arbeitsplatz um. Dabei war es lange Zeit durchaus üblich, daß Familienmitglieder unter großen Mühen das Essen zum Arbeitsplatz brachten. Speisewärmeinrichtungen schufen hier langsam Abhilfe, auch wenn viele Arbeiter sie aus grundsätzlichen Erwägungen ablehnten. Ebenso war Kantinenessen unbeliebt, viele Versuche scheiterten an der Ablehnung der Einheitskost durch

46 Vgl. zu den Arbeitszeiten Willi A. Boelcke, Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800–1989. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, o. O. [1989], S. 239–241.

47 „Bemerkenswert ist, daß die Verkürzung der Arbeitszeit vielfach mit der Abschaffung der Nachmittagsvesperpause verbunden und damit eine Gelegenheit zum Biergenuß während der Arbeitszeit beseitigt wurde" (Jahres-Bericht des Großherzoglich Badischen Gewerbeaufsichtsamtes für das Jahr 1911, Karlsruhe 1912, S. 81).

48 „Die Einteilung der Arbeitszeit gestattet in den meisten Betrieben den ortsansässigen Arbeitern, wenigstens über Mittag nach Hause zu gehen. Die ‚englische' Arbeitszeit mit kurzer Mittagspause und frühem Arbeitsschluß ist ohne Bedeutung ..." (Jahres-Bericht des Großherzoglich Badischen Gewerbeaufsichtsamtes für das Jahr 1913, Karlsruhe 1914, S. 80–81).

49 Vgl. Jahresbericht des Badischen Gewerbeaufsichtsamtes für das Jahr 1919, Karlsruhe 1920, S. 26 bzw. S. 150; die frühere Behauptung in: Jahresbericht der Großherzoglich Badischen Fabrikinspektion für das Jahr 1895. Hrsg. i. A. d. Großherzoglichen Ministeriums des Innern, Karlsruhe 1896, S. 36, legt allerdings eine gegenteilige Struktur nahe.

50 Vgl. jedoch die Einschränkungen im Sommer bei [Rudolf] Fuchs, Die Verhältnisse ..., S. 121.

51 Vgl. die eindrucksvolle Schilderung in: Jahresbericht des Bad. Gewerbeaufsichtsamtes und des Bad. Bergamtes für die Jahre 1923 und 1924, Karlsruhe 1925, S. 171.

die Arbeiter.[52] Das Mittagessen unterschied sich je nach Umfeld. Zumeist bestand es aus getrennt aufgetragenen Komponenten, nämlich der anfangs obligaten, später immer seltener erscheinenden Suppe, sowie Kartoffeln, Gemüse und, wenngleich nicht täglich, (gekochtem) Fleisch. An dessen Stelle traten vielfach Mehlspeisen, deren Bedeutung abseits der Nudeln jedoch tendenziell sank. Dazu wurde zumeist Brot gegessen und Milch getrunken. Abends schließlich stand anfangs häufig eine zweite warme Mahlzeit, die meist aus den Resten des Mittagessens, vielfach auch aus gekochten oder gebratenen Kartoffeln bestand. Allerdings gab es daneben in vielen Familien ein regelmäßiges Kaffee-Brot-Abendessen. Die Arbeitszeit- und Pausenregelungen führten schließlich zu wachsenden Unterschieden beim Abendessen. Während es teilweise zur Hauptmahlzeit ausgedehnt wurde, setzte parallel ein deutlicher Trend zur kalten Küche ein. Letzterer scheint insgesamt bedeutender gewesen zu sein. Generell zeigt sich hier eine zunehmende Differenzierung der Arbeiterkost, die vielfach Folge struktureller Veränderungen im Arbeitsleben war. Die erstrittenen Verbesserungen wirkten nicht intendiert auf die tägliche Kost ein, um sich trotz vielfältigen Widerstandes schließlich durchzusetzen.

3. Die Arbeiterernährung war durch einen zumeist regelmäßigen Wochenturnus geprägt. Innerhalb der Woche schlugen individuelle Präferenzen, religiöse Traditionen und örtliche Eigenheiten stark durch. Nur beim Freitag galt generell, daß sehr wenig Fleisch, häufiger dagegen Mehlspeisen gegessen wurden, auch der Mittwoch war ähnlich geprägt. Allgemein herausragend war einzig der freie Tag, der Sonntag, an dem sich stets um Fleisch bemüht wurde, der, wenn überhaupt, auch der eigentliche Bratentag war. Sonntags war außerdem zu Beginn des Untersuchungszeitraums ein nachmittäglicher bzw. abendlicher Wirtshausgang üblich. Hier bestanden deutliche, sich allerdings abschwächende Unterschiede zwischen Stadt und Land, stärker noch zwischen jungen und alten, ledigen und verheirateten Arbeitern. Frauen nahmen an diesen Sonntagsvergnügungen durchaus teil, nachmittägliche Zehrung mit dem Ehegatten war nicht ungewöhnlich. Auch diese Struktur der Jahrhundertwende fächerte sich während der Weimarer Republik auf und ließ sich kaum mehr auf einen Nenner bringen. Das Freizeitverhalten koppelte sich zunehmend vom Ernährungsverhalten ab.

4. Die Variationsbreite innerhalb der Arbeiterküche war allem Anschein nach gering, auch wenn sie während der Weimarer Republik eindeutig zunahm. Vereinzelte Männerstimmen jedenfalls klagten über die Kochkünste ihrer Frauen,[53] und der bürgerliche Reformdiskurs war vom Stereotyp der unfähigen Arbeiterhausfrau gekennzeichnet.[54] Doch

52 Vgl. die detaillierten Untersuchungen in: Karl Bittmann, Die Badische Fabrikinspektion im ersten Vierteljahrhundert ihrer Tätigkeit 1879 bis 1903. Ein Rückblick auf die Entwickelung der Industrie, Arbeiterschaft, Arbeiterschutzgesetzgebung und Gewerbeaufsicht. Bericht an das Großherzoglich Badische Ministerium des Innern, Karlsruhe 1905 bzw. Jahres-Bericht des Bad. Gewerbeaufsichtsamtes ... 1930, vor allem S. 126–132.

53 Vgl. die Selbstzeugnisse in: Eine Arbeiterreise. Berichte von 77 badischen Arbeitern über den Besuch der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt zu Charlottenburg. Hrsg. von Carl Bittmann, Karlsruhe 1904.

54 Eine Ausnahme bildet Karl Bittmann, Arbeiterhaushalt ..., S. 123: „Die mehr oder weniger knappen Arbeiterhaushaltungen, in denen man rationell zu wirtschaften und sorgsam zu rechnen versteht, sind zahlreicher als man denkt, und zahlreich sind die Arbeiterfrauen, die mit bewundernswerter, vom Mann herzlich anerkannter Kunst das Wenige so zusammenhalten und nutzbar machen, daß jedes zu seinem Rechte kommt."

dieses von nichtkochenden Männern geprägte Bild scheint fehlzugehen, denn Baden spielte nicht nur im Bereich des allgemeinen Haushaltungsunterrichts eine nationale Vorreiterrolle, sondern zumindest seit 1887 wurden an den Hauptindustrieorten auch spezielle Haushaltungskurse für Arbeiterinnen durchgeführt. Mangelhafte Küchentechnik, lange Zubereitungszeiten bei gleichzeitig häufiger Erwerbsarbeit der Frau waren rationale Gründe für eine Beschränkung auf wenige Nahrungsmittel, auf wenige Speisen.[55] Ebenso wichtig erscheint jedoch eine Fixierung auf bestimmte geschmackliche Muster, die außer Haus eher individuell ergänzt wurden.[56] Die geschmackliche Wiederholung schuf eine habituelle Sicherheit, die den Lebensumständen tendenziell entgegengesetzt war.

Insgesamt zeigt das Mahlzeitengefüge der badischen Arbeiterschaft somit eine große Heterogenität, die hier nur unzureichend angedeutet wurde. Ob als vereinheitlichendes Gegengewicht gemeinsame Konstanten des Geschmacks vorhanden waren, läßt sich nicht abschließend beurteilen, ist jedoch angesichts entsprechender Strukturen bei Nürnberger Arbeitern sehr plausibel.[57]

2.5 Die Arbeiterfamilie – ein heterogenes Konstrukt

Arbeiterernährung wurde bisher immer nur als in sich gleiche Familienernährung betrachtet. Doch innerhalb der Arbeiterfamilie gab es eine doppelte Differenzierung der Ernährung, die Zeitgenossen häufig in sozialdarwinistischen Bildern wiedergaben: „Nach meiner Erfahrung spielt – ungeachtet aller Theorien der Gleichberechtigung der Geschlechter – das Recht des Stärkeren, um nicht zu sagen das Faustrecht, in Arbeiterkreisen auch hinsichtlich der Nahrung eine erhebliche Rolle. Der Mann erhält wohl im allgemeinen hier erheblich mehr gerade vom ‚edelsten' Stoff, als ihm nach den physiologischen Normalsätzen zukommen würde."[58] Mann, Frau und Kinder besaßen zumeist eigene Nahrungsmittelprofile, die die Werte pro Vollperson grundsätzlich verdecken: „Der Arbeiter verbraucht das Bier allein und zwar auf der Baustelle. Bemerkenswert ist, daß er an dem Geldbetrag, den er sich für den Trank angesetzt hat, manches erspart und

55 Vgl. auch die für Hannover-Linden geltende Aussage bei Heidi Rosenbaum, Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung, Frankfurt a. M. 1992, S. 157: „Fast immer verband sich das Gespräch über das Essen mit einem Lob für die Mutter, die es verstanden hätte, noch aus einfachsten Zutaten ein schmackhaftes Essen zu bereiten." Nicht vergessen werden darf auch das sehr breite Aufgabenfeld der Frauen: „Die Arbeiterfrau hat den ganzen Haushalt zu führen, Wohnung, Hausrath und Kleidung rein und in guter Ordnung zu halten. Bei den beschränkten Mitteln einer Arbeiterfamilie sollte jeder kleine Mangel und Schaden möglichst schnell ausgebessert werden. Sie hat ferner zu kochen, was deswegen besondere Ueberlegung und Zeit in Anspruch nimmt, oder doch nehmen sollte, weil es darauf ankommt bei der bescheidenen Bemessung des Budgets, den Familienangehörigen ein nahrhaftes Essen mit verhältnißmäßig geringen Kosten zu bereiten, was schon zur Erhaltung ihrer körperlichen Kräfte und ihrer Gesundheit nothwendig ist" (Jahresbericht der Großherzoglich Badischen Fabrikinspektion für das Jahr 1899, Karlsruhe 1900, S. 88).

56 Vgl. etwa die Beschreibung der Wirtshausessen bei [Rudolf] Fuchs, Die Verhältnisse ..., S. 121–122.

57 Vgl. Dörthe Stockhaus, Nürnberger Arbeiterkost ..., S. 266–272.

58 Walter Claassen, Beiträge zur Feststellung der Ernährungsverhältnisse des deutschen Land- und Stadtvolkes, in: Archiv für Rassen- und Gesellschaftssoziologie, Jg. 8 (1911), S. 458–487 und S. 604–627, hier S. 479.

dafür seiner Frau und seinen Kindern mitunter kleine Geschenke macht. In den Weinverbrauch teilen sich zu gleichen Teilen Mann und Frau. Vom Fleisch verzehrt der Vater zwei Drittel, die Mutter ein Drittel, die Kinder erhalten lediglich Suppenanteil, der hier in der Rechnung nicht zu berücksichtigen ist. Von den zwölf Würstchen, die wöchentlich auf den Tisch kommen, erhält der Vater vier, die Mutter zwei, die sechs ältesten Kinder je eine. Der Säugling empfängt im ersten Lebensjahr 300 Liter Milch, dazu für 5 Mk. Zucker und Haferflocken und hierzu im zweiten Halbjahr wöchentlich etwa 250 Gramm Brot, das ihm mehr zum Nagen als zur Nahrung dient; ohne Bedeutung ist der Anteil des Säuglings am Familientisch. Mit Beginn des zweiten Lebensjahres nimmt das Kind am Familientisch teil und erhält außerdem zwei Jahre lang im Durchschnitt 0,75 Liter Milch täglich. Die älteren Kinder beteiligen sich lediglich an der Milch des Familientisches."[59] Auf alle Nahrungsmittel bezogen, ergab sich in dieser Familie eine Ausgabenrelation von 1 für den Mann, 0,49 für die Frau und 0,34 für ein Kind.[60] Diese gravierenden Unterschiede dürften generalisierbar sein, auch wenn die Mengenrelationen geringer ausgeprägt waren: Männer verzehrten bei weitem überproportional Fleisch, Wurst, Käse und Bier.[61] Dies hing sehr stark mit der Art der Zwischenmahlzeiten[62] und der Verfügungsgewalt über das Haupteinkommen zusammen. Folglich änderte sich das gezeigte Bild grundlegend, wenn die Frau bzw. die Kinder bezahlter Arbeit nachgingen. Zu Hause aß die Frau weit überdurchschnittlich vegetabilisch, vor allem Kartoffeln und Gemüse, wobei ihr Fleischkonsum häufig vom Alter der Kinder abhängig war. Dem Mangel an Fleisch entsprach bei den meisten Frauen ein höherer Milch- und Mehlspeisenkonsum. Das galt tendenziell auch für die Kinder, die zudem viel Brot und durchschnittlich Kartoffeln bekamen. Süßwaren und Genußmittel waren selten, kamen in breiterem Maße erst in der Weimarer Republik auf. – Diese rudimentäre Skizze belegt, daß allein die soziale Differenzierung der Ernährungsweise nicht hinreichend ist, sondern – vor dem Hintergrund insgesamt dominierender regionaler Verzehrsunterschiede – zwingend durch geschlechts- und tendenziell auch altersspezifische Differenzen überlagert werden muß. Spannend und lohnend wäre es jedoch, genau diese Felder sozialvergleichend anzugehen. Es ist wahrscheinlich, daß innerhalb der verschiedenen Typen von Arbeiterfamilien jeweils typische Muster geschlechts- und alterskonformer Ernährung bestanden.[63]

59 Karl Bittmann, Arbeiterhaushalt ..., S. 110.

60 Berechnet nach a. a. O., S. 112.

61 Belege dazu u. a. bei F[riedrich] Wörishoffer, Die sociale Lage ..., S. 268; [Rudolf] Fuchs, Die sociale Lage ..., S. 135 und S. 206; [Rudolf] Fuchs, Die Verhältnisse ..., S. 123.

62 „Die Zwischenmahlzeiten bilden bei den männlichen Arbeitern die eigentliche Grundlage der Ernährung, während die Familienmahlzeiten hierfür wenig in Betracht kommen" (Jahresbericht der Großherzoglich Badischen Fabrikinspektion für das Jahr 1896, Karlsruhe 1897, S. 116).

63 Viele Anregungen hierzu in: Heidi Rosenbaum, Proletarische Familien ...

3 Die Ernährung städtischer Arbeiter in Baden – eine integrative Vielheit im Übergang

Es wäre ein leichtes, eine Fülle weiterer Differenzierungen der Ernährung badischer Arbeiter zwischen 1880 und 1930 vorzunehmen. Man denke nur an die Abhängigkeit der Ernährung von der Familiengröße und der Familienstruktur, von der Einkommenssituation, dem Umfang des eigenen Nahrungsmittelanbaus oder der durch Arbeiterkonsumvereine sich stark wandelnden Beschaffungsmuster. Auch der präzise Vergleich mit dem badischen Bürgertum wäre eine reizvolle Aufgabe. Auf den diese Ausführungen am stärksten in Frage stellenden Mangel an Selbstzeugnissen sowie auf die ungelöste Frage des Geschmacks wurde ebenso hingewiesen wie auf den Ausschluß existentieller Krisen vor allem zwischen 1914 und 1923 bzw. der Weltwirtschaftskrise. Doch die Konturen der badischen Arbeiterernährung sind auch so grundsätzlich erkennbar, weitere Differenzierungen würden – abgesehen von den Erfahrungswelten der Arbeiter – nur den Informationsgehalt der Ausführungen steigern bzw. das Gesamtbild stärker konturieren.

Fassen wir am Ende zusammen, so gab es zwischen 1880 und 1930 offenbar *eine* für die badische Arbeiterschaft charakteristische Ernährungsweise, die als eine integrative Vielheit zu verstehen ist. Sie ist von bürgerlichen Kostformen deutlich unterscheidbar, ging in diesen auch nicht auf. Ihre Entwicklung läßt sich in drei verschiedene Phasen einteilen, die sich teilweise überlappten:

1. Die *Etablierung* der badischen Arbeiterkost erfolgte bis zur Jahrhundertwende, sie setzte aber offenbar schon in den 1870er Jahren ein. Das zeigt sich am klarsten in den unterschiedlichen Ernährungsweisen der 1889 bzw. 1890 untersuchten ländlichen Zigarren- bzw. städtischen Fabrikarbeiter. Die Etablierung der Arbeiterkost erfolgte offenkundig durch die Konfrontation tradierter ländlicher Ernährungsweisen mit den neuen Kaufmöglichkeiten des urbanen Marktes, lavierte zwischen den Herausforderungen und Zumutungen einer neuen Lebens- und Arbeitsweise und den begrenzten Ausgabemöglichkeiten. Eine Reduzierung der lange Zeit prägenden Kartoffel- und Brotmassen ging einher mit vermehrtem Fleisch-, Fleischwaren- und Genußmittelverzehr.
2. Die erhöhten, wenngleich die Enge beileibe nicht aufhebenden Reallöhne ermöglichten dann um die Jahrhundertwende eine *Universalisierung* der Arbeiterernährung in drei Richtungen. Erstens setzte sie sich bei allen gelernten und angelernten Arbeitern in den Städten durch, zweitens griff sie auf das ländliche Einzugsgebiet über, und drittens orientierten sich, wenngleich auf niedrigem Niveau, verheiratete erwerbstätige Frauen zunehmend an diesem Fleisch- und Genußmittelmuster. Parallel erfolgte eine Verfestigung der Gesamtstruktur, die, ohne daß das hier explizit belegt wäre, vor allem der Differenz zum Bürgertum entsprang, dessen wohlmeinende Reformvorschläge stets ohne Erfolg blieben. Die Arbeiter hatten eine Form der Ernährung, eine Form des Essens gefunden, die ihrem Alltag Sicherheit gab. Dieser Ernährungsstil war jedoch stets gefährdet, sei es durch Krankheit und Arbeitslosigkeit, sei es abgemildert durch Teuerung. Und sie entsprach sicherlich nicht unseren heutigen Vorstellungen von schmackhafter Kost.
3. Auch wenn dieses Muster eine bemerkenswert lange Stabilität aufwies, ließ es sich auf Dauer dennoch nicht beibehalten. Schon früh zeigte sich ein doppelter *Differenzierungs*prozeß. Während die Veränderungen der Arbeitszeit und der Arbeitspausen vornehmlich die Struktur der Arbeiterernährung berührten, zielte das zunehmend breite Angebot vor

allem des Lebensmitteleinzelhandels auf die Einzelkomponenten, auf die Nahrungsmittelzusammensetzung. Die Arbeiter fanden sehr verschiedene Formen des Umgangs mit diesen Herausforderungen, folgten dabei zunehmend individuellen Geschmacksmustern, die schon Ende der 1920er Jahre vielfach medial vermittelt waren.[64] Aufgrund der insgesamt gegenüber der Vorkriegszeit eher schlechteren Reallohnsituation konnten diese neuen Nahrungsbedürfnisse nicht umfassend, sondern nur in zeichenhaften Ansätzen befriedigt werden, etwa bei den Süßwaren. Erst in den späten 1950er Jahren zerbrach schließlich das Muster einer abgrenzbaren Arbeiterkost, auch wenn dessen innere Zernierung schon deutlich eher einsetzte.

64 Zur Werbeumwelt der Arbeiter vgl. Uwe Spiekermann, Medium der Solidarität. Die Werbung der Konsumgenossenschaften 1903–1933, in: Bilderwelt des Alltags. Werbung in der Kultur der Konsumgesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Hans-Jürgen Teuteberg. Hrsg. von Peter Borscheid und Clemens Wischermann, Stuttgart 1995, S. 150–189.

Anhang

Tabelle 1
*Nahrungsmittelausgaben in Budgets badischer Arbeiter**

Jahr	Anteil an den Gesamtausgaben (%)	Animalische Nahrungsmittel	Vegetabilische Nahrungsmittel	Genußmittel	nicht zuordbare Angaben
		(% der Nahrungsmittelausgaben)			
1886	68,0	27,7	35,6	24,5	12,2
1889	56,0	15,9	34,1	11,6	38,3
1890a	70,1	—	—	—	—
1890b	59,3	35,5	42,3	8,5	13,7
1897/8	52,2	34,3	43,9	21,9	—
1899a	69,8	—	—	—	—
1899b	55,0	39,1	35,9	18,5	6,6
1901	—	27,7	27,0	30,1	15,2
1902/3	57,0	62,0	28,0	10,0	—
1903/4	54,6	50,0	31,9	8,3	9,8
1906	—	—	—	—	—
1907/8	39,8	47,8	32,9	19,3	—
1908	49,9	51,7	32,2	16,7	—
1910	56,3	38,8	38,8	8,2	14,2
1911/2	46,2	48,3	40,3	11,4	—
1912/3	47,4	50,4	37,4	12,3	—
1927/8	44,9	46,5	29,8	13,9	9,8
1937	46,9	41,2	47,1	11,4	0,2

* Die Jahresangaben dieser wie auch der folgenden Tabellen verweisen zugleich auf die in Anmerkung 4 aufgeführten Tabellen.

Tabelle 2
*Ausgabenanteile für animalische Nahrungsmittel in Budgets badischer Arbeiter 1886–1937**

Jahr	Fleisch/ -waren	Fett		Milch	Eier	Käse
		gesamt	davon Butter			
1886	7,4	—	—	8,7	—	—
1889	13,1	9,9	6,1	8,6	2,7	—
1890a	11,0	12,7	—	19,4	—	—
1890b	16,5	8,8	1,8	9,5	1,6	1,2
1897	32,0	2,2	—	10,1	—	—
1899b	13,5	7,4	4,5	12,3	4,2	0,3
1901	17,7	8,4	3,0	5,6	1,5	1,4
1902/3	24,9	12,9	7,9	15,1	8,5	0,7
1903/4	18,4	10,0	5,7	18,6	2,9	1,1
1906	12,7	5,9	—	28,3	—	—
1907/8	14,7	8,1	4,8	15,0	4,4	1,9
1908	23,2	8,1	3,7	14,5	4,6	1,0
1910	17,9	6,9	2,9	13,2	3,0	1,2
1911/2	21,1	6,8	2,3	16,2	4,5	0,6
1912/3	25,4	9,0	2,9	18,9	2,9	1,2
1927/8	20,4	8,0	3,5	13,7	5,0	1,7
1937	18,7	8,4	3,2	11,4	3,5	1,6

* Angaben in v. H. der Nahrungsmittel. Die Kategorie „Fett" umgreift sämtliche Fette, d. h. auch pflanzliche Öle und Margarine. Eine tiefere Differenzierung enthält Tabelle 3. Die teilweise von Tabelle 1 abweichenden Summen der Ausgabenanteile animalischer Nahrungsmittel ergeben sich zum einen aus einer teilweise geringeren Grundgesamtheit, da nicht alle Einzelbudgets gleich differenziert waren. Leichte Abweichungen resultieren zudem aus Ausgleichsrechnungen, mit denen die Kategorie „sonstiges Fett" (vgl. Tabelle 3) in animalische und vegetabilische Bestandteile aufgesplittet wurde.

Tabelle 3
*Innere Struktur der Fleisch-, Fleischwaren- und Fettausgaben badischer Arbeiter 1889–1937**

Jahr	Fleisch und -waren (= 100%)			Fett (= 100%)						
	Fleisch	Fleisch-waren	Wurst	gesamt	Butter	tierische Fette	pflanzliche Fette	sonstige Fette	Schmalz	Marga-rine
1889	—	—	—	.	64,0	.	.	36,0	.	.
1890a	—	—	—	100	.	.	.	.	.	.
1890b	—	—	—	.	55,8	16,5	.	27,7	.	.
1897	44,5	32,6	22,9	100	.	.	.	.	.	.
1899b	—	—	—	.	61,1	.	.	38,9	.	.
1901	67,5	.	32,5	.	36,3	.	20,6	43,2	.	.
1902/3	—	—	—	.	61,0	.	.	39,0	.	.
1903/4	67,6	10,6	21,8	.	57,1	38,3	1,0	3,7	.	.
1906	—	—	—	.	50,0	50,0	.	.	.	.
1907/8	64,2	.	35,8	.	59,1	.	.	40,9	.	.
1908	64,9	.	35,1	.	45,0	.	.	55,0	.	.
1910	—	—	—	.	45,8	.	.	54,2	.	.
1911/2	—	—	—	.	37,2	33,5	29,3	.	.	.
1912/3	64,4	.	35,6	.	56,2	30,4	8,9	4,5	.	.
1927/8	42,7	22,8	34,6	.	43,7	.	.	17,4	20,6	18,3
1937	48,4	5,2	46,4	.	37,9	22,9	.	.	39,2	.

* Angaben in v. H. Herangezogen wurden nur entsprechend tief differenzierte Budgets.

Tabelle 4
*Ausgabenanteile für ausgesuchte vegetabilische Nahrungsmittel und Alkohol in Budgets badischer Arbeiter 1886–1937**

Jahr	Brot			Kartoffeln	Obst und Gemüse	Zucker	Müllereiprodukte	Alkohol
	insgesamt	davon Weizenbrot	davon Roggenbrot					
1886	19,2	—	—	—	4,6	—	—	15,4
1889	22,8	—	—	4,9	2,3	—	6,3	11,6
1890a	21,3	—	—	—	—	—	8,2	—
1890b	22,7	31,1	68,9	4,8	4,8	—	4,8	7,4
1897	9,8	—	—	2,5	8,4	—	—	9,1
1899b	16,0	41,1	58,9	2,4	3,8	—	3,7	15,7
1901	16,4	47,0	53,0	1,9	1,9	2,4	5,2	—
1902/3	15,7	—	—	1,5	4,8	2,5	2,7	7,3
1903/4	19,9	16,1	83,9	3,0	3,3	4,8	5,6	4,2
1906	23,6	51,0	49,0	5,3	—	3,3	—	—
1907/8	18,5	—	—	2,6	6,6	—	6,7	1,8
1908	14,8	—	—	1,9	6,0	3,6	5,1	12,0
1910	25,1	37,0	63,0	4,5	3,8	—	3,8	7,5
1911/2	15,3	—	—	7,2	6,0	—	3,2	7,4
1912/3	19,7	30,9	69,1	3,6	5,5	3,6	5,1	9,2
1927/8	11,3	26,4	73,6	3,2	8,3	3,2	5,3	8,5
1937	14,1	8,7	91,3	3,3	10,6	3,8	4,5	6,4

* Angaben in v. H. Herangezogen wurden nur entsprechend tief differenzierte Budgets.

Tabelle 5
*Gekaufte Nahrungsmittelmengen in Budgets badischer Arbeiter 1889–1939**

Jahr	Fleisch bzw. Fleisch-waren	Fett		Milch	Käse	Eier (St.)	Brot	Müllerei-produkte	Kartoffeln	Zucker
		gesamt	davon Butter							
1889	46,0	28,7	16,5	441,1	—	0,278	483,8	73,2	919,2	—
1890b	100,5	28,3	13,3	343,4	10,5	0,256	533,0	57,5	581,1	—
1899b	85,3	29,0	17,1	680,3	2,2	0,566	530,7	93,2	434,0	—
1901	76,2	36,7	14,6	503,5	8,5	0,418	487,4	69,9	441,7	21,1
1903/4	81,7	46,2	20,0	926,5	16,4	0,306	563,8	97,2	343,6	57,8
1910	100,3	33,1	9,7	496,9	6,0	0,296	541,6	79,3	605,0	—
1911/2	67,0	21,6	4,6	504,7	—	0,559	—	—	858,1	35,5
1912/3	103,0	35,7	16,6	650,9	6,9	0,397	333,9	64,0	453,2	40,2
1927/28	114,0	45,5	11,2	585,4	11,3	0,508	289,6	99,7	343,4	55,4
1937	92,9	42,4	10,1	439,8	11,9	0,305	355,7	83,3	368,8	47,4

* Angaben in Gramm bzw. Milliliter pro Tag und Vollperson.

Tabelle 6
*Gekaufte Fleisch- und Fleischwarenmengen in Budgets badischer Arbeiter 1901–1937**

Jahr	Mengen in allen Budgets	Mengen in den jeweils ausdifferenzierten Budgets						
		Fleisch					Fleisch-waren	Wurst
		insgesamt	Rind	Schwein	Kalb	Sonstiges		
1901	76,2	48,8	—	—	—	—	—	24,0
1903/4	81,7	54,4	49,5	41,3	8,9	—	7,8	16,4
1912/3	103,0	64,0	14,6	25,1	9,2	—	—	21,1
1927/8	114,0	52,4	21,8	19,8	—	11,5	25,7	35,9
1937	92,9	48,4	16,4	18,3	1,9	11,8	4,7	42,4

* Angaben in Gramm pro Tag und Vollperson. Aufgeführt sind nur die entsprechend tief differenzierten Budgets.

Tabelle 7:
*Extrem- und Mittelwerte des Verzehrs ausgewählter Nahrungsmittel bei badischen Arbeitern 1889–1937**

a) Fleisch und Fleischwaren

Jahr	Höchstwert	Tiefstwert	Median	arithmetisches Mittel
1889	94,8	12,7	55,7	46,0
1890b	198,6	23,2	93,3	100,5
1899b	201,9	22,2	89,5	85,3
1901	182,3	31,1	72,2	76,2
1903/4	191,2	23,9	70,6	81,7
1910	269,5	36,7	99,9	100,3
1912/3	196,5	28,1	101,3	103,0
1927/8	236,6	47,8	119,3	114,0
1937	294,6	18,0	87,1	92,9

Tabelle 7 [Fortsetzung]

b) Milch

Jahr	Höchstwert	Tiefstwert	Median	arithmetisches Mittel
1889	850,3	236,2	377,9	441,1
1890b	628,5	189,7	345,2	343,4
1899b	1128,1	317,6	708,6	680,3
1901	784,6	256,4	472,6	503,5
1903/4	1537,1	287,6	886,1	926,5
1910	1082,9	255,7	511,0	496,9
1912/3	811,1	406,2	624,4	650,9
1927/8	1081,4	332,2	533,8	585,4
1937	902,0	112,4	432,1	439,8

c) Brot

Jahr	Höchstwert	Tiefstwert	Median	arithmetisches Mittel
1889	724,4	283,4	468,8	483,8
1890b	724,4	330,0	508,2	533,0
1899b	775,2	253,2	524,9	530,7
1901	703,4	256,0	467,0	487,4
1903/4	735,3	163,6	523,1	563,8
1910	772,3	345,3	518,8	541,6
1912/3	548,9	125,7	343,9	333,9
1927/8	474,6	127,5	286,3	289,6
1937	666,1	167,0	354,1	355,7

d) Kartoffeln

Jahr	Höchstwert	Tiefstwert	Median	arithmetisches Mittel
1889	1268,4	661,3	909,4	919,2
1890b	882,4	284,5	600,3	581,1
1899b	865,2	109,6	360,5	434,0
1901	702,5	84,3	496,2	441,7
1903/4	630,9	83,8	293,7	343,6
1910	1379,0	212,7	564,1	605,0
1912/3	865,2	79,6	481,1	453,2
1927/8	701,1	92,6	337,3	343,4
1937	741,6	200,8	352,0	368,8

* Angaben in Gramm bzw. Millilitern pro Tag und Vollperson.

Tabelle 8
*Verzehrsunterschiede zwischen Stadt und Land in Budgets badischer Arbeiter 1890, 1910 und 1937**

	Jahr	1890b		1910		1937	
	Ort/Lage	Mannheim	Ländliche Vororte	Mannheim	Ländliche Vororte	Städte > 5000 Einw.	Orte < 5000 Einw.
Fleisch/-waren		114,9	82,6	102,3	91,6	92,9	88,3
	davon Fleisch	—	—	—	—	48,4	55,1
	davon Wurst	—	—	—	—	42,4	33,1
Milch		356,7	338,1	505,2	461,9	439,8	521,0
Fett		—	—	34,0	22,1	—	—
Schmalz		17,1	19,4	—	—	10,0	5,3
Fisch		—	—	—	—	11,4	10,7
Milchprodukte	Käse	6,9	14,7	—	—	11,9	10,5
	Butter	16,2	12,6	—	—	10,1	9,8
Eier		8,5	8,3	—	—	9,2	8,9
Vegetabilisches Fett		—	—	—	—	22,2	20,2
Brot		497,3	558,6	548,5	512,9	355,7	390,3
Müllereiprodukte		55,5	58,9	76,4	80,0	83,3	87,7
Kartoffeln		543,2	608,4	594,1	607,6	368,8	429,1
Gemüse		—	—	105,7	102,4	139,9	60,0
Obst		—	—	—	—	80,0	93,4
Zucker		—	—	—	—	47,4	44,9

* Angaben in Gramm bzw. Milliliter pro Tag und Vollperson bzw. Stück pro Monat und Vollverson (Eier).

Tabelle 9
*Verzehrsunterschiede zwischen Arbeitern in verschiedenen badischen Städten 1927/28**

Stadt	Freiburg	Pforzheim	Karlsruhe	Mannheim
Fleisch/-waren	101,4	107,3	118,9	133,1
davon Fleisch	47,0	30,4	50,7	62,3
davon Wurst	32,2	35,5	41,6	45,6
Milch	683,8	507,7	602,4	556,2
Schmalz	12,5	12,1	13,0	10,0
Vegetabilisches Fett	8,2	7,5	10,5	14,5
Fisch	6,1	4,5	11,0	9,8
Milchprodukte: Käse	11,5	6,3	16,6	12,1
Milchprodukte: Butter	11,4	14,5	9,1	9,4
Eier	12,8	17,6	16,3	15,6
Brot	297,2	277,3	283,4	294,7
Müllereiprodunkte	93,0	113,9	113,8	86,3
Kartoffeln	324,6	275,7	324,6	441,0
Gemüse	110,7	128,8	127,6	122,5
Obst	100,8	175,6	145,9	163,0
Zucker	57,9	55,4	55,8	51,8

* Angaben in Gramm bzw. Millilitern pro Tag und Vollperson bzw. Stück pro Monat und Vollperson (Eier).

Das Scheitern des Kommunismus im deutschen Oktober 1923

Von Karsten Rudolph

I.

Die Kommunismusforschung läuft Gefahr, in eine sinnlose Konfrontation gestellt zu werden, indem eine soziologisch verengte Historiographie gegen eine Politikgeschichte anrennt, die längst Auskunft über ihre Grenzen gegeben hat. Klaus Michael Mallmann ist mit seiner Habilitationsschrift über *Kommunisten in der Weimarer Republik – Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung*[1] nicht nur angetreten, um mit kommunistischen Legenden aufzuräumen, sondern auch, um mit denjenigen Forschern abzurechnen, die – wie etwa Hermann Weber – einer politikgeschichtlichen Methode den Vorzug geben und dabei zwischen einer „demokratischen Phase" der KPD und deren Stalinisierung seit 1923/24 unterscheiden.[2] Für Mallmann stellt sich die nach den Bolschewiki zweitstärkste Sektion der Kommunistischen Internationale hingegen als eine eigentümliche Mischung dar, die sich einerseits aus einem aus der Vorkriegssozialdemokratie herauswachsenden oppositionellen Eigensinn und andererseits einem neuartigen, aktivistisch-diktatorischen Revoluzzertum speiste, wobei er den Eigensinn in der Regel „unten" und den Dezisionismus immer „oben" ansiedelt.

Aber läßt sich die KPD wirklich als die organisierte Form eines „Kleinkriegs" zwischen den Ehrgeizlingen in der Führung und den Gemütskommunisten in der Mitgliedschaft beschreiben?[3] Läßt sich eine dezidiert politikgeschichtliche Interpretation wirklich so schnell vom Tisch wischen, wenn es um eine derart genuin politische Erscheinung wie die KPD geht? Und: War es nicht gerade Weber gewesen, der immer wieder gegen das Totalitarismustheorem betont hatte, daß der Kommunismus nicht nur als ein politisches Prinzip, sondern auch als eine soziale Bewegung zu verstehen ist? Mallmann mag die Stalinisierung der Partei jedoch nicht anerkennen, weil die KPD bereits von Anbeginn diktatorische Züge getragen habe und die Basis bis zum Schluß eher dem stummen Zwang des traditionellen Milieus statt den Moskauer Parolen gefolgt sei. Doch allein der KPD-Führung gelang es, die eigenen Leute, wenn es denn „die Sache" erforderte, bis in den Tod zu schicken. Ob und inwieweit der KPD (und den kommunistischen Parteien allgemein) ein erhebliches politisches Eigengewicht zuzumessen ist, läßt sich nicht allein aus einer Perspektive „von oben" und nicht allein mit Blick nach „unten" beantworten. Ich plädiere für eine Perspektive, die „oben" und „unten" gleichermaßen in den Blick

1 Klaus Michael Mallmann, Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung, Darmstadt 1996. Vgl. die Rezension Hermann Webers in: *Die Zeit* vom 14. 6. 1996.

2 Von Hermann Weber vgl. insbesondere: Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1969. Vgl. auch Werner T. Angress, Die Kampfzeit der KPD 1921–1923, Düsseldorf 1973; Ossip K. Flechtheim, Die KPD in der Weimarer Republik, Frankfurt a. M., 3. Aufl. 1973.

3 Klaus Michael Mallmann, Kommunisten ..., a. a. O., S. 152.

nimmt: für eine moderne regionalhistorische Forschung, die sich in der Quellenarbeit auf die mittlere Ebene der Partei, die Bezirksebene, konzentriert, da diese das Scharnier zwischen den Orts- und Betriebsgruppen und der Zentrale bildet und sich dezidiert zwischen den Polen von Politikgeschichte und Sozialgeschichte bewegt.

Meine zentrale These ist, daß der deutsche Kommunismus spätestens in der Märzaktion von 1921 als revolutionäre Bewegung endete und im deutschen Oktober 1923 als politische Kraft scheiterte. Der Hamburger Aufstand – den Mallmann zu Recht als eine Groteske bezeichnet[4] – hat dies bis heute verdeckt. Er diente Kommunisten ebenso wie „Antikommunisten" als Beweis für die politische Gefährlichkeit der KPD. Wenn er noch rechtzeitig abgesagt worden wäre, wäre das gesamte Desaster kommunistischer Politik offenbar geworden. Die einvernehmliche Entscheidung des KPD-Zentralausschusses vom 3. November 1923, den Aufstand in Hamburg alles andere überstrahlen zu lassen,[5] deckte darüber hinaus die Entscheidung Gustav Stresemanns und Friedrich Eberts, gegen das von einer sozialdemokratisch-kommunistischen Koalition regierte Sachsen die Reichsexekution zu verhängen, womit der linksrepublikanische Weg, den Sachsen, Thüringen und Braunschweig nach dem Kapp-Putsch beschritten hatten, definitiv blockiert wurde. In der folgenden Fallstudie sollen dicht am empirischen Material die Gründe für das politische Debakel herausgearbeitet werden, das die KPD im Oktober 1923 erlitt und von dem sie sich nicht mehr erholte. Im Untersuchungsgang wird sich herausstellen, wie ertragreich eine Forschungsperspektive sein kann, die zwischen der klassischen Politikgeschichte und einer Art historischer Soziologie angesiedelt ist.

II.

Das „rote Sachsen", in der Revolution von 1848/49 ein Schwerpunkt der deutschen demokratischen Bewegung, nach der Reichsgründung von 1871 Stammland der deutschen Sozialdemokratie, bildete in der Revolution von 1918/19, in der kurzzeitig die Gelegenheit zur Bildung eines „linksradikal-sozialistischen Ministeriums"[6] bestand, eine Hochburg der Unabhängigen Sozialdemokratie. Gleichwohl erfüllten sich die hochgesteckten Hoffnungen auf den revolutionären Wechsel nicht. Die aus beiden sozialdemokratischen Parteien gebildete Revolutionsregierung zerbrach, weil die MSPD dem Kurs der Berliner Führung aus Überzeugung folgte, während die USPD auf einem Sonderweg Sachsens bestand. Fortan regierte die MSPD im Bunde mit der Deutschen Demokratischen Partei, teilweise unterstützt von der DVP, während die USPD die eigentliche Oppositionsarbeit trug.[7]

4 A. a. O., S. 53.

5 Vgl. Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (künftig: SAPMO-BA), ZPA, I 2/1/19, Bl. 29.

6 Richard Lipinski, Der Kampf um die politische Macht in Sachsen, Leipzig 1926, S. 48. In ihm sollte Fritz Heckert das Kriegsministerium, Otto Rühle das Kultusministerium übernehmen. Otto Rühle ließ die Verhandlungen jedoch platzen.

7 Ein Bindeglied zwischen den sozialdemokratischen Fraktionen bildete freilich stets die Kultuspolitik. Vgl. Burkhard Poste, Schulreform in Sachsen 1918–1923. Eine vergessene Tradition deutscher Schulgeschichte, Frankfurt a. M. u. a. 1993.

Diese Konstellation löste sich unter dem Eindruck des Kapp-Lüttwitz-Putsches und der Niederlage der MSPD bei der Reichstagswahl am 6. Juni 1920 auf. Die Forderung des ADGB-Vorsitzenden Carl Legien nach der Bildung einer „Arbeiterregierung" mochte im Reich schon aufgrund der fehlenden parlamentarischen Mehrheit eine „Schimäre"[8] bleiben, in Sachsen, wo die beiden sozialdemokratischen Parteien über eine Mehrheit im Landtag verfügten und die Parole der Einheit ein lebhaftes Echo in der Arbeiterschaft fand, lagen die Dinge anders. Es bedurfte freilich noch eines weiteren Antriebs, um die beiden sozialdemokratischen Parteien in die gemeinsame Regierungsverantwortung zu führen und um die KPD, die angesichts der effektiven Oppositionspolitik der Unabhängigen ein Schattendasein gefristet hatte, auf den Plan zu rufen: die Entscheidung in der Kominternfrage. Sie fiel im Oktober 1920. Im Zuge der Urabstimmung über die von Lenin und dem Exekutivkomitee diktierten 21 Anschlußbedingungen wurden 49 sächsische Delegierte zum Hallenser USPD-Parteitag gegen, 21 für deren Annahme festgelegt. Sämtliche Landtagsabgeordnete und Parteizeitungen sowie die große Mehrzahl der Funktionäre blieben aber bei der USPD, und nur ein kleiner Teil der Mitglieder wechselte zur VKPD.[9]

Die KPD trat am 6. Juni 1920 zum erstenmal bei einer reichsweiten Wahl an und erreichte magere 2,1 Prozent der Stimmen. In Sachsen erzielte sie immerhin 4,4 Prozent, von denen über drei Viertel aus dem Wahlkreis Chemnitz-Zwickau stammten, der ihr zum Gewinn eines von insgesamt zwei Mandaten verhalf.[10] Fritz Heckert, der Spitzenkandidat des Wahlkreises, verzichtete zugunsten von Clara Zetkin auf den Einzug in den Reichstag. Heckert hatte als Vorsitzender des Chemnitzer Bauarbeiterverbandes zusammen mit Heinrich Brandler die Opposition gegen die Burgfriedenspolitik der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie aufgebaut, wobei sie jedoch gegenüber ihren hauptsächlichen Widersachern, Gustav Noske und Ernst Heilmann, keinen Durchbruch erzielen konnten, solange sich diese in Südwestsachsen engagierten. Die beharrliche Organisationsarbeit, die zunächst über die Zahlstelle des Bauarbeiterverbandes erfolgte, zahlte sich jedoch aus, als das Militär, gedeckt von der (mehrheits)sozial-liberalen Landesregierung und von Noske ausdrücklich zu scharfem Durchgreifen angehalten, gegen protestierende Arbeiter vorging, was in Chemnitz in einem regelrechten „Blutbad" mit mehr als vierzig getöteten Zivilisten endete.[11] Die anschließende, groß angelegte Militäraktion gegen vermeintliche Unruheherde in und um Chemnitz, die unter der zynischen Tarnbezeichnung „Sommerreise" stattfand, führte zu einer derartigen Verbitterung in der Arbeiterschaft, daß sich selbst die Chemnitzer MSPD von einer solchen „Gewaltpolitik" öffentlich absetzte, die nicht eines der drückenden sozialen Probleme löste.

In dieser Konstellation begann die Abwanderung von Arbeitern, die zumeist aus den Chemnitz vorgelagerten kleinen und mittleren Städten stammten, zur KPD. Vor der Vereinigung mit der linken USPD führte der Bezirk Erzgebirge die Mitgliederstatistik der

8 Susanne Miller, Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918–1920, Düsseldorf 1979, S. 388.

9 Vgl. Karsten Rudolph, Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik 1871–1923, Weimar, Köln und Wien 1995, S. 273.

10 Vgl. Franz Walter, Sachsen, ein Stammland der Sozialdemokratie?, in: *Politische Vierteljahresschrift* (künftig: *PVS*), Jg. 32 (1991), S. 207–231.

11 *Leipziger Neueste Nachrichten* (künftig: *LNN*) vom 10. 8. 1919.

Partei mit 18029 Genossinnen und Genossen an. Doch nur in Südwestsachsen konnte die Partei richtig Fuß fassen, weil sie dort den weniger radikalisierten Teilen der Arbeiterbevölkerung eine Alternative zur MSPD bot, wohingegen die USPD organisatorisch schwach blieb. Ganz im Sinne der Vorkriegssozialdemokratie bestand das Ziel kommunistischer Agitation und Organisation im Bezirk Erzgebirge/Vogtland in dem Aufbau einer disziplinierten revolutionären Massenpartei, aber nicht in der Führung eines anarchokommunistischen Bandenkriegs oder syndikalistischer Streikbewegungen. Von einer revolutionären Massenpartei blieb die VKPD freilich selbst in ihrem Musterbezirk noch weit entfernt, zumal in der Chemnitzer SPD im Laufe des Jahres 1920 längst ein Umdenken eingesetzt hatte, in dessen Verlauf sich die Partei immer deutlicher von der Ordnungspolitik der Berliner Führung und des sächsischen Regierungsflügels distanzierte und sich von dem Odium Gustav Noskes, ihres Vorkriegsführers, zu befreien trachtete. In Leipzig und Umgebung spielte die KPD hingegen wegen der Übermacht der USPD, die in Opposition zu Dresden und Berlin stand, von vornherein keine bedeutende Rolle. In Ostsachsen wurde sie vom rätekommunistischen Flügel der KAPD überspielt, die hier schon wegen der Popularität ihres politischen Lokalmatadors Otto Rühle als besonders aktiv hervortrat. Die KAPD umfaßte hier mehr Mitglieder als die KPD, die zeitweilig auf nicht mehr als 1000 Genossen bauen konnte.[12]

Die KPD profitierte im „roten Sachsen" somit keineswegs von dem allgemeinen Radikalisierungsprozeß in den Jahren 1919 und 1920. Vor den Landtagswahlen im November 1920 war die politische Bedeutung der KPD marginal gewesen. Trotz energischer Agitation in den sächsischen Revieren fanden die Bergleute ihren „Unionismus", der auf dem Vereinigungsparteitag dann auch zu Grabe getragen wurde, nicht überzeugend. Bei allen Bemühungen, den Massenanhang der rätekommunistischen „Föderalisten" um Rühle zu halten, verspielte sie ihn, wozu das scharfe Vorgehen des EKKI gegen diese Richtung und namentlich gegen Rühle beitrug, weil es eben nicht eine Isolierung der Linksradikalen, sondern eine Welle der Solidarität auslöste. Auch die Stimmenverluste der MSPD konnte die KPD bei der ersten Reichstagswahl nicht annähernd ausgleichen. Schließlich profitierte sie keineswegs in dem erhofften Maße von der Spaltung der USPD im Herbst 1920. Allenfalls 60 Prozent der USPD-Austritte landeten bei der VKPD, deren Mitgliederzahl zwischen November 1920 und Januar 1921 von rund 24000 auf 40600 zunahm. Die sächsische „Rest-USPD" behielt bis in das Jahr 1922 hinein jedoch mehr als doppelt so viele Mitglieder.[13]

Es war die Landtagswahl vom 14. November 1920, die die VKPD in eine strategische Position einrücken ließ. Sie legte gegenüber der Reichstagswahl lediglich leicht zu – auf 5,7 Prozent der Stimmen –, womit sie sechs Mandate erzielte, zu denen noch drei der linken USPD fielen. Die MSPD und die USPD kamen zusammen jedoch nur noch auf rund 42 Prozent der Stimmen, während die DDP auf unter 8 Prozent absackte. In Anbetracht der allgemeinen Zuspitzung der politischen Situation in Deutschland und

12 Bericht über den 5. Parteitag der Kommunistischen Partei Deutschlands (Sektion der Kommunistischen Internationale) vom 1. bis 3. November 1920 in Berlin, Berlin 1921, S. 265 f.

13 Karsten Rudolph, Die sächsische Sozialdemokratie ..., a. a. O., S. 273.

unter dem Druck des sächsischen Wahlergebnisses lautete die Alternative nach dem 20. November 1920: „Arbeiterregierung" oder „Bürgerblock".
Die USPD und die MSPD, in der inzwischen die Linke, die sog. „Chemnitzer Richtung", die Oberhand gewonnen hatte, verständigten sich rasch über ein Regierungsprogramm und waren sich darin einig, die VKPD möglichst eng in die Regierungsverantwortung einzubinden. Einen Eintritt in die Regierung lehnte die VKPD ab, einen sozialdemokratischen Ministerpräsidenten wollte sie hingegen unterstützen, wofür sie zur allgemeinen Verwunderung keinerlei politische Gegenleistungen verlangte.[14] Dennoch gab es niemanden, der der sozialistischen Minderheitsregierung eine lange Lebensdauer bescheinigen wollte, zu sehr galten die Kommunisten als unsichere Kantonisten.
Man muß sich klarmachen, daß sich die politische Konstellation über Nacht gewandelt hatte: erst zwei Jahre zuvor hatte die radikale Linke in Sachsen kurz vor der Gründung der KPD gestanden und die Sozialdemokraten bezichtigt, die Revolution verraten zu haben, noch ein Jahr zuvor schienen die Gräben zwischen der Mehrheitssozialdemokratie, die die KPD zum Sündenbock für sämtliche soziale und ökonomische Probleme abstempelte, und den Kommunisten, die die Mehrheitssozialdemokraten in unversöhnlichem Ton als Helfer der Konterrevolution angriffen, schier unüberwindlich zu sein.
Mit einem Mal boten sich der VKPD – anders als im Reich oder in Bayern – zwei große Chancen: entweder als Quasiregierungspartei die politische Initiative zu ergreifen und die Arbeiterbewegung über eine „Arbeiterregierung" im Kampf gegen den allgemeinen Rechtsruck in Deutschland zu einen oder aus dem Schatten der unabhängigen Opposition herauszutreten und sich als einzige politisch bedeutsame Fundamentalopposition zu profilieren. Das Problem der VKPD bestand darin, daß sie beide Chancen gleichzeitig nutzen wollte und dies auf die Formel von der „loyalen Opposition"[15] brachte. Der Zentralausschuß und der 4. Parteitag stellten zwar die Zentrale bloß und kritisierten die Rede von der „loyalen Opposition" scharf, doch hielt die Parteiführung ihre Linie, trotz einer demütigenden Niederlage, im Kern bei.[16] Der „Offene Brief der Zentrale" vom 8. Januar 1921, verfaßt von Karl Radek als Beauftragtem des Exekutivkomitees der Komintern (EKKI), propagierte die von Lenin explizit unterstützte Einheitsfrontpolitik und deckte zunächst auch offiziell die Politik der sächsischen Kommunisten.[17]
Die Mitgliederentwicklung honorierte keineswegs die neuen Handlungsspielräume der sächsischen Partei. Nicht nur, daß die von der USPD abgesprungenen Mitglieder nur völlig unzureichend aufgefangen werden konnten, sie konnten offensichtlich auch nicht gehalten werden. Schon zu Beginn des Jahres 1921 begann der Mitgliederanhang wieder zu bröckeln.[18] Die Parteiführung „beeindruckte" ihre fragile Anhängerschaft mit

14 Vgl. Protokoll der USPD-Landesversammlung 1921, S. 8 f., in: Protokolle der Landesversammlungen der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Sachsens 1919–1922. Hrsg. von Hartfried Krause, Berlin und Bonn 1979.
15 Der diesbezügliche Beschluß der Zentrale vom 23. 3. 1920 in: Arbeiterklasse siegt über Kapp und Lüttwitz. Hrsg. von Erwin Könnemann u. a., 2 Bde., Berlin 1971, Bd. 1, S. 225 f.
16 Bericht über den 4. Parteitag der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund) am 14. und 15. 4. 1920, Berlin o. J., S. 28 ff.
17 Arnold Reisberg, Zur Genesis der Losung der Arbeiterregierung im Jahre 1922, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung* (künftig: *BzG*), Jg. 9 (1967), S. 1024 f.
18 Bericht des Organisationsbüros des Bezirks Erzgebirge/Vogtland von Anfang Mai 1921. SAPMO-BA,

nervösen politischen Manövern, die die Mitgliederfluktuation noch verstärkten. So blieb die KPD gefangen in der unbewältigten Doppelrolle als radikale Opposition und Mehrheitsbeschaffer sozialdemokratischer Reformpolitik.

Man kann die konkrete kommunistische Politik in Sachsen in diesem Zeitraum nicht „von oben", mithin als Ausfluß der Einheitsfrontpolitik oder als Resultat der „Offensivtheorie", erklären.[19] August Thalheimer entfaltete das, was später „Offensivtheorie" genannt wurde, auf dem 5. Parteitag im November 1920. Der „Offene Brief" zur Einheitsfront war auf den 3. Januar 1921 datiert. Wie lange er gültig blieb, ist kaum auszumachen, stieß er doch sogleich auf massive Kritik, und es bedurfte der massiven Intervention Lenins, um ihn wieder voll in Kraft zu setzen. Hinzu trat, daß zwar der zweite Kominternkongreß beschlossen hatte, die nationalen Sektionen der weltkommunistischen Bewegung zu steuern; aber es gab mehrere Steuermänner, und die änderten nicht selten ihre politische Meinung rascher, als es selbst ein gut organisierter Bezirk nachzuvollziehen vermochte. Karl Radek etwa, der als Verbindungsmann des EKKI in Deutschland fungierte, inspirierte die „Offensivtheorie" und verfaßte den „Offenen Brief", trug zum Sturz der Levi-Zentrale maßgeblich bei, drängte auf eine offensive Aktion in Deutschland, redete der Mobilisierung des „Lumpenproletariats" das Wort und schloß sich schließlich den Kritikern der Märzaktion an – das Ganze jeweils mal strikt internationalistisch, mal sowjetrussisch oder tendenziell nationalistisch begründet[20] und alles wie im Taumel innerhalb eines Jahres, ohne jemals den Gedanken an einen Rücktritt zu verschwenden, als der Erfolg ein ums andere Mal ausblieb. So besaß der KPD-Musterbezirk Chemnitz-Erzgebirge allen Grund, sich über das Durcheinander zu beschweren.[21] Eine neue Führung, die unter putschähnlichen Bedingungen an die Spitze der Parteimaschine gelangt ist, benötigt möglichst rasch einen Erfolg für ihre politische Legitimierung oder ist doch wenigstens bestrebt, das Ruder so herumzuwerfen, daß auch dem letzten Passagier an Bord eine Begründung für den plötzlichen Wechsel auf der Brücke geliefert wird. Genau das tat die neue Zentrale, zusätzlich gedrängt durch Moskauer Emissäre, als sie sich für die Ausrufung des Generalstreiks und eine militante Aktion im mitteldeutschen Industrierevier entschied.[22] Diese Märzaktion wurde zur ersten großen Belastungsprobe für das Regierungsbündnis in Dresden.

[Forts. von Anm. 18]
ZPA, I 3/9/85, Bl. 1 ff. Keine 18 Monate nach dem Vereinigungsparteitag von KPD und linker USPD waren bereits 10600 Mitglieder ausgetreten. Der Bezirk Erzgebirge/Vogtland zählte sogar weniger Mitglieder als im Oktober 1920. Anläßlich einer Umfrage der Zentrale über den Mitgliederbestand teilte der Bezirk mit, daß zum 1. April 1922 gegenüber geschätzten rund 50000 SPD-, 10000–12000 USPD- und ungefähr 1000 KAPD-Mitgliedern noch 14421 Mitglieder eingeschrieben waren. SAPMO-BA, ZPA, I 3/9/76, Bl. 9. Der Bezirk Westsachsen wies 12569, der Bezirk Ostsachsen 3657 Mitglieder auf. SAPMO-BA, ZPA, I 3/10/106, Bl. 8 und I 3/8/27, Bl. 30.

19 Arnold Reisberg, An den Quellen der Einheitsfrontpolitik. Der Kampf der KPD um die Aktionseinheit in Deutschland 1921–1922, 2 Bde., Berlin/DDR 1971, Bd. 1, S. 117 ff. und S. 237 ff.

20 Marie-Luise Goldbach, Karl Radek und die deutsch-sowjetischen Beziehungen 1918–1923, Bonn 1973, S. 70 ff.

21 SAPMO-BA, ZPA, I 3/9/76, Bl. 31.

22 Siehe Sigrid Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde. Die Märzaktion der KPD 1921, Frankfurt a. M. und New York 1986; Hans Ulrich Ludewig, Arbeiterbewegung und Aufstand. Eine Untersuchung zum Verhalten der Arbeiterparteien in den Aufstandsbewegungen der frühen Weimarer Republik 1920–1923, Husum 1978, S. 186 ff.

Abgesehen von den durch die unionistische Agitation entfachten Streiks in den Revieren, an denen sich um die 15000 Bergleute beteiligten, standen die Kommunisten allein auf weiter Flur. In mehreren Fällen gingen sozialdemokratische und freigewerkschaftliche Arbeiter gewaltsam gegen Kommunisten vor und erstickten so die aufflackernden Streiks.[23] Die von der VKPD angefeindeten Rätekommunisten waren hingegen die eifrigsten Verfechter der Märzaktion, während sich weite Teile der VKPD auffällig zurückhielten. Der Bezirk Erzgebirge/Vogtland, auf den es in Sachsen ankam, trug die überstürzte Aktion allenfalls halbherzig mit, weil eine Mehrheit der Funktionäre im Bezirk eine putschistische Taktik ablehnte.[24]

Die Dresdner Regierung verurteilte den „größten Bakunisten-Putsch der bisherigen Geschichte" (Paul Levi) in einer besonderen Erklärung zur politischen Lage auf das schärfste. Trotz der Meinungsunterschiede gingen die Kommunisten nicht von ihrem Tolerierungskurs ab. Sie verzögerten nicht einmal die Verabschiedung des Landeshaushaltes, sondern stimmten ihm zu.[25] Die VKPD „verarbeitete" die vollständig gescheiterte Aktion mit Beschönigungen, Beschimpfungen der Wähler und der Verleugnung der eigenen politischen Verantwortung.

Es war keineswegs die verunglückte Märzaktion, sondern die Grund- und Gewerbesteuergesetzgebung, die die sächsische Regierung im Sommer 1921 ins Wanken brachte. Die VKPD-Fraktion verwarf die Steuern, weil sie befürchtete, sie würden auf die Mieter abgewälzt. Die Regierung beharrte dagegen auf den Gesetzentwürfen und argumentierte, daß ohne Einnahmeverbesserungen Sozialleistungen gekürzt werden müßten, was nicht im Interesse der VKPD liegen könne. Gleichzeitig bot die DVP-Fraktion der Regierung bei ihren Steuerplänen Unterstützung an, was nur auf den ersten Blick überraschend wirkt, denn die Avancen, die die Volkspartei den Sozialdemokraten machte, zielten auf die Bildung einer großen Koalition ab. Diesen Eindruck gewann auch die VKPD, zumal es Anfang Juli auf der MSPD-Landesversammlung hieß, daß die Kasseler Beschlüsse, mit denen die Ablehnung einer Koalition mit der DVP begründet wurde, nur für das Reich Geltung hätten und die große Koalition in Berlin in der Luft lag.[26]

In dieser Situation legte sich die KPD-Landeskonferenz deutlich auf die Unterstützung der Landesregierung fest. Allerdings hatte sich der Parteitag in einer steuerpolitischen Entschließung strikt für eine Umverteilung der Einkommen von oben nach unten ausgesprochen, doch die KPD-Landtagsfraktion lenkte in der Steuerfrage noch am Monatsende ein, erteilte den Gesetzentwürfen ihre Zustimmung und beendete die

23 Vgl. im einzelnen den Bericht des Reichskommissars für die Überwachung der öffentlichen Ordnung (RKO) und des Organisationsbüros des KPD-Bezirks Chemnitz/Erzgebirge. Bundesarchiv (künftig: BA), RMdI, Nr. 13315, Bl. 68 f.; SAPMO-BA, ZPA, I 3/9/85, Bl. 1.

24 Dies geht aus dem Bericht des Innenministers vor dem Landtag am 30. 1. 1923 hervor, in dem er aus den Strafakten gegen den ehemaligen KPD-Abgeordneten Weimer dessen Aussagen zitiert. Sächsische Landtagsakten (künftig: LTA), Verhandlungen, Bd. 1, 1922/23, S. 400 f. Nach dem Desaster stellte der Bezirksparteitag Erzgebirge/Vogtland fest, daß die „Grundlinie der Märzaktion" zwar richtig, die putschistischen Entgleisungen aber falsch gewesen seien. SAPMO-BA, ZPA, I 3/9/85, Bl. 4.

25 LTA, Verhandlungen, Bd. 2, 1920/21, S. 1306 ff.

26 Vgl. *Sächsische Staatszeitung* (künftig: *SäS*) vom 5. 7. 1921; Heinrich August Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, 2., völlig durchgesehene und korr. Aufl., Berlin und Bonn 1985, S. 453 ff.; Bericht der sächsischen Landtagsfraktion über ihre Tätigkeit in der Zeit vom Juli 1921 bis September 1922, in: SAPMO-BA, ZPA, I 2/703/143, Bl. 3.

Regierungskrise. Als Gegenleistung verlangte sie ein energisches Vorgehen gegen die Konterrevolution, insbesondere die Säuberung der Landesverwaltung von republikfeindlichen Beamten.[27] Nach dieser Kraftprobe sah es nicht nur so aus, als ob das Kabinett Wilhelm Buck/Richard Lipinski bis zum Ende der Legislaturperiode ungestört weiterregieren könnte, sondern es schien auch noch Verstärkung aus anderen Ländern zu erhalten.

Im Nachbarland Thüringen wurde am 7. Oktober 1921 eine weitere von der KPD tolerierte sozialistische Minderheitsregierung gebildet, an deren Spitze der Unabhängige Sozialdemokrat August Frölich trat. Neben den sozialistischen Minderheitsregierungen in Dresden und Weimar amtierte bereits seit 1920 in Braunschweig eine USPD/MSPD-Regierung unter dem Unabhängigen Sozialdemokraten Sepp Oerter, während in Anhalt eine sozial-liberale Koalition die Regierungsgeschäfte führte, so daß die kommunistische Propaganda fortan vom „roten Block in Mitteldeutschland" schwärmte und ihre Politik noch stärker als bisher auf diesen Raum konzentrierte.

Man hätte nun annehmen können, daß mit den Leitsätzen zur Einheitsfrontpolitik, die das EKKI am 25. Dezember 1921 verabschiedete und in denen die Haltung der deutschen Kommunisten gegenüber den sozialistischen Landesregierungen in Thüringen und Sachsen eigens positiv erwähnt wurde, die parlamentarischen Mehrheiten in den beiden Landtagen gesichert waren. Dies war jedoch ein Trugschluß.[28] Ob mit oder ohne „Dezemberthesen" verbreitete sich namentlich in der sächsischen KPD die Befürchtung, den Weg der USPD zu nehmen und sich in der parlamentarischen Demokratie unter Aufgabe der revolutionären Ziele einzurichten. Dieses Trauma der „Versumpfung" stellte die Fähigkeit zum politischen Handeln weit stärker in Frage als etwa die „Frieslandkrise", die die Berliner Parteigremien beschäftigte.

Im Dezember 1921 konnte sich die KPD nicht mehr darauf verständigen, den sächsischen Staatshaushaltsplan mit zu verabschieden. Insbesondere Fritz Heckert polemisierte gegen die Etatbewilligung, während der Landesvorsitzende Paul Böttcher und mit ihm die Mehrheit der Fraktion dagegenhielt. Als auch das Gesetz über die Erklärung des 1. Mai und des 9. November zu sächsischen Feiertagen im Januar 1922 keine Mehrheit fand, weil die Kommunisten ihre Macht demonstrieren wollten, wurde nicht nur die Lage für die Regierung, sondern ebenso für die KPD prekär.[29] Die Krise schien zunächst vorübergehender Art zu sein, da die Zentrale auf Antrag Wilhelm Piecks in der Bewilligungsfrage auf die Seite der Landtagsfraktion trat. Aber Berlin – und Moskau – waren weit, und in Dresden blieb die Budgetbewilligung umkämpft. Da sich der Zentralausschuß in dieser Frage nicht zu einer klaren Meinung durchringen konnte, tat er etwas für eine vermeintlich bolschewistische Partei Unübliches: Er überließ ihre Lösung einer

27 Bericht über die Verhandlungen des 2. Parteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands (Sektion der Kommunistischen Internationale). Abgehalten vom 22. bis 26. August 1921 in Jena, Berlin 1922, S. 113 f., und die Erklärung der KPD-Fraktion, die ihre Zustimmung mit einer drohenden großen Koalition begründete, in: LTA, Verhandlungen, Bd. 3, 1920/21, S. 2156 f.

28 Arnold Reisberg, Zur Genesis ..., a. a. O., S. 1026.

29 Das Gesetz konnte erst am 5. 4. 1922 mit den Stimmen der drei Fraktionen beschlossen werden. Vgl. LTA, Vorlagen, Bd. 2, 1921/22, Nr. 92; LTA, Verhandlungen, Bd. 4, 1921/22, S. 3006 ff.; LTA, Berichte, Bd. 2, 1921/22, Nr. 642; LTA, Beschlüsse 1920/22, Nr. 180 und Nr. 294.

Länderkonferenz, mithin den jeweiligen Landesorganisationen.[30] Da in den Ländern, in denen die KPD sozialdemokratische Kabinette stützte, die Mehrheitsverhältnisse für die „Realpolitiker" günstiger schienen, erzielten diese mit diesem Ausweg einen Punktsieg. Aber selbst in der sächsischen Landesorganisation mehrten sich die Kritiker der „loyalen Opposition". Bei den Haushaltsberatungen lehnte die KPD-Fraktion den Justizetat ab, was einem Beschluß des Jenaer Parteitags entsprach, der unmißverständlich entschieden hatte, daß „alle Ausgaben, die der Aufrechterhaltung der Unterdrückungsorgane des bürgerlichen Staates dienen", zu streichen seien, wobei neben dem Militär und der Polizei auch die „Klassenjustiz" ausdrücklich erwähnt worden war.[31] Die DNVP beantragte daraufhin die Auflösung des Landtages und Neuwahlen und brachte mit dieser Forderung die übrigen bürgerlichen Parteien hinter sich, welche zudem einen Volksentscheid verlangten, falls der Auflösungsantrag scheitern sollte.[32] Alles kam nun auf die KPD-Fraktion an. Die Parteileitung verlautbarte zwar, daß man die Regierung nicht fallenlassen dürfe,[33] verlangte aber, daß die Arbeiterparteien von sich aus den Landtag auflösten. In einer Unterredung mit der KPD wiesen die sozialdemokratischen Fraktionen diesen Vorschlag zurück. Die Kommunisten gingen nicht soweit, zusammen mit der bürgerlichen Opposition die Regierung zu Fall zu bringen. Nach ergebnislosen Verhandlungen gaben sie bekannt, den deutschnationalen Antrag abzulehnen.[34] Die Regierungsmehrheit lehnte den DNVP-Antrag schließlich ab, doch die Regierung mußte zwei Tage später das Volksbegehren auf Auflösung des Landtags zulassen.

Indessen begann die KPD damit, ultimativ Garantien für die weitere Unterstützung der Regierung zu verlangen.[35] Sie machte die Zustimmung zum Haushalt nun von einem Forderungskatalog abhängig, an dessen Spitze der Erlaß einer politischen Amnestie stand. Die Sozialdemokraten lehnten einen allgemeinen Straferlaß ab. Die Verhandlungsführer der KPD gaben erneut nach und willigten ein, dem Landtag eine Entschließung zuzuleiten, in der der Justizminister zu Einzelbegnadigungen nach Kriterien der drei Parteien angehalten werden sollte.[36] Die restlichen Forderungen der KPD – die Technischen Nothilfe (Teno) in Sachsen zu verbieten, weil diese weit über ihren ursprünglichen Auftrag, „lebenswichtige Betriebe" am Laufen zu halten, hinaus als Streikbrecher eingesetzt worden war,[37] die Entmilitarisierung der Landespolizei und die Einrichtung eines Betriebsrätekongresses, dem sämtliche Anträge an den Landtag vorzulegen seien – wurden von den Sozialdemokraten übergangen, weshalb sie damit rechneten, daß die Regierung schon bald von der KPD gestürzt werden würde. Am 14. Juni trat die Verhandlungskommission der drei Parteien zur entscheidenden Sitzung zusammen. Der Landesvorstand,

30 Vgl. Arnold Reisberg, Zur Genesis ..., a. a. O., S. 1027 ff. Der Konflikt wurde auch auf dem westsächsischen Bezirksparteitag am 25. und 26. 3. 1922 ausgetragen, aber nicht entschieden. SAPMO-BA, ZPA, I 3/8/106, Bl. 4 ff.

31 Das Manifest in: Bericht über die Verhandlungen des 2. Parteitages der KPD ..., a. a. O., S. 408 f.

32 LTA, Berichte, Bd. 2, 1921/22, Nr. 678 und 679.

33 Zitiert bei Arnold Reisberg, Zur Genesis ..., a. a. O., S. 1032.

34 A. a. O., S. 1032 f.; die gemeinsame Erklärung in: SAPMO-BA, ZPA, I 2/703/143, Bl. 5.

35 Vgl. den Bericht der KPD-Fraktion in: SAPMO-BA, ZPA, I 2/703/143, Bl. 4.

36 Vgl. Handbuch der sozialdemokratischen Parteien für die Landtagswahl in Sachsen 1922, [Dresden 1922,] S. 73 f.

37 Michael H. Kater, Die „Technische Nothilfe" im Spannungsfeld von Arbeiterunruhen, Unternehmerinteressen und Parteipolitik, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* (künftig: *VfZ*), Jg. 27 (1979), S. 30–78.

die Landtagsfraktion und Vertreter der KPD-Zentrale hatten sich zuvor darauf festgelegt, keine weiteren Kompromisse einzugehen, so daß die Beratungen scheitern mußten. Einen Tag später lehnte die KPD-Fraktion auch den Polizeietat im Landtag ab.[38] Der Rücktritt der Regierung schien unmittelbar bevorzustehen.

Die Landesregierung resignierte jedoch nicht, sondern begegnete den Forderungen der KPD mit eigenen Vorschlägen: anstelle von Betriebsrätekongressen sollten öffentlich-rechtliche Arbeitnehmerkammern eingerichtet, im Reich ein Verbot der Teno beantragt, die Polizei entmilitarisiert sowie eine zuverlässige republikanische Hilfspolizei aufgebaut werden. Die Unterhändler der KPD stimmten diesen Angeboten zu, wobei die Frage der mit legislativen Kompetenzen versehenen Betriebsrätekongresse zwar offengehalten wurde, aber letztlich hieß dies, daß sie nicht eingerichtet wurden. Im Zuge der dritten Ausschußberatung über den Polizeietat verlangten die beteiligten KPD-Abgeordneten dann doch, einen Betriebsrätekongreß einzuberufen, der sich speziell mit dem Etatansatz für die Polizei befassen sollte. Die MSPD ließ eine Unterbrechung der Ausschußberatungen jedoch nicht zu und lehnte die KPD-Forderung kategorisch ab. Die KPD-Abgeordneten baten um die Abhaltung dieses einen Kongresses oder um einen irgendwie gearteten Kompromiß, um gegenüber den eigenen Anhängern das Gesicht wahren zu können. Die Sozialdemokraten zeigten sich davon unbeeindruckt, auch wenn sie die Nöte ihrer Parlamentskollegen nachvollziehen mochten. Schließlich blieb den Kommunisten nur noch die „Flucht", aber auch sie mißlang. Als sie sich von der Sitzung entfernen wollten, wurden sie von den Sozialdemokraten ins Verhandlungszimmer zurückgedrängt, doch beteiligten sie sich nicht an der Abstimmung. Erst im Landtag gab die kommunistische Fraktion endgültig nach. Sie billigte den Polizeietat und den gesamten Haushaltsentwurf.[39] Gleichwohl erklärte Böttcher, daß man die Regierung nicht länger unterstützen könne, da eine Verständigung über den Betriebsrätekongreß und die weiteren kommunistischen Forderungen nicht hätte erreicht werden können.[40]

Die Quellenlage läßt es nicht zu, detaillierten Einblick in die Entscheidungsprozesse der KPD-Fraktion zu gewinnen. Die radikale Linke besaß zwar keine Mehrheit in der Fraktion, doch konnte sie mit deren Spaltung drohen, was nach der Abspaltung der KAPD von Gewicht war. Die Mehrheit dürfte sich von Neuwahlen einen größeren Einfluß auf die Regierungsgeschäfte versprochen haben – bis hin zum Eintritt in ein neues Kabinett. In jedem Fall hatte die KPD das Spiel überreizt und konnte schon unter dem Druck der aufgewiegelten Anhängerschaft nicht mehr zu einer konstruktiven Zusammenarbeit zurückfinden. Niemand in der KPD konnte mit einer Entwicklung, bei der sich die sozialdemokratische Politik zusehends stabilisierte und die KPD immer weiter ins Hintertreffen geriet, zufrieden sein.

Aber trotz der vollmundigen Erklärung Böttchers in der Haushaltsdebatte stürzte die KPD-Fraktion die Regierung nicht. Die Erweitere Exekutive der Komintern hielt nämlich ihre Mitgliedsparteien im Zuge der Rapallopolitik energisch dazu an, die sozialdemokratischen Regierungen auch weiterhin zu stützen. Hiergegen legte die sächsische

38 Vgl. Bericht KPD-Landtagsfraktion, in: SAPMO-BA, ZPA, I 2/703/143, Bl. 4 ff.; *Sächsische Arbeiterzeitung* (künftig: *SAZ*) vom 13. 6. 1922; Handbuch der sozialdemokratischen Parteien 1922, S. 77 f.

39 A. a. O., S. 77 ff.

40 A. a. O., S. 79 f.

Landesorganisation in einem Schreiben an das EKKI Protest ein, da sie ihre Bemühungen, die Dresdner Regierung zu Fall zu bringen, konterkariert sah.[41] Eine neue politische Lage ergab sich zudem wegen der Ermordung Walther Rathenaus durch Angehörige der Organisation „Consul", die auf der Linken eine neuerliche Solidarisierung auslöste. Die sächsische Landesregierung rechnete damit, daß die gegen den Mord spontan in Gang gekommene friedliche Protest- und Streikbewegung rasch in gewalttätige Konflikte umschlagen konnte, und bat deshalb die Landesvorstände der drei Arbeiterparteien, den Landesausschuß des ADGB und des Afa-Bundes zu einer Unterredung. Was die KPD für die Realisierung einer Einheitsfront aller Arbeiterorganisationen in Sachsen hielt, entpuppte sich als geschickter Schachzug, kommunistische Aktionen zu kontrollieren. Innenminister Lipinski berichtete den Teilnehmern der Runde, er habe die Sicherheitspolizei, auf die er sich „voll verlassen" könne, in Alarmbereitschaft gesetzt und betonte weiter, daß man die Lage unter Kontrolle habe. Der Vorschlag der KPD, einen gemeinsamen Demonstrationsaufruf zu erlassen, wurde nicht weiterverfolgt. Auch in den folgenden Tagen bestimmte die Landesregierung das Gesetz des Handelns und wehrte sämtliche Versuche der KPD ab, Selbstschutzorganisationen der Arbeiterschaft zu bilden, da diese nach Ansicht des Innenministers nur zu „Organisationsspielereien" verführen würden. Die Aufstellung von Arbeiterschutzorganisationen sollte erst nach Verabschiedung eines entsprechenden Gesetzes erfolgen.[42] Aber wie konnte die KPD zusammen mit einer Regierung, die sie im Begriff war zu stürzen, ein neues Gesetzesvorhaben bewerkstelligen?

Die Regierung hielt die KPD weiter bei der Stange, indem sie ihrer Forderung nachkam, sämtliche Reichswehrregiments- und sonstigen Feiern zu verbieten. Außerdem verlangte sie den Rücktritt von Reichswehrminister Otto Geßler, die Entlassung aller monarchistischen Reichswehroffiziere und unzuverlässigen Mannschaften und nahm die wegen ihrer antirepublikanischen Umtriebe bekannten Offiziere Maercker und Abendroth in Haft.[43] Dennoch wurde Sachsen von einer Welle von Proteststreiks ergriffen, bei denen es vereinzelt auch zu Gewalttätigkeiten gegen Arbeitgeber kam.[44] Das Land erlebte die größten Demonstrationen seit dem Kapp-Lüttwitz-Putsch. Es zeigte sich einmal mehr, daß sich Proteste auch ohne das Zutun der KPD derartig radikalisieren konnten, daß sie nicht einmal mehr durch einen Aktionsausschuß sämtlicher Arbeiterorganisationen zu beherrschen waren. Es war der Kombination aus sozialdemokratischer Einheitsfront „von oben", energischem Auftreten der Regierung gegenüber republikfeindlichen Kräften, einer notfalls massiven, aber nicht provokativen Polizeipräsenz und namentlich

41 Arnold Reisberg, Zur Genesis ..., a. a. O., S. 1036.

42 Seit längerem verfolgten Lipinski und dessen Fraktion den Plan, eine republikanische Hilfspolizei aus Angehörigen der Arbeiterparteien der Sicherheitspolizei anzugliedern. Die Forderung nach einer republikanischen Hilfspolizei war bereits im Regierungsprogramm der beiden sozialdemokratischen Parteien enthalten gewesen; angesichts der Attentate auf politische Repräsentanten der demokratischen Republik gewann sie neue Aktualität. Hinzu trat die Überlegung, die KPD auf diesem Weg von der Aufstellung eines parteieigenen paramilitärischen Verbandes abzuhalten. Vgl. Walter Fabian, Klassenkampf um Sachsen. Ein Stück Geschichte 1918–30, Löbau 1930, Nachdruck Berlin 1972, S. 109 f.; Bericht des KPD-Bezirks Ostsachsens vom 30. 6. 1922, in: SAPMO-BA, ZPA, I 3/8/27, Bl. 34 ff.

43 SAPMO-BA, ZPA, I 3/8/27, Bl. 37 f.; *Dresdner Volkszeitung* (künftig: *DVZ*) vom 26. 6. 1922.

44 Siehe Demonstrations-Terror gegen Sachsens industrielle Produktion. Eingabe des Verbandes Sächsischer Industrieller an das Wirtschaftsministerium im Freistaat Sachsen, August 1922, Dresden 1922, S. 52 f.

Richard Lipinski – dessen Name auf den Todeslisten der äußersten Rechten kursierte – zu verdanken, daß bürgerkriegsähnliche Zustände vermieden werden konnten. Aber auch die sächsische KPD besaß – anders als in Berlin – ihren Anteil an der Aufrechterhaltung der Ordnung in Sachsen.

In der KPD gärte es, weil sich weiterhin die Befürchtung hielt, man könnte wie die USPD enden.[45] Das EKKI übte Druck auf die Zentrale aus, wieder einen radikaleren Kurs einzuschlagen und mit der Einheitsfront nicht zu weit zu gehen. In der Tat zeigte sich, daß die Einheitsfront „von oben" den Handlungsspielraum der KPD insbesondere in Sachsen einschnürte. Außerdem ergaben sich deutliche Differenzen zwischen den zur Radikalität neigenden Parteifunktionären und den eher pragmatisch orientierten Landtagsabgeordneten.[46] Dies zwang die KPD geradezu, die Regierung zu stürzen, um den zentrifugalen Tendenzen in der Partei Einhalt zu gebieten. Mit den Stimmen der bürgerlichen Parteien und denjenigen der Kommunisten löste sich der sächsische Landtag auf. Trotz mancher Krisen hatte das Dresdner Kabinett drei Reichs- und drei preußische Staatsregierungen überlebt und brachte in knapp zwei Jahren eine Politik der Modernisierung und Demokratisierung von Staat und Gesellschaft zuwege, die eine greifbare linksrepublikanische Alternative zur Politik der Weimarer und der großen Koalition darstellte.[47]

Die Kommunisten, die keine eigenen Wahlveranstaltungen durchführten, sondern ihre Agitatoren als „Korreferenten" in Versammlungen der SPD auftreten ließen, spekulierten darauf, aus den Landtagswahlen gestärkt hervorzugehen, eine Rechnung, die nicht ganz aufging.[48] Denn die KPD konnte bei den Landtagswahlen am 5. November 1922 zwar die Zahl ihrer Stimmen verdoppeln, indem sie einen Teil der Anhängerschaft der zerbrochenen KAPD zu sich herüberzuziehen vermochte sowie eine nennenswerte Zahl von Arbeitnehmern und Arbeitslosen aus den Krisenbranchen in den „Notstandsgebieten" und denjenigen Regionen mobilisieren konnte, in denen Dresden und Berlin das Militär gegen soziale Protestbewegungen eingesetzt hatten, aber im Ergebnis gewann sie lediglich ein Landtagsmandat hinzu. Der Abstand zwischen sozialistischem und bürgerlichem Lager vergrößerte sich wieder: 50 Abgeordnete aus den Arbeiterparteien standen 46 aus den bürgerlichen Parteien gegenüber.[49] Insgesamt betrachtet hatte das Wahlergebnis die Politik der sozialistischen Minderheitsregierung bestätigt, denn die Sozial-

45 Vgl. den Novemberbericht 1922 des KPD-Bezirks Ostsachsen, in: SAPMO-BA, ZPA, I 3/8/27, Bl. 115 f. bzw. Bl. 75.

46 So räumte der Bericht der Landtagsfraktion für die Zentrale selbstkritisch ein, daß es in der letzten Zeit keine mustergültige Verbindung zwischen parlamentarischer und außerparlamentarischer Arbeit gegeben habe, daß die Fraktionsmitglieder arbeitsmäßig überlastet und die Parteifunktionäre taktisch wenig beweglich gewesen seien. Bericht KPD-Landtagsfraktion, SAPMO-BA, ZPA, 2/703/143, Bl. 7.

47 Hierzu ausführlich Karsten Rudolph, Die Sozialdemokratie in der Regierung. Das linksrepublikanische Projekt in Sachsen 1920–1922, in: Demokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe. Beiträge zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bis 1933. Hrsg. von Hans Mommsen, Helga Grebing und Karsten Rudolph, Essen 1993, S. 212–225.

48 Alfred Brodauf, Die Landtagswahlen in Sachsen und ihre Lehren, in: *Die Hilfe*, Jg. 28 (1922), S. 146. Vgl. auch die KPD-Flugblätter in: SAPMO-BA, ZPA, I 3/8-10/9, Bl. 11 und VI/31 Ü.

49 Die drei Arbeiterparteien verfügten über den Rückhalt bei 42,6 Prozent der Wahlberechtigten, 1920 waren es nur 33,5 Prozent gewesen.

demokraten hatten sich bei einem Anstieg der Wahlbeteiligung gut behauptet, so daß die Wahlanalytiker von einer Neuauflage der alten Regierungskonstellation ausgingen.
Schon wenige Tage nach der Wahl bot die VSPD der KPD den Eintritt in die Regierung an, verlangte aber, was auch die USPD zwei Jahre zuvor zugestehen mußte, nämlich die Anerkennung der Reichs- und Landesverfassung.[50] Als auf dem in Moskau tagenden Kongreß der Komintern die Meldung die Runde machte, daß die KPD im Begriff sei, in die sächsische Regierung einzutreten, lehnte dies die russische Delegation – einschließlich Lenin, wie Grigorij Sinowjew in einem Brief an Clara Zetkin nicht zu erwähnen vergaß – entschieden ab, weil sie ein Abgleiten in menschewistische Politik befürchtete und die Linke nach der Abspaltung der KAPD nicht noch weiter verprellen wollte.[51] Entsprechend lasen sich die „Taktikthesen", in denen das Schwergewicht auf die Einheitsfront „von unten" gelegt wurde, wie eine Kritik an der sächsischen KPD, die sich von den Sozialdemokraten in die Regierungspolitik hatte einbinden lassen. Der auf einer parlamentarischen Mehrheit aus Sozialdemokraten und Kommunisten beruhende „Typus der Arbeiterregierung" wurde als Vorstufe der Diktatur des Proletariats „hochinterpretiert", in der die Arbeiter zu bewaffnen, die Konterrevolution niederzuhalten, die Wirtschaft zu kontrollieren und die Reichen hoch zu besteuern seien. Für die Beteiligung an einer derartigen Regierung, die nunmehr auf die Einleitung des Bürgerkrieges zielte, wurde das ausdrückliche Plazet der Komintern verlangt. Die sächsischen Angelegenheiten wurden zum operativen Gegenstand „kommunistischer Weltpolitik" gemacht.[52]
Die sächsische KPD verfolgte demgegenüber ein moderates „10-Punkte-Programm", in dem keine neuen Hürden für die Zusammenarbeit mit der SPD aufgebaut und in dem die „Arbeiterregierung" auch nicht als Vorstufe der proletarischen Diktatur betrachtet wurde. Sogar dem einzuberufenden Landesbetriebsrätekongreß sollten keine legislativen Befugnisse zufallen, was bislang immer verlangt worden war. Insgesamt bewegten sich die Forderungen somit im Rahmen der Verfassung.[53]
Die VSPD forderte dennoch weitere Abstriche am Programm der KPD, wozu diese sich freilich nicht bereit finden konnte. Die Verhandlungen fuhren sich daraufhin fest.[54] Der im Schatten des kurz zuvor beendeten kommunistischen Reichsbetriebsrätekongresses stehende KPD-Landesparteitag, der größtenteils unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfand, um die innerparteilichen Differenzen nicht nach außen dringen zu lassen, ließ das „10-Punkte-Programm" des Landesvorstands zwar passieren, entwertete es jedoch, indem er einen Zusatzantrag des „linken" Bezirks Westsachsen annahm, der das Programm lediglich als Mindestforderungskatalog klassifizierte. Zudem baute der Parteitag alte Hürden wieder auf, indem er auf einem mit legislativen Kompetenzen zu versehenden

50 So, den Beschluß der Landesinstanzen erläuternd, die *DVZ*, zitiert bei Edmund Leupolt, Die sächsischen Landtagswahlen, in: *Deutsche Stimmen*, Jg. 1922, S. 694. Vgl. auch *SäS* vom 13. 11. 1922.
51 Brief Sinowjews an Zetkin vom 4. 4. 1923. SAPMO-BA, KI, I 6/3/93, Bl. 26 ff.
52 Thesen und Resolutionen des IV. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale, Hamburg 1923, S. 15 f. Werner T. Angress, a. a. O., S. 298, sieht in den „Taktikthesen" hingegen eine Bestätigung der politischen Linie des Dritten Kominternkongresses; Heinrich August Winkler, Von der Revolution ..., a. a. O., S. 545, spricht dagegen von einer „Kurskorrektur".
53 Das „10-Punkte-Programm" in: Arnold Reisberg, An den Quellen der Einheitsfrontpolitik, a. a. O., S. 604.
54 Vgl. den Briefwechsel der beiden Parteien in: SAPMO-BA, ZPA, I 3/8-10/5, Bl. 12 ff.

Betriebsrätekongreß bestand.[55] Eine Mehrheit der Delegierten mißtraute der eigenen Verhandlungsführung. Es nutzte auch nichts, daß der Parteivorsitzende Heinrich Brandler und der Landesvorsitzende Paul Böttcher, die hinter vorgehaltener Hand bereits als Minister einer „Arbeiterregierung" gehandelt wurden, mit Verve für eine Koalitionsregierung eintraten, in der sie – wie Ernst Meyer, der in Moskau für diese Auffassung focht[56] – primär eine Defensivmaßnahme zur Abwehr der Konterrevolution sahen.[57]
Es war bezeichnend, daß die Parteiführung eine klare Entscheidung vermied und anschließend über die *Sächsische Arbeiterzeitung* eine Scheinlösung des Konflikts präsentierte. Man bot an, eine Loyalitätserklärung zur Verfassung dann abzugeben, wenn die SPD im Gegenzug die außerparlamentarische Abstützung der Landesregierung billige.[58] Böttcher, der an einem Eintritt in die Regierung stark interessiert war, bat die SPD geradezu flehentlich darum, der Einberufung eines gemeinsamen Betriebsrätekongresses zuzustimmen, da es sich bei den Betriebsräten doch um eine verfassungsmäßig abgesicherte Einrichtung handele.[59] Die SPD lehnte ab. Der KPD-Landesvorstand konnte von den zehn Punkten und der Forderung nach mehr als zwei Ministerposten, die ihr offenbar von der VSPD angeboten worden waren, nicht abgehen, ohne eine massive Parteikrise auszulösen. Am 29. November 1922 scheiterten die Koalitionsverhandlungen, aber die KPD hatte die Tolerierung einer sozialistischen Minderheitsregierung in Aussicht gestellt.[60] Die alte Regierung blieb vorläufig im Amt, bis sie von der KPD endlich gestürzt wurde.
In der KPD spielten sich währenddessen Sturmszenen ab. Auf der Sitzung des Zentralausschusses Mitte Dezember brach der innerparteiliche Konflikt allen Einigungsbemühungen der Russen auf dem Kominternkongreß zum Trotz wieder auf. August Thalheimer berichtete sachlich vom Vierten Weltkongreß, wobei er mit geschickter Berufung auf Sinowjews Schlußbemerkung betonte, daß die sozialistisch-kommunistische Koalitionsregierung immerhin ein „nur ausnahmsweise möglicher Weg zur Diktatur" sei, um den gemäßigten Linken eine Koalitionsregierung mit den Sozialdemokraten schmackhaft zu machen.[61] Brandler hingegen, der nicht in Petersburg bzw. Moskau gewesen war, heizte den Konflikt neu an, indem er mit den innerparteilichen Kritikern rigoros abrechnete. Die Linksoppositionellen beschimpfte er als „Angstkommunisten" und warf ihnen vor zu befürchten, die Parteimitglieder könnten bei einer „praktisch betriebenen kommunistischen Politik ihren Kommunismus verlieren". Praktische Politik sei aber „immer mit Gefahren, hier mit opportunistischen Gefahren, verbunden". Die größte Gefahr gehe jedoch von einer „leeren und hohlen Agitationsrederei" aus, die übersehe, daß die Politik

55 Vgl. Arnold Reisberg, Zur Genesis ..., a. a. O., S. 1038.
56 Vgl. Werner T. Angress, a. a. O., S. 292 f.
57 Vgl. die *Leipziger Volkszeitung* (künftig: *LVZ*) vom 27. 11. 1922, die insbesondere das Referat Brandlers als wohltuend empfand, da dieser die üblichen verbalen Kraftmeiereien unterlassen habe. Die Rede Böttchers wurde referiert in der *Sächsischen Arbeiterzeitung* (künftig: *SAZ*) vom 28. 11. 1922 (= SAPMO-BA, ZPA, 3/8-10/1, Bl. 2).
58 *SAZ* vom 27. 11. 1922 (= SAPMO-BA, ZPA, 3/8-10/1, Bl. 2).
59 Vgl. Wilhelm Schröder, Das sächsische Kabinett Zeigner. Die erste „Arbeiterregierung" auf deutschem Boden, in: *Sächsische Heimatblätter*, Jg. 9 (1958/59), S. 215.
60 *SäS* vom 30. 11. 1922; Arnold Reisberg, Zur Genesis ..., a. a. O., S. 1038.
61 SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/16, Bl. 11, 16.

des Bürgerkriegs in Ungarn oder München endgültig gescheitert sei. Die ständige Forderung nach dem Generalstreik sei nutzlos – im Unterschied zu „kleinen Erfolgen", zu denen eine Regierungsbeteiligung führen könnte. Die „Arbeiterregierung" sei nicht die Diktatur des Proletariats, weshalb es auch nicht angehe, ihr Zustandekommen an Vereinbarungen über diktatorische Mittel zu knüpfen. Vielmehr solle sie die Arbeiter überhaupt in Bewegung bringen, der SPD die Einlösung ihrer Versprechen vorhalten, diese als Verräter entlarven und schließlich zersetzen.[62]

Die Rede trieb nun auch die gemäßigte Linke, die eine „Sozialdemokratisierung" der Partei fürchtete, in die Arme der „Ultralinken".[63] Es nützte wenig, daß Fritz Heckert, politisch inzwischen wieder nach „rechts" gewandert, dem alten Chemnitzer Weggefährten beisprang und die Linken als „opportunistische Elemente" angriff, die nicht in der Arbeiterbewegung verankert seien und „einem gewissen Größenwahn folgten, den sie mit dem Willen zur Macht verwechseln" würden.[64] Die Anträge von Ruth Fischer wurden angenommen. Der Zentralausschuß beschloß, daß die Kommunisten bereit seien, an „einer Arbeiterregierung teilzunehmen unter der Voraussetzung, daß sie, gestützt auf die Klassenorgane des Proletariats und auf die bewaffnete Arbeiterschaft, den Kampf gegen die Bourgeoisie aufnimmt".[65] Somit war die Quadratur des Kreises zur Parteistrategie erhoben.

Die Parteiführung richtete ihre Hoffnungen nun auf den bevorstehenden Parteitag. Bis dahin taktierte sie. In einem Rundschreiben an die Bezirke und Unterbezirke, welches unwillkürlich die Problematik kommunistischer Taktik und Strategie dokumentierte, begründete der sächsische Landesvorstand indessen die Entscheidung der Landtagsfraktion, Wilhelm Buck erneut die erforderlichen Stimmen zur Wahl als Ministerpräsident zu verschaffen, mit dem schwachen Argument, es hätte keine personelle Alternative gegeben, da ein linker Sozialdemokrat nicht zur Verfügung gestanden hätte. Ferner wurde mitgeteilt, man habe zwar beschlossen, die Landesregierung zu unterstützen, aber selbstverständlich nicht bedingungslos, sondern nur bei „schärfster Kritik" an der sozialdemokratischen Regierungstätigkeit. Die Beteiligung an einer „Arbeiterregierung" stellte man weiterhin in Aussicht: momentan sei man zwar für einen Eintritt in die Regierung „zu schwach", dennoch wolle man einen „positiven Mißtrauensantrag" eruieren, da ein nicht genannter sozialdemokratischer Abgeordneter gemeint habe, daß die SPD weiterhin an einer Koalition interessiert sei.[66]

Am 4. Januar 1923 beendeten die Führungsgremien der sächsischen KPD den Schlingerkurs. Der Landesvorstand, die Landtagsfraktion und die Vertreter der Bezirksleitungen sprachen sich definitiv für den Eintritt in eine Koalitionsregierung aus, was weder vom

62 SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/16, Bl. 166 ff.

63 Ernst Thälmann meinte, daß die Regierungsverantwortung die Partei in eine Zwickmühle bringen würde und daß man sie deshalb vermeiden müsse. SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/16, Bl. 190 ff., 227, 230 ff.

64 Vgl. die Abschlußresolution in: SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/16, Bl. 254.

65 In dem von Thalheimer verfaßten und von einer Kommission redigierten Programmentwurf für die Partei hieß es dagegen, daß die Arbeiterregierung eine Etappe kennzeichne, in der der „Rahmen der bürgerlichen Demokratie" noch nicht gesprengt werde. SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/16, Bl. 260.

66 Das Rundschreiben vom 19. 12. 1922 in: SAPMO-BA, ZPA, I 2/2/40, Bl. 58 ff.

Vierten Weltkongreß noch von der Berliner Zentrale gedeckt wurde.[67] Die von Paul Böttcher und einem weiteren Funktionär formulierten „Thesen zur Arbeiterregierung", die manchen Formelkompromiß enthielten, aber eine klare Stoßrichtung aufwiesen, wurden einstimmig beschlossen und an den Leipziger Parteitag überwiesen.

Der Leipziger Reichsparteitag wurde jedoch kein Parteitag der politischen Klärung, sondern der Konfusion. Die Delegierten quittierten den Rücktritt der sächsischen Regierung und die Ankündigung, jetzt komme die „Arbeiterregierung", ebenso mit tosendem Applaus wie die Kritik Ruth Fischers an einer angeblich widernatürlichen Verbindung zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten in einer Regierung. Immerhin beschloß der Parteitag die „Thesen zur Arbeiterregierung". Aber in den mit einer Zweidrittelmehrheit verabschiedeten politischen Leitsätzen hieß es wiederum, daß die „Arbeiterregierung" unbedingt durch die „Teilnahme der Organe der proletarischen Einheitsfront an der Gesetzgebung (Beratung und Durchführung) und die Bewaffnung der Arbeiterschaft" abgestützt werden müsse.[68] Auch dieser Beschluß war nicht das letzte Wort in der Angelegenheit, denn es wurde allen Untergliederungen und Mitgliedern gestattet, zur Frage der „Arbeiterregierung" Stellung zu beziehen, womit die Polarisierung in der Partei noch weiter getrieben werden konnte.[69] So trat die KPD auf der Stelle.

Die sächsischen Führungsgremien trafen weitere Vorbereitungen zum Eintritt in die Landesregierung, hofften sie doch, bald den innerparteilichen Durchbruch erzielen zu können. Die KPD-Fraktion stellte mit einer fadenscheinigen Begründung einen Mißtrauensantrag gegen Innenminister Lipinski und richtete beständig neue Forderungen an die Regierung,[70] die sich jedoch nicht erpressen ließ und zurücktrat, als der Mißtrauensantrag gegen Lipinski mit den Stimmen der bürgerlichen Fraktionen eine Mehrheit fand.[71] In einem landesweit verteilten Aufruf warf die SPD der KPD vor, zu feige zu sein, um die Regierungsverantwortung zu übernehmen. Die Forderung nach einer „Arbeiterregierung" sei „eine Heuchelei, wie sie dreister nicht betrieben werden kann".[72] Die regierungsoffiziöse *Sächsische Staatszeitung* plädierte für eine „Regierung auf breiter Basis" unabhängig von der KPD[73] und bezeichnete die Kommunisten, die „in eine Linie mit den stillen und öffentlichen Faschisten" gehörten, als „Zutreiber für die antirepublikanischen Tendenzen".[74] Aber vor Neuwahlen schreckte auch die SPD zurück, und der Ruf nach der großen Koalition stieß sogleich auf massiven Widerspruch in den eigenen

67 Vgl. die diesbezügliche Mitteilung an die Zentrale und an die Untergliederungen. SAPMO-BA, ZPA, 2/2/40, Bl. 63 ff.

68 Vgl. Bericht über die Verhandlungen des III. (8.) Parteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands (Sektion der Kommunistischen Internationale). Abgehalten in Leipzig vom 28. Januar bis 1. Februar 1923, Berlin 1923, insbesondere S. 137, S. 314 ff. und S. 408 ff. Vgl. außerdem Wilhelm Schröder, Das sächsische Kabinett Zeigner, a. a. O., S. 217; Heinrich August Winkler, Von der Revolution ..., a. a. O., S. 562 f.

69 Hermann Weber, Die Wandlung ..., Bd. 1, S. 46 f.

70 SAPMO-BA, ZPA, I 3/8–10/8, Bl. 9.

71 LTA, Verhandlungen, Bd. 1, 1922/23, S. 379 und S. 386 ff.; Hauptstaatsarchiv Dresden (künftig: HStAD), Sächsische Staatskanzlei, Nr. 188, Bl. 169.

72 Ursachen und Folgen, Bd. 5: Die Weimarer Republik. Das kritische Jahr 1923, Berlin o. J., S. 473.

73 *SäS* vom 31. 1. 1923. Ähnlich auch die *LNN* vom 31. 1. 1923.

74 *SäS* vom 1. 2. 1923.

Reihen.[75] Nach Wochen der Ungewißheit entschied ein Landesparteitag der SPD, mit der KPD noch einmal über die Bildung einer Regierung zu verhandeln.[76]
Die Verhandlungen brachten in der Frage des Betriebsrätekongresses wiederum keine Einigung. Der KPD-Landesvorstand sah deshalb keine Möglichkeit, in die Regierung einzutreten, und schwenkte auf die Tolerierungslinie zurück. In einem Rundschreiben hieß es, die Verhandlungskommission der SPD benötige einen Erfolg, da sonst der linke Flügel, der seit der Landesversammlung den Ton angab, gescheitert sei. Der Landesvorstand erklärte, er wolle eine sozialdemokratische Minderheitsregierung unterstützen, wenn proletarische Hundertschaften aufgestellt, eine politische Amnestie erlassen, „Kontrollorgane gegen Wucher und Teuerung, sowie die Mitbestimmung der Betriebsräte im weitesten Maße" geschaffen würden.[77] Die Forderung nach einem Betriebsrätekongreß war intern somit fallengelassen worden, auch wenn in der Öffentlichkeit weiterhin nach ihm gerufen wurde.[78] Die Bedingungen zur Tolerierung eines neuen SPD-Kabinetts wurden jedoch als unzureichend betrachtet. Die westsächsische Bezirksleitung trat für den sofortigen Abbruch der Verhandlungen und prinzipiell gegen die Unterstützung einer SPD-Minderheitsregierung ein. Die Bezirke Ostsachsen und Erzgebirge/Vogtland stimmten einer Tolerierung zwar im Grundsatz zu, kritisierten aber die recht eigenmächtige Verhandlungsführung der Parteileitung. Insbesondere verurteilten sie, daß die Forderung nach dem Betriebsrätekongreß aufgegeben worden war. Böttcher verteidigte dies damit, daß man die SPD-Linke gerade jetzt nicht zurückstoßen dürfe, räumte aber darüber hinaus in seltener Freimütigkeit ein, daß ein Betriebsrätekongreß politisch nichts einbringen würde, und warnte die innerparteilichen Kritiker vor einem Weitertreiben der Regierungskrise, da die rechte SPD und die Bürgerlichen in diesem Fall eine Reichsexekutive einleiten würden.[79] Es war offensichtlich, daß die Landes- und Parteiführung nicht nur in Moskau, sondern auch in den Bezirken an Boden verloren hatte.
Am 19. März 1923 verabschiedeten der sächsische Landesvorstand und die Zentrale der KPD mit 21 gegen 7 Stimmen die Richtlinien zur Tolerierung der Landesregierung.[80] Bereits einen Tag später konnten die Verhandlungen zwischen SPD und KPD abgeschlossen werden. Über eine Amnestie für sog. Not- und Abtreibungsdelikte war rasch Einigkeit erzielt worden. Auch die Einrichtung von Preisprüfungsstellen, denen auf Betriebsvollversammlungen gewählte Kontrollausschüsse beigeordnet werden sollten, war nicht umstritten gewesen, wobei eine konkrete Aufgabenbestimmung noch ausgehandelt werden mußte. Anstelle des Aufbaus gemeinsamer Hundertschaften verständigte man sich darauf, daß jede Partei „proletarische Abwehrorganisationen" aufstellen werde, um „Demonstrationen, Versammlungen und das Eigentum der Arbeiterorganisationen" zu schützen, und einen neuen Aushilfspolizeigesetzentwurf durch die neue Regierung in den Landtag einzubringen. Das Landesparlament sollte ebenfalls den bestehenden

75 Rosemarie Lewin, Die große Koalition in Sachsen und die Auseinandersetzungen in der Leipziger Parteiorganisation der SPD in den Jahren 1924–1927, Phil. Diss., Leipzig 1967, S. 28.
76 Das Protokoll der Landesversammlung in der *Leipziger Volkszeitung* (künftig: *LVZ*) vom 5. und 6. 3. 1923. Siehe auch Walter Fabian, Klassenkampf ..., a. a. O., S. 133, der den Parteitagsbeschluß dokumentiert.
77 SAPMO-BA, ZPA, I 2/2/40, Bl. 78.
78 Vgl. die Rede Böttchers am 11. 3. 1923 im Zirkus Sarrasani, wiedergegeben in der *SäS* vom 12. 3. 1923.
79 SAPMO-BA, ZPA, I 3/8–10/5, Bl. 22 ff.
80 SAPMO-BA, ZPA, I 3/8–10/5, Bl. 25.

Gesetzentwurf zur Einrichtung von Arbeitnehmerkammern verabschieden, wobei die KPD die Forderung nach einer Mitwirkung der Kammern an der Gesetzgebung endgültig aufgab.[81] Von einem Betriebsrätekongreß oder politischen Mitwirkungsrechten der Betriebsräte war keine Rede mehr. Die sozialdemokratische Verhandlungskommission hatte sich durchgesetzt. Am 21. März 1923 wurde das Tolerierungsabkommen vom KPD-Landesvorstand unterzeichnet.[82] Anschließend wählten die Fraktionen der SPD und KPD Erich Zeigner zum Ministerpräsidenten.

Die Landtagsmehrheit setzte ihre Politik nach dem Regierungswechsel fort: sie stellte dem Gesamtministerium weitere Sondermittel zur Unterstützung von Erwerbslosen, Sozialrentnern und rentenlosen Unterstützungsempfängern zur Verfügung, führte trotz der Krise, in der sich die Staatsfinanzen befanden, die Lehr- und Lernmittelfreiheit an den Schulen ein und reformierte die Gewerbesteuergesetzgebung. Vor der parlamentarischen Sommerpause zogen die verantwortlichen sozialdemokratischen Politiker deshalb eine rundherum positive Zwischenbilanz.[83]

Die Kommunisten hingegen bewerteten das Bündnis mit den Sozialdemokraten unterschiedlich. Paul Böttcher, der sich in einer Grundsatzrede vor dem Landtag äußerte, hob hervor, daß die kommunistische Politik die „Kampfbedingungen des sächsischen Proletariats" erleichtert und ihm zu neuem Selbstvertrauen verholfen habe, und wies damit die negativere Beurteilung der Zentrale explizit zurück. Einige Tage später wurde der sächsische Kurs in der „Roten Fahne" jedoch in Bausch und Bogen verdammt.[84] Die Befürworter der „Arbeiterregierungen" in Sachsen und Thüringen, die bereits im April zu einer Sondersitzung in Weimar zusammengekommen waren, um sich über ein gemeinsames Vorgehen abzustimmen, bemühten sich intensiv um die Ausschaltung der „linken" Kritiker.[85] Gegen die „Ultralinke" suchten sie auch Unterstützung in Moskau, wobei sie aber nur streckenweise erfolgreich waren.[86] Allerdings waren auch die überzeugten Anhänger einer Einheitsfront gezwungen, diese mit an den Haaren herbeigezogenen Erfolgsmeldungen über die Schädigung des politischen Partners zu verteidigen. So sprach Brandler auf einer Konferenz von Redakteuren und Bezirkssekretären am 16. April davon, daß es gelungen sei, die sächsische SPD „im kommunistischen Sinne zu beeinflussen und zu desorganisieren".[87]

Die Wirklichkeit sah anders aus. In internen Berichten – bei denen es sich keineswegs um Zweckmeldungen von „Ultralinken" handelte – hieß es, daß die Parteiarbeit erlahmt sei, nachdem sich die SPD gegenüber den Einheitsfrontangeboten „von unten" als unempfänglich erwiesen habe. Selbst Sozialdemokraten, die zu einer Zusammenarbeit bereit gewesen wären, zögen sich zurück, weil man ständig gegen die Landesregierung

81 Die gemeinsamen Richtlinien für die Regierungspolitik sind abgedruckt in: Ursachen und Folgen, a. a. O., Bd. 5, S. 473 ff.

82 Vgl. dazu auch den Sonderbericht der KPD für die Komintern. SAPMO-BA, KI, I 6/3/119, Bl. 1–30.

83 Vgl. etwa den grundlegenden Aufsatz von Innenminister Liebmann in der *SäS* vom 19. 7. 1923.

84 LTA, Verhandlungen, Bd. 2, 1923, S. 1543 f.; *Die Rote Fahne* vom 24. 7. 1923.

85 Vgl. hierzu das Protokoll der Konferenz der 25 Parlamentsvertreter in Weimar am 5. 4. 1923, die sich für die Fortführung der Politik der Arbeiterregierung aussprachen. SAPMO-BA, ZPA, I 2/703/1, Bl. 1 ff.

86 Zur Sonderkonferenz des EKKI mit den im Streit liegenden KPD-Fraktionen vgl. Heinrich August Winkler, Von der Revolution ..., a. a. O., S. 564 f.

87 Vgl. die Mitschrift der Rede in: SAPMO-BA, ZPA, I 2/2/3, Bl. 213.

polemisiere.[88] Statt der erwarteten SPD-Mitglieder träten überwiegend politisch indifferente Arbeiter in die Partei ein. Außerdem behauptete sich die SPD bei den Betriebsratswahlen wider Erwarten ausgezeichnet, während die kommunistische Betriebsrätebewegung abflaute.[89] Die eigenen Funktionäre handelten zudem immer kopfloser. Es wurde geklagt, daß ein Teil von ihnen den Gegensatz zwischen Sozialismus und Kommunismus für überholt erachte, ein anderer Teil hingegen Sturm gegen den Ausverkauf kommunistischer Grundsätze durch die Parteileitung laufe.[90] Selbst den amorphen antikapitalistischen Protest der Arbeitslosen vermochte die KPD nicht zu organisieren; auf der Suche nach einer aktiven Massenbasis hängte man sich an spontane Aktionen an, stachelte auch zu sinnlosen Gewaltaktionen auf, aber zumeist agierte die Partei als „proletarische Ordnungsmacht", um Gewalt zwischen Erwerbslosen und Polizei zu vermeiden.[91]

Die Regierung Zeigner wurde zwar durch die Schaukelpolitik der KPD geschwächt, doch wirklich bedroht wurde sie durch das Damoklesschwert der Reichsexekutive. Neben dem „Verband Sächsischer Industrieller" und der mit ihm liierten DVP griff insbesondere die Reichswehr den sächsischen Ministerpräsidenten an, weil dieser die perspektivlose Politik des passiven Widerstands gegen die Ruhrbesetzung öffentlich kritisierte und für eine Verhandlungslösung plädierte. Die KPD, von Karl Radek auf „Schlageter-Kurs" gebracht, stand in dieser Frage vollends zwischen den Fronten, als Zeigner eine Neuauflage der Burgfriedenspolitik ablehnte und eine realistische deutsche Außenpolitik einforderte.[92] Besonders aufgebracht reagierte das Militär auf die wiederholten öffentlichen Forderungen Zeigners, die Reichswehr solle ihre Verbindungen zu illegalen rechtsextremistischen Organisationen lösen.

Der Konflikt zwischen Berlin und Dresden eskalierte wegen der Proletarischen Hundertschaften. Hier lag – was jedermann klar war – der entscheidende Ansatz, um ein Eingreifen der Reichsregierung gegen das Land begründen zu können. Die SPD hatte sich bei der Festlegung der Organisations- und Leitungsprinzipien der Hundertschaften weitgehend durchsetzen können: die jeweilige Leitung wurde nach dem Stärkeverhältnis der beiden Parteien zusammengesetzt, und das Wohnortprinzip bekam Vorrang vor der Betriebsorganisation. Mitglied einer Proletarischen Hundertschaft konnte nur werden, wer mindestens 20 Jahre alt war und wenigstens ein Jahr der KPD oder SPD angehörte.[93]

88 SAPMO-BA, ZPA, I 3/8-10/5, Bl. 22 ff.; ZPA, I 3/8/27, Bl. 141 ff.

89 SAPMO-BA, ZPA, I 3/8/27, Bl. 165 ff. Nach Angabe des Bezirks Ostsachsens kamen 25 Prozent der neuen Mitglieder aus der SPD.

90 SAPMO-BA, ZPA, I 3/8-10/9, Bl. 16.

91 Intern wurde durchaus eingeräumt, daß die Erwerbslosenräte starke syndikalistische, anarchistische und unionistische Einschläge aufwiesen, sich die Bewegung nur auf den geringeren Teil der Arbeitslosen bezog und manche militante Aktion selbst von den Erwerbslosenräten nicht getragen wurde. SAPMO-BA, ZPA, I 3/8/27, Bl. 149 f., 163 ff.

92 Vgl. die Darstellung bei Karsten Rudolph, Die sächsische Sozialdemokratie ..., a. a. O., S. 51 f. und S. 359 ff.

93 Gewerkschaftsmitglieder ohne Parteizugehörigkeit konnten erst nach Zustimmung der beiden Parteien aufgenommen werden. Vgl. Wilhelm Schröder, Das Sächsische Kabinett ..., a. a. O., S. 433; Wilfried Hanisch, Die Hundertschaften der Arbeiterwehr. Die Proletarischen Hundertschaften 1923 in Sachsen, Berlin/DDR 1958, S. 49 f.; Helmut Scheibner, Zur Organisation und Tätigkeit der proletarischen Hundertschaften im Jahre 1923 in unserer Heimat, in: *Der Heimatfreund für das Erzgebirge*, Jg. 11 (1966), S. 233–236.

Darüber hinaus war festgelegt, daß die Proletarischen Hundertschaften defensiv eingestellt waren.[94] Für einen Marsch gegen Berlin ließen sie sich nicht mobilisieren.
In den ländlichen Regionen, insbesondere im aufgewühlten Ostsachsen, dienten die Hundertschaften in der Regel als Ordnungsdienst, der gegen Flur- und Felddiebstähle hungernder Stadtbewohner einschritt. In den Industriestädten hielten sie militante Teile der Arbeiterschaft von Plünderungen, unbedachten Krawallen und ausweglosen Konfrontationen mit der Polizei ab. Natürlich maßten sich die Hundertschaften dabei bisweilen amtliche Befugnisse an, was die Landesregierung dann stets kritisierte.[95] Für den Fall, daß sich die äußerste Rechte und das Militär im Reich wie schon 1920 die Macht anmaßen sollten, war der Einsatz der Proletarischen Hundertschaften insgeheim als Hilfspolizei vorgesehen. Diese Planungen fußten auf Vorbereitungen der Regierung Buck/Lipinski, die nunmehr von Innenminister Hermann Liebmann energisch vorangetrieben wurden. Liebmann hatte im Landtag die Bereitstellung von 20 Millionen Mark für die Ausrüstung der Hilfspolizei durchgesetzt.[96] Der Mittelbewilligung lag eine vertrauliche Vereinbarung zwischen dem Innenminister und dem KPD-Abgeordneten Rudolf Renner zugrunde, nach der die im Haushalt „eingetragenen Werte zur Bekämpfung besonderer Unruhen nur bei der Bekämpfung von Angriffen von rechts her verwendet werden sollen".[97] Ohne Kenntnis der KPD, aber unter Mitwirkung des Justizministers Alfred Neu und des thüringischen Ministerpräsidenten August Frölich bemühte sich Liebmann im Sommer 1923 unauffällig, Waffen für die Hilfspolizei zu beschaffen. Der Kontakt zu einem Waffenhändler in Thüringen, den Frölich vermittelt hatte, brach jedoch ab, als der Lieferant fürchtete, sich des Hochverrats schuldig zu machen,[98] so daß die Bewaffnungspläne letztlich scheiterten. Die Proletarischen Hundertschaften waren für die sächsische Regierung schließlich nur noch als Verhandlungsmasse von Bedeutung. Wenn das Reich die Auflösung der rechtsextremen Verbände durchsetze, sollten sie sogleich abgebaut werden, bot Dresden mehr als einmal an.
Unter dem Einfluß der Hyperinflation, wachsender Arbeitslosigkeit und einer Hungerkrise, die zu einer schier endlosen Kette von Krawallen, Plünderungen und Felddiebstählen führte, angesichts des sich gegen die Cuno-Regierung versteifenden Widerstands in den Betrieben und des provokanten Auftretens rechtsextremistischer Verbände, aber auch wegen der Dauerkrise, in der sich die KPD befand, sah nicht nur Radek eine revolutionäre Situation heranreifen. Wer jedoch die von der KPD groß angekündigten

94 Auf einer Mitgliedskarte einer Hundertschaft hieß es, die „Abwehrorganisation" habe den Zweck, „die Arbeiterschaft über die wirtschaftliche, politische und militärische Gefahr des Faschismus aufzuklären, die proletarische Einheitsfront zu schaffen, Demonstrationen, Versammlungen und das Eigentum der Arbeiterorganisationen zu schützen und die faschistischen Vorstöße abzuwehren". Zitiert bei Helmut Gast, Die proletarischen Hundertschaften als Organe der Einheitsfront im Jahre 1923, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* (künftig: *ZfG*), Jg. 4 (1956), S. 442.

95 Vgl. die entsprechende Akte über Kompetenzanmaßungen der Hundertschaften: HStAD, MdI, Nr. 11119.

96 BA, RMdI, Nr. 13224, Bl. 17 f.; [Johannes] Siegert, 16 Monate sächsischer Landtag. Ein politischer Überblick (= Schriften der Deutschnationalen Volkspartei in Sachsen, H. 2), Dresden 1924, S. 45; LTA, Beschlüsse, 1922/26, Nr. 66, Haushaltskapitel 49 („Sonstige Zweige der Sicherheitspolizei"), Titel 6.

97 BA, RMdI, Nr. 13217, Bl. 53. Das Protokoll dieser Vereinbarung wurde erst einige Monate später publik. Es wurde bei einer polizeilichen Durchsuchung des Fraktionszimmers der KPD gefunden. Es ist zitiert bei Johannes Siegert, 16 Monate ..., a. a. O., S. 46.

98 Schreiben Neus an Frölich vom 10. 5. 1960, in: Staatsarchiv Leipzig (künftig: StAL), NL Neu, 024.

Aufmärsche zum „Anti-Faschisten-Tag" am 29. Juli, die die Landesregierung entgegen einer Empfehlung der Reichsregierung nicht verbot, nüchtern betrachtete, mußte feststellen, daß sie wesentlich kleiner ausfielen, als allgemein erwartet worden war. Angesichts von weniger als 20 000 Demonstranten in Sachsen eine revolutionäre Kampfbereitschaft des Proletariats zu konstatieren verbot sich von selbst.[99] Dennoch drängte die „Ultralinke" auf einen Sturz der Regierung Zeigner, indem sie auf der Einberufung eines Betriebsrätekongresses und der Eröffnung des Bürgerkriegs bestand.[100]

Die Parteiführung und der KPD-Landesvorstand Sachsen hielten an der Unterstützung der sächsischen Arbeiterregierung fest, bedienten sich aber einer noch radikaleren Bürgerkriegsrhetorik, um die eigenen Reihen geschlossen zu halten und um Moskau mit Erfolgsmeldungen zu imponieren.[101] Der innerparteiliche Streit kulminierte auf der Tagung des Zentralausschusses Anfang August. Böttcher polemisierte scharf gegen eine politische Psychologie, die ganz dem Oppositionsdenken der Zweiten Internationale und der Vorkriegssozialdemokratie verhaftet und in keiner Beziehung auf die Übernahme der politischen Macht eingestellt sei. Arkadij Maslow operierte mit Hilfe eines Briefes der Kominternexekutive, in dem der Konzeption der Arbeiterregierung eine „Frisierung ins westeuropäische und demokratische" sowie ein Abrücken von der prinzipiellen Linie der Diktatur des Proletariats unterstellt wurde.[102] Brandler sprach in seinem Referat Klartext: „Bei uns in Deutschland und in Westeuropa wird der Bürgerkrieg ganz andere Formen [als in Rußland] annehmen. Wir müssen hier unsere eigene Strategie, unsere eigene Taktik, vor allen Dingen unsere eigenen Führungskader entwickeln." Brandler ging noch weiter und griff die Kominternexekutive direkt an: „... die Exekutive sagt: Die Zeigner-Regierung tut alles, was die Cuno-Regierung will, und deswegen wird es keine Reichsexekutive geben. Die Exekutive sieht in allen großen Fragen gerade wegen der Distanz meistens klarer und schärfer, aber in allen kleinen Fragen sieht sie falsch."[103] Einmal in Fahrt, ging Brandler dann weit über Radek hinaus, der in der *Roten Fahne* zurückhaltend die Unterschiede zwischen der Lage in Rußland 1917 und in Deutschland 1923 herausgearbeitet hatte und der die Zentrale gegen die „Ultralinke" unterstützte.[104] Unmißverständlich wies er darauf hin, daß die Bolschewiki von einigen Städte ausgehend ein agrarisches Land in einem „Feldkrieg" erobert hätten, während die deutschen Verhältnisse ganz anders lägen; allein die Mittelschichten würden eine wesentlich stärkere politische und soziale Rolle spielen. Für ihn sei deshalb die Sammlung eines genügenden Massenanhangs die entscheidende Voraussetzung zur Erringung der politischen Macht. Einmal im Besitz der Macht, würde die Partei zur ihrer Verteidigung sicherlich diktatorische Maßnahmen anwenden müssen, aber die Diktatur sei niemals das Ziel gewesen,

99 Das Landesinnenministerium meldete für Leipzig ca. 10000–12000, für Dresden ca. 5000 Demonstrationsteilnehmer. BA, RMdI, Nr. 13212, Bl. 38.

100 Vgl. den Bericht des deutschen Referenten der KI, Heinz Möller, in: SAPMO-BA, KI, I 6/3/425, hier: Bl. 175.

101 Symptomatisch die Rede Brandlers auf der 2. Tagung des Zentralausschusses. SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/18, Bl. 60 ff. Siehe auch die Berichte der KPD-Vertretung im EKKI. SAPMO-BA, KI, I 6/8/425.

102 Der Brief war auf den 19. 7. 1923 datiert. SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/18, Bl. 18 f. und Bl. 29 ff.

103 Das Wortprotokoll der Rede in SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/18, hier Bl. 91 und 85.

104 Werner T. Angress, a. a. O., S. 401; SAPMO, KI – Deutsche Sektion, RY 5 I 6/3/94, Bl. 35 ff.

sie „ist Mittel, um uns zu erwehren der Diktatur der anderen".[105] Damit war der KPD-Vorsitzende nahe bei dem Demokratievorbehalt der österreichischen Sozialdemokratie, die 1926 in ihrem Linzer Programm diktatorische Maßnahmen gegen die Bourgeoisie nicht ausschloß, wenn diese sich einer Arbeiterregierung gewaltsam widersetzen sollte.[106] Böttcher, Brandler und die Mehrheit des Zentralausschusses selbst schreckten jedoch vor den politischen Konsequenzen dieser Analyse zurück. Brandler sprach einmal davon, daß man sich kurz *vor,* ein anderes Mal, daß man sich *mitten* in einem Bürgerkrieg befinde. Jedenfalls war er sichtlich bemüht, nicht bei „opportunistischen Schweinereien" ertappt zu werden, weshalb er kaum eine Verbalinjurie ausließ.[107] Die gegen die „Ultralinke" beschlossenen „Leitsätze zur politischen Lage",[108] die Brandler entworfen und Heckert redigiert hatte, stellten den abermaligen Versuch dar, mit radikalen Begründungen einen berechenbaren Kurs an die Stelle nervöser Aufstandstaktiken zu rücken. Brandler wußte, daß die Partei ein zweites Märzerlebnis kaum überstehen würde; daß sie „durch die Anwendung der Taktik der Einheitsfront und der Losung der Arbeiter- und Bauernregierung" erstarke – wie in den „Leitsätzen" behauptet wurde –, war freilich noch zu beweisen. Die „Ultralinke" war vorerst mit dem Versuch gescheitert, den Rücktritt der Dresdner Regierung zu erzwingen und die Partei zurück auf die Linie der Offensivstrategie zu bringen. Vor dem Hintergrund der in der Öffentlichkeit bekannt werdenden rechtsextremistischen Attentatsplanungen, für die Zeigner und andere Mitglieder der sächsischen Regierung als bevorzugte Ziele galten, sowie sich haltender Gerüchte, Berlin erwäge, den sächsischen Ministerpräsidenten wegen Landesverrats zu verhaften, hätte die KPD politischen Selbstmord verübt, wenn sie die Regierung – die mittlerweile die Sympathien des linksrepublikanischen Deutschlands auf sich gezogen hatte – gestürzt hätte.[109]

Über den Sommer entkrampften sich die Beziehungen zwischen dem Reich und Sachsen vorübergehend, weil der Nachfolger Cunos, Gustav Stresemann, als Kanzler einer großen Koalition amtierte, in der die Sozialdemokraten einflußreich waren. Es gelang Stresemann allerdings nicht, die Widerstände in seiner eigenen Partei gegen eine große Koalition mit der SPD in Sachsen zu überwinden und die Reichswehr von ihrem Konfrontationskurs gegen Zeigner abzubringen. Die KPD war über die Stabilisierung der politischen Lage maßlos enttäuscht, zumal man über die Unterstützung der Streikbewegung gegen Cuno entscheidend zu dessen Sturz beigetragen hatte. Noch am 12. August, dem Tag, an dem Cuno zurücktrat, wurde auf einer Sitzung des KPD-Bezirksausschusses Erzgebirge/Vogtland ein Brief Brandlers verlesen, dem zufolge sofortige Vorbereitungen für einen Generalstreik zu treffen waren. Ferner sollte bald eine Werbewoche durchgeführt

105 SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/18, Bl. 100 f.

106 Das Programm der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschösterreichs. Beschlossen vom Parteitag zu Linz am 3. November 1926, Abschnitt III.3, in: Austromarxismus. Hrsg. von Hans-Jörg Sandkühler und Rafael de la Vega, Frankfurt a. M. 1970, S. 378–402, hier: S. 385.

107 Vgl. SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/18, Bl. 81 ff.

108 Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Hrsg. vom IML beim ZK der SED, Reihe II, Bd. 7/2, Berlin/DDR 1966, S. 395 f.

109 Der sächsische Ministerpräsident wurde von Thomas und Heinrich Mann gewarnt, man zöge seine Verhaftung in Berlin in Betracht, und nationalsozialistische Kreise beabsichtigten, ihn zu töten. So Zeigner später in einem Lebenslauf für die amerikanischen Militärbehörden. HStAD, NL Zeigner, Nr. 1215, Bl. 18.

werden, und schließlich wurde darauf hingewiesen, daß der „Deutsche Tag" der „Vaterländischen Verbände" Anfang September in Nürnberg für eine kommunistische Erhebung in Frage käme. Eine Partei, die für ein und denselben Monat eine Mitgliederwerbewoche und eine Aufstandsaktion ins Auge faßte, konnte über keine klare politische Orientierung verfügen. Zudem war es selbst im Vorzeigebezirk Erzgebirge/Vogtland schlecht um die politische Handlungsfähigkeit bestellt, denn – so wurde selbstkritisch eingeräumt – unter den 242 Ortsgruppen herrsche eine „sehr große Nachlässigkeit". Nach der Bildung der großen Koalition im Reich wurde ein Schreiben der Kominternexekutive verbreitet, in dem es hieß, man solle an der „Arbeiter- und Bauernregierung" in Sachsen festhalten, aber zusätzliche Forderungen für die Tolerierung erheben. Daneben beabsichtigte die Zentrale, die Streikbewegung zunächst bis zum 14. August weiterzuführen. Die Streiks flauten jedoch rasch ab.[110]

Obgleich sich die politische Konstellation über den Sommer grundlegend gewandelt hatte und es Warnungen gab, wonach die Berichte aus Deutschland geschönt seien, trieb Sinowjew das russische Politbüro dazu, konkrete Unterstützungsmaßnahmen für einen Aufstand in Deutschland einzuleiten und die auch finanziell ausgeblutete deutsche Partei weiter für den revolutionären Endkampf anzufeuern.[111]

Mit der Verhängung des militärischen Ausnahmezustands im Zuge des Abbruchs des Ruhrkampfes trat ein, was Zeigner befürchtet und unbedingt hatte vermeiden wollen: daß Reichswehrminister Geßler, der nicht zuletzt unter dem Druck des Militärs die Bekämpfung der sächsischen sozialdemokratischen Regierung zur Chefsache gemacht hatte, die vollziehende Gewalt erhielt und sie für den Freistaat Sachsen auf Generalleutnant Alfred Müller übertrug, der ein erklärter Gegner des Kabinetts Zeigner war. Die Initiative ging nun definitiv auf das Militär über.[112] Die gemeinsamen Bemühungen von Landesregierung, SPD-Landtagsfraktion, Landesarbeitsausschuß, der Reichstagsabgeordneten und des ADGB, die unverzügliche Einsetzung eines Zivilkommissars herbeizuführen, schlugen fehl, so daß Müller die wichtigsten Maßnahmen gegen die Landesregierung ohne jede politische Kontrolle durchsetzen konnte.[113]

Die Hundertschaften, auf deren Ausbau sich die KPD nach dem Zusammenbruch der Streikbewegung schließlich in dem Glauben konzentrierte, daß die soziale Krise bald auf einen Scheitelpunkt zutreiben würde, eigneten sich weiterhin nicht als Organisationen für den kommunistischen Aufstand, da sie auch in dieser Phase vorwiegend als „proletarische

110 SAPMO-BA, ZPA, I 3/9/66, Bl. 7 ff. Über die Probleme der weiteren Finanzierung von Streikaktionen gibt ein Schreiben des KPD-Bezirks Erzgebirge/Vogtland vom 13. 8. 1923 Auskunft. In ihm wird ein Zuschuß der Zentrale erbeten, da die eigenen Mittel aufgebraucht seien. SAPMO-BA, ZPA, I 3/9/76, Bl. 67. Vgl. auch das Protokoll über eine Bezirkssekretärs- und Redakteurskonferenz zur Auswertung der Streiks a. a. O., 2/2/3, Bl. 235 ff.

111 Vgl. die aus dem Politbüro der RKP(b) stammenden Dokumente über die „Aussetzung der Revolution in Deutschland am 9. November", in: Istočnik, Moskau, Nr. 5/1995, S. 115–138.

112 Die Verordnung in: Ernst Rudolf Huber, Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. 3: Dokumente der Novemberrevolution und der Weimarer Republik 1918–1933, Stuttgart 1966, S. 286 ff. Weitere Instruktionen in: BA, RMdI, Nr. 13446, Bl. 83. Vgl. ferner Donald B. Pryce: The Reich Government versus Saxony, 1923: The Decision to Intervene, in: *Central European History* (künftig: *CEH*), Jg. 10 (1977), S. 112–147.

113 *SäS* vom 1. 10. 1923.

Ordnungspolizei" fungierten.[114] Bezeichnenderweise verlief die eigentliche Scheidelinie innerhalb der Hundertschaften weniger zwischen den Parteien als vielmehr zwischen älteren, organisierten Aktiven und jüngeren Arbeitern ohne feste oder langjährige parteipolitische Bindung.[115]

Angesichts der wachsenden staatlichen Repression unter dem Ausnahmezustand ordnete die KPD-Zentrale den Gang in die Halblegalität an.[116] Die kommunistische Politik war weniger denn je zu kalkulieren; vom Rückzug bis zur Verzweiflungsaktion schien alles denkbar. In der *Sächsischen Staatszeitung* wurde der KPD geraten, es bei der Unterstützung der Landesregierung zu belassen. Eindringlich wurde sie davor gewarnt, falsche Anweisungen aus Moskau zu befolgen, die unweigerlich das Bündnis mit der SPD sprengen würden. Eine „unverantwortliche Katastrophenpolitik", so der Autor des Artikels, der offiziöse Regierungssprecher Oskar Edel, müßte zwangsläufig in eine militärische Auseinandersetzung mit der Reichswehr münden.[117]

Edel – offenbar gut informiert – richtete seine Warnung an die Kommunisten, sich nicht zu Putschabenteuern hinreißen zu lassen, einen Tag nach einer geheimen Politbürositzung der KPR am 23. August 1923, in der vor allem Sinowjew und Bucharin einem „deutschen Oktober" das Wort geredet hatten, während Stalin, vor allem aber Rykov skeptisch blieben. Bucharin sprach sich gar für ein offenes Auftreten der Komintern als Organisatorin einer revolutionären Bewegung in Deutschland aus. Radek gab zu bedenken, daß man es in Deutschland im Unterschied zu Rußland mit einem großen Kleinbürgertum zu tun habe und man die Sozialdemokratie nicht unterschätzen dürfe. Anders als Sinowjew setzte er auf ein politisches Bündnis mit den linken Sozialdemokraten. Stalin wies unmißverständlich darauf hin, daß sich mit der Revolution in Deutschland die „Frage der Existenz unserer Föderation" stelle, und schlug vor, zunächst „ein Stück gemeinsame Grenze mit Deutschland" zu schaffen, um im Kriegsfall über einen gesicherten Korridor zu verfügen, durch den man Nahrungsmittel, Waffen und Truppen nach Deutschland schaffen konnte. Im Moskauer Politbüro wurde fest mit einem europäischen Krieg gerechnet, falls die deutschen Kommunisten an die Macht kämen. Der einzige, der im Politbüro seine Zweifel offen und hinhaltend äußerte, war Rykov, der nicht nur vor einem überstürzten Vorgehen warnte, sondern auch eine Verzögerungstaktik gegenüber dem „italienischen Faschismus", der Berlin und Moskau bedrohe, empfahl.[118] Schließlich setzte man ein Komitee unter Karl Radeks Führung ein, das die Bruderpartei bei der Oktoberrevolution in Deutschland anleiten sollte. In Erwartung einer unmittelbar bevorstehenden Erhebung der Nationalsozialisten in Bayern sollten die deutschen

114 Vgl. die Berichte des Polizeipräsidiums Dresden an die Staatskanzlei. Hier: HStAD, Sächsische Staatskanzlei, Nr. 128, Bl. 78 ff. und Bl. 115 ff.

115 Vgl. die Berichte des Polizeipräsidiums Dresden. HStAD, Sächsische Staatskanzlei, Nr. 128, Bl. 98 ff. Eine instruktive Schilderung der Rolle der Hundertschaften bei den Bergarbeiterstreiks und Hungerunruhen Ende August 1923 gibt das Polizeiamt Plauen. BA, RMdI, Nr. 11112, Bl. 63 f. Allein in Delitzsch kam es am 6. September zu einem größeren politisch motivierten Zwischenfall, bei dem sich kommunistisch orientierte Hundertschaftler mit Angehörigen des Stahlhelms eine Straßenschlacht lieferten. BA, RMdI, Nr. 13224, Bl. 174 ff.; StAL, PP-V, Nr. 4989, Bl. 7 f.

116 Die Anordnung in: SAPMO-BA, ZPA, 2/2/45, Bl. 236.

117 *SäS* vom 24./25. 8. 1923.

118 Vgl. die schriftlichen Anmerkungen Stalins zu den Thesen Sinowjews sowie das Protokoll über die Politbürositzung vom 21. 8. 1923, in: Istočnik, Nr. 5/1995, S. 117 ff.

Kommunisten sogleich in die mitteldeutschen Landesregierungen eintreten. Regierungseintritt, das hieß für Moskau: Einrücken in eine militärtechnisch vorteilhafte Position, aus der heraus endlich die erste Revolution in einem entwickelten kapitalistischen Land einzuleiten war.[119]

Es hätte freilich nicht des Drängens aus Moskau bedurft, um förmliche Koalitionsverhandlungen zwischen der SPD und der KPD in Sachsen herbeizuführen, nachdem sich die DVP-Fraktion einer großen Koalition dezidiert verweigerte, während es die DDP nicht mehr wagte, allein mit den Sozialdemokraten zu koalieren. Den Sozialdemokraten kam es unter diesen Umständen darauf an, eine stabile parlamentarische Mehrheit herzustellen. Um die Kommunisten von putschistischen Abenteuern fernzuhalten, mußten sie für den Erfolg der Landesregierung interessiert werden. Die SPD glaubte, dies am besten dadurch zu erreichen, daß man sie mit in die Regierung nahm.

Die erste Verordnung Generalleutnant Müllers beschleunigte die Annäherung zwischen den Parteien noch. „Offiziere und Offiziersdiensttuer" erhielten die „Rechte von Polizeibeamten und Hilfsbeamten der Staatsanwaltschaft" zugesprochen, womit die als Hilfspolizei für den Notfall vorgesehenen proletarischen Hundertschaften mit einem Schlag ausgeschaltet wurden. Flugblätter, neue Zeitungen und Zeitschriften sowie Versammlungen in geschlossenen Räumen wurden genehmigungspflichtig, öffentliche Versammlungen generell verboten.[120] Die Sozialdemokraten fügten sich der Verordnung unter Protest und bemühten sich, die zivile Regierungsmacht gegenüber der vollziehenden Gewalt des Militärbefehlshabers abzuschirmen. Die KPD lavierte. Sie hatte zwar von einer Reichsexekution immer wieder gesprochen und gedroht, sie zum Anlaß von politischen Aktionen zu nehmen, doch nun fand sie weder einen geeigneten „großen" Anlaß zum Losschlagen noch merklichen Rückhalt in der Arbeiterschaft. Außerdem hielten sich Heinrich Brandler und ein Teil der Parteiführung immer noch in Moskau auf – was angesichts der Krise der Partei an sich ein Unding war –, wo sie mit den russischen Genossen die nächsten Schritte für das weitere Vorgehen in Deutschland abstimmten.

In Moskau brachte Brandler nicht den Mut auf, seine übertriebenen Meldungen über die Stärke der kommunistischen Bewegung in Deutschland zu korrigieren und den „deutschen Oktober" abzusagen. Statt dessen ging er den Offensivkurs mit. Ein vielbeachteter Artikel des Parteivorsitzenden in der Petersburger *Prawda* am 23. September brachte die mit Zweckoptimismus überspielte Unentschiedenheit für jedermann sichtbar zum Ausdruck.[121] Brandler verteidigte entschieden die Einheitsfrontpolitik „von oben" und strich Sachsen sowie Thüringen als *die* Musterbeispiele einer erfolgreichen kommunistischen Politik in Deutschland heraus. Daneben erklärte er die Übernahme der Macht als „nicht schwierig und vollkommen ausführbar" – ihre Behauptung aber für äußerst kompliziert, da Deutschland von den kapitalistischen Nachbarstaaten sofort besetzt und ein

119 Vgl. Werner T. Angress, a. a. O., S. 426 ff. sowie den enthusiastischen, am 22. Oktober abgeschlossenen Hauptteil der Schrift Grigorij Sinowjews, Die Probleme der deutschen Revolution, Berlin 1923, insbesondere S. 34 f.

120 Die Verordnung vom 27. September 1923 in: Manfred Müller-Arlès, Sächsischer Herbst 1923. Erinnerungen an Verlauf und Ende der revolutionären Unruhen im Freistaat Sachsen, in: *Sächsische Heimat*, H. 8–9/1967, S. 11.

121 Eine Übersetzung des Artikels in: BA, Präsidialkanzlei, Nr. 217, Bl. 23.

revolutionäres Berlin und Mitteldeutschland ausgehungert werden würden. Unter Berücksichtigung „aller dieser Umstände" kam Brandler dennoch zu dem Schluß, es sei an der Zeit zu handeln – was immer diese dezisionistische Wendung konkret bedeuten mochte.

Nachdem Sinowjews Thesen über „Die herannahende deutsche Revolution und die Aufgaben der Russischen Kommunistischen Partei" im Politbüro den Weg geebnet hatten, traf das Präsidium des EKKI am 26. September seine Entscheidung. Es setzte sich über die Bedenken Ernst Thälmanns und Hugo Eberleins hinweg und folgte Stalin, der die deutschen Kommunisten nunmehr ebenfalls drängte, Arbeiterregierungen und Sowjets zu bilden, um den bewaffneten Aufstand einzuleiten.[122] Doch der sächsische Landesvorstand der KPD ließ sich von der Kominternführung nicht auf einen voreiligen Regierungseintritt festlegen. Man schickte den Emissär aus Berlin, der ultimativ den Eintritt in die Regierung forderte, kurzerhand zurück.[123] Böttcher begründete die Haltung der sächsischen Partei später damit, daß sie eine sofortige Regierungsbeteiligung ohne das Zustandekommen eines Betriebsrätekongresses als halsbrecherisch empfunden hätte, da die Partei ohne eine außerparlamentarische Abstützung in eine zu schwache Position geraten wäre, um erfolgreich einen Aufstand durchführen zu können.[124] Diese Begründung für das Zögern der sächsischen Kommunisten, in die Regierung einzutreten, erscheint indes wenig überzeugend. Für die „Realpolitiker" spielte der Betriebsrätekongreß eine untergeordnete Rolle; vielmehr ging es um eine sorgfältig ausgehandelte Regierungsbeteiligung, bei der ihnen die Eile des EKKI und der Zentrale ungelegen kam. Die Neigung, sich auf ein neues Putschabenteuer einzulassen, war bei den meisten sächsischen Funktionären in einer Lage, in der man zum erstenmal auf Ministersesseln Platz nehmen konnte, nicht groß, sonst hätte man sich nicht in komplizierten Verhandlungen mit den Sozialdemokraten auf die Grundzüge eines Regierungsprogramms verständigt. Aber der Druck aus Moskau und Berlin und schließlich aus der eigenen Mitgliedschaft wuchs, so daß die sozialdemokratischen Bedingungen für die Regierungsbeteiligung akzeptiert wurden. Am 29. September offerierten die Kommunisten ihren Verhandlungspartnern, „die Reichs- und Landesverfassung in der Form wie die bürgerlichen Parteien anzuerkennen".[125] Dies war zwar keine vorbehaltlose Loyalitätserklärung zur demokratischen Republik, aber im Vergleich zu bisherigen Verlautbarungen eine geradezu sensationelle Kehrtwendung.

Man kann gerade den sächsischen Sozialdemokraten nicht reine Blauäugigkeit unterstellen. Sie gewannen den Eindruck, daß man die sächsische KPD vielleicht politisch einbinden könnte, jedenfalls erschien ihnen dies einen Versuch wert, der – wenn er zu scheitern drohte – ohne Umstände abgebrochen werden konnte. Als sich herausstellte, daß die KPD die Forderungen nach einem Betriebsrätekongreß und der Sozialisierung

122 Friedrich Firsow, Stalin und die Komintern, in: Theodor Bergmann und Mario Keßler, Aufstieg und Zerfall der Komintern. Studien zur Geschichte ihrer Transformation (1919–1943), Mainz 1992, S. 38 f.

123 Vgl. Richard Lipinski, Der Kampf ..., a. a. O., S. 68; Die Stellung der K. P. Sachsens zu der Oktoberbewegung (= Parteimaterial zu den Oktoberereignissen), o. O. u. J. Die „vertrauliche" Broschüre war vom Landesvorstand an der Jahreswende 1923/24 herausgegeben worden. SAPMO-BA, ZPA, I 3/8–10/7, Bl. 42 (im folgenden zitiert als K. P. Sachsen zur Oktoberbewegung).

124 Manuskript Böttchers über die sächsische Koalitionsregierung. SAPMO-BA, NL Böttcher, Nr. 18, Bl. 7.

125 Richard Lipinski, Der Kampf ..., a. a. O., S. 68.

der Wirtschaft zurückgestellt hatte, als sie außerdem nicht mehr auf einem von ihr vorgelegten „Gesetz über die Bildung von Schutzorganisationen im Freistaat Sachsen" bestand, welches die obligatorische Einrichtung und Bewaffnung Proletarischer Hundertschaften vorsah,[126] sowie den am Jahresanfang vorgelegten Entwurf eines Gesetzes zur Mitwirkung der Betriebsräte an der Gesetzgebung[127] ebenfalls ad acta legte und statt dessen dem sozialdemokratischen Gesetzentwurf für eine Arbeitnehmerkammer[128] zustimmte, beschlossen der Landesarbeitsausschuß und die Landtagsfraktion einmütig, mit der KPD förmliche Verhandlungen zur Bildung einer gemeinsamen Regierung aufzunehmen.

Den Moskauer Anleitern gingen die Verhandlungen dennoch zu langsam vonstatten. Nach einer weiteren Besprechung mit den zaudernden KPD-Führern erließ der Vorsitzende des EKKI, Grigorij Sinowjew, am 1. Oktober 1923 eine knappe Direktive: „Da wir die Lage so einschätzen, daß der entscheidende Moment in vier, fünf, sechs Wochen kommt, so halten wir es für notwendig, jede Position, die unmittelbar nutzen kann, sofort zu besetzen. Auf Grund der Lage muß man die Frage unseres Eintretens in die sächsische Regierung praktisch stellen. Unter der Bedingung, daß die Zeigner-Leute bereit sind, Sachsen wirklich gegen Bayern und die Faschisten zu verteidigen, müssen wir eintreten. Sofort Bewaffnung von 50000 bis 60000 wirklich durchführen, den General Müller ignorieren. Dasselbe in Thüringen."[129]

Doch die Koalitionsverhandlungen zogen sich weiter hin. In einer „Richtschnur für die zu bildende Regierung"[130] wurden zwischen der SPD und der KPD weitere Einzelheiten der Regierungstätigkeit festgelegt. Während das EKKI zum Aufstand trieb, das Politbüro der KPR den Aufstandstermin auf den 9. November legte, die KPD-Zentrale auf die Rückkehr Brandlers wartete, in Dresden die Koalitionsverhandlungen in die entscheidende Phase traten und die Große Koalition in Berlin wegen der Fronde in der DVP-Fraktion gegen Stresemann in eine schwere Krise geriet, handelte die Reichswehr in Sachsen ungehindert. Das vordringliche Ziel, die sozialistische Arbeiterbewegung bewegungsunfähig zu machen, erreichte Generalleutnant Müller durch das Verbot der Kontrollausschüsse am 1. Oktober. Am 6. Oktober erfolgte ein Erscheinungsverbot des *Kämpfers,* des

126 Der Gesetzentwurf, der auf Lipinskis Gesetzentwurf für eine Aushilfspolizei basierte, sah die Einrichtung von einer Proletarischen Hundertschaft in jedem Ort ab 3000, je einer weiteren (bis maximal zehn) für jeden 5000sten Einwohner vor. Die Angehörigen der Formationen sollten republiktreu, für den Polizeidienst geeignet und mindestens drei Jahre gewerkschaftlich und politisch organisiert sein. Geführt werden sollten sie von „Ortsausschüssen", bestehend aus je drei Sozialdemokraten, Kommunisten und Gewerkschaftlern. Die Abteilungs- und Hundertschaftführer sollten von den Mannschaften gewählt und jederzeit wieder abgewählt werden können. Pro Hundertschaft sollten 25 Gewehre und Revolver, pro Waffe 1000 Schuß Munition ausgegeben werden. Die Ortsausschüsse und Hundertschaften sollten dem Polizeiminister unterstehen. SAPMO-BA, ZPA, I 3/8-10/10, Bl. 29 f.

127 SAPMO-BA, ZPA, I 2/703/143, Bl. 148 ff. Böttcher räumte ein, daß dies „praktisch die Nebenregierung der Betriebsräte" bedeuten würde. SAPMO-BA, ZPA, I 3/8-10/10, Bl. 6.

128 Am 14. 9. 1923 wurde ein entsprechender Gesetzentwurf vom Kabinett beschlossen, der dem Landtag am 25. 9. 1923 vorgelegt wurde. Er kam jedoch nicht mehr zur Beratung. HStAD, Sächsische Staatskanzlei, Nr. 188, Bl. 214 f.; LTA, Vorlagen, Bd. 1, 1922/23, Nr. 87.

129 SAPMO-BA, NL Böttcher, Nr. 18, Bl. 7. Die Direktive in: K. P. Sachsen zur Oktoberbewegung, SAPMO-BA, ZPA, I 3/8–10/7, Bl. 42.

130 Die „Richtschnur" findet sich bei Richard Lipinski, Der Kampf ..., a. a. O., S. 69, und in einem Erinnerungsbericht Jacob Walchers im NL Böttcher, Nr. 18, Bl. 44 ff.

Volksblatts und der *Sächsischen Arbeiterzeitung* für zunächst acht Tage.[131] Die sächsische KPD-Presse war ausgeschaltet.

Endlich wurde in der Besetzung der Regierung ein Durchbruch erzielt: nachdem Zeigner sichergestellt hatte, daß die Regierungsgeschäfte über das Büro des Ministerpräsidenten an dem Leiter der Staatskanzlei vorbeigeführt werden konnten, erhielten die Kommunisten die Stelle und besetzten sie mit dem gerade aus Moskau zurückgekehrten Brandler. Daneben erhielten sie das Wirtschafts- und Finanzressort, womit die Sozialdemokraten zwei Ziele erreicht hatten: die eigentliche Staatsverwaltung vor kommunistischen Einflüssen abzuschirmen und ihnen die politische Verantwortung für die Entwicklung der wirtschaftlichen Lage zuzuschieben.

Als Zeigner das Programm der „Regierung der republikanischen und proletarischen Verteidigung" am 12. Oktober 1923 vortrug, betonte er unmißverständlich, daß Sachsen zum Reich stehe und die Landesregierung „für die Einheit Deutschlands bis zum äußersten kämpfen werde".[132] Auch in den folgenden Tagen beteuerte die Landesregierung, daß es ihr im Gegensatz zu Bayern weder um eine Sezession noch um eine gewaltsame Veränderung der bestehenden Verfassungsordnung gehe. Diejenigen, die von Zeigner eine Kampfansage der Landesregierung an die Reichsregierung oder gleich einen Aufruf zur Diktatur des Proletariats erwartet hatten, waren von der Regierungserklärung enttäuscht. Sie wurde bis in das rechtsliberale Spektrum hinein als Sieg der SPD und „‚Umfall' der Kommunisten"[133] gewertet. Das Programm der sächsischen Regierung unterschied sich nicht einen Deut von dem üblichen Repertoire sozialdemokratischer und freigewerkschaftlicher Positionen des Jahres 1923.

Die KPD, die im vorparlamentarischen Raum durch das Militär bereits ausgeschaltet worden war, reagierte mit symbolischen Aktionen und Deklamationen. Ein illegaler Kongreß mit kommunistischen Angehörigen proletarischer Hundertschaften erklärte gemäß der EKKI-Direktive dem „Herrn General" trotzig, den Verboten zu spotten. Die Arbeiter wurden aufgerufen, in die Proletarischen Hundertschaften einzutreten, die „Einheitsfront aller Ausgebeuteten" und den „roten Block Sachsen-Thüringen" ließ man hochleben. Brandler war über die Lage, die er nach seiner Rückkehr aus Moskau vorfand, geradezu verzweifelt. Am 14. Oktober schrieb er der Kominternexekutive, daß die Zentrale zwar „den drüben fixierten Termin zum Beschluß erhoben habe", daß aber die Bewaffnung katastrophal schlecht sei, das Geld nicht reiche, die Berater aus Moskau noch nicht angekommen seien und die Zeit bis zum Aufstandstermin viel zu knapp sei. Den Reichsbetriebsrätekongreß habe man nicht – wie ursprünglich geplant – am 24. Oktober, sondern erst für den 9. November angesetzt. Ganz anders las sich ein öffentlicher Aufruf der Zentrale vom 14. Oktober, der aber trotz seiner provokativen Parolen ohne unmittelbare Folgen blieb.[134]

Unbedachte Konsequenzen zeitigte indes eine Rede des gerade ins Amt gelangten KPD-Finanzministers am 13. Oktober 1923 im Zoologischen Garten Leipzigs, die anfangs kein größeres Aufsehen erweckte, bis General Müller zwei Tage später von ihr in der

131 *Chemnitzer Neueste Nachrichten* (künftig: *CNN*) vom 1. 10., 3. 10. und 6. 10. 1923.
132 LTA, Verhandlungen, Bd. 2, 1923, S. 1578.
133 *CNN* vom 6. 10. 1923.
134 BA R 43 I/2309, Bl. 187; Dokumente und Materialien, Bd. 7/2, 1966, S. 460 und S. 461 f.

Sächsischen Arbeiterzeitung las und sie nach Berlin meldete. Auf Anweisung des Reichswehrministeriums forderte Müller die Landesregierung am 17. Oktober ultimativ auf, sich von der Rede Böttchers zu distanzieren, da dieser zum bewaffneten Aufstand und zur Errichtung einer Diktatur des Proletariats aufgerufen habe. Genaugenommen stimmte dies nicht. Böttcher hatte gesagt, „das Proletariat muß sofort bewaffnet werden", weil die Frage „weiße oder rote Diktatur" stehe. Der General wertete die „Aufforderung zur Bewaffnung" als „gleichbedeutend mit dem Aufruf zum ‚bewaffneten' Kampf" und als „eine offene Kampfansage gegen die Maßnahmen der Reichsregierung".[135] Zeigner deckte seinen Minister und informierte den Landtag über das Ultimatum, welches er verstreichen ließ. Er appellierte an „die politische Mitte" des Hauses, den Parlamentarismus zu verteidigen und Verständnis dafür zu zeigen, „daß die Regierung nicht dem Wehrkreiskommandeur, sondern nur dem Landtag" verantwortlich sei.[136] Als der Auftritt Zeigners vor dem sächsischen Landtag in Berlin bekannt wurde, ergingen aus dem Reichswehrministerium unter dem Deckwort „Wehrmacht" die Befehle für den Aufmarsch der Truppen gegen Sachsen.[137]

Im Morgengrauen des 20. Oktober begann die größte militärische Aktion der deutschen Streitkräfte nach Ende des Krieges, an der insgesamt 60000 der 100000 regulären Soldaten beteiligt gewesen sein sollen. Truppen aus nahezu allen Teilen Deutschlands waren in Eisenbahnzügen und Lastkraftwagen herangeführt worden und brachen an drei Stellen in den Freistaat ein, während die Einheiten im IV. Wehrkreis mit Verbänden der Schwarzen Reichswehr und mit Oberschülern aufgefüllt wurden.[138] Gegen Mittag setzte der sächsische Gesandte in Berlin den Ministerpräsidenten davon in Kenntnis, daß die Reichswehr nach Sachsen einrückte; die Verlegung der Einheiten wurde mit dem Einsickern rechtsradikaler Verbände aus Bayern begründet.[139] Zeigner gab die Information über das Einrücken der Reichswehr nicht an das Landeskabinett weiter, welches am Nachmittag tagte.[140] Er hielt sie offenbar zurück, um die KPD von überstürzten Gegenaktionen abzuhalten. Der Ministerpräsident wollte den Einmarsch der Reichswehr ins Leere laufen lassen.[141]

135 Ursachen und Folgen, Bd. 5, S. 488 f.

136 LTA, Verhandlungen, Bd. 2, 1923, S. 1622.

137 Materialsammlung des Generalleutnants z. b. V. Lieber, in: Akten der Reichskanzlei (= AdR), Die Kabinette Stresemann I und II, bearb. von Karl Dietrich Erdmann und Martin Vogt, Boppard 1978, S. 1186.

138 Vgl. einen Augenzeugenbericht vom 27. 10. 1923 aus Leipzig, der Stresemann zuging. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, NL Stresemann, Nr. 47, H171420 f. Zur militärischen Operation vgl. die Mitteilung Müllers in der *DVZ* vom 22. 10. 1923; die Darstellung des Chefs des Stabes des IV. Wehrkreiskommandos in der *SäS* vom 23. 10. 1923; Manfred Müller-Arlès, Sächsischer Herbst 1923. Erinnerungen an Verlauf und Ende der revolutionären Unruhen im Freistaat Sachsen, in: *Sächsische Heimat*, Jg. 13 (1967), S. 13 f. Der Tagesbefehl Müllers an die Truppen vom Abend des 21. 10. 1923, a. a. O., S. 14.

139 Vgl. die Darstellung Böttchers. NL Böttcher, Nr. 18, Bl. 9, und die amtliche Mitteilung über den Truppeneinmarsch vom 23. 10. 1923, die keine Auskunft über die Ziele der Aktion gab. Ursachen und Folgen, Bd. 5, S. 492. Tags zuvor hatte Sollmann den stellvertretenden thüringischen Reichsratbevollmächtigten davon in Kenntnis gesetzt, daß Seeckt die Verstärkung der Reichswehr in Mitteldeutschland vorbereite. Er bat ausdrücklich darum, Frölich mitzuteilen, daß der Einmarsch nicht als „Pronunciamento" an die sächsische und thüringische Regierung aufzufassen sei. Erhard Wörfel, Arbeiterregierungen ..., a. a. O., S. 382.

140 Raimund Wagner, Die „Arbeiterregierung" in Sachsen im Jahre 1923, Phil. Diss., Berlin 1957, S. 215.

141 Böttcher teilte dies der Zentrale in einem per Kurier überbrachten, undatierten Brief mit. SAPMO-BA, ZPA, I 3/8-10/8, Bl. 145.

Die KPD wurde von dem Einmarsch der Reichswehr nach Mitteldeutschland völlig überrascht. Am zweiten Tag der Militäraktion ergab sich die Gelegenheit für eine politische Reaktion. Die Landesminister Böttcher, Georg Graupe und Heckert hatten Betriebsräte und Gewerkschaftsfunktionäre zu einer Konferenz nach Chemnitz eingeladen, auf der sie Rechenschaft über ihre Tätigkeit in Arbeitsbeschaffungs- und Ernährungsfragen ablegen wollten. Der SPD ging es vordringlich darum, um Unterstützung für die Regierung zu werben, die KPD beabsichtigte indes mehr.

Die KPD-Zentrale hatte – nachdem in Moskau das Signal zur Vorbereitung des Aufstands gegeben worden war und als sich die politische Krise weiter verschärfte – ein radikales „Kampfprogramm"[142] entworfen, das von Walter Ulbricht am 18. Oktober an die Bezirksleitungen geschickt wurde und von der Chemnitzer Konferenz verabschiedet werden sollte. Der letzte Satz war entscheidend: „Die Konferenz erklärt, die Rettung des deutschen Proletariats und der Nation aus völliger Versklavung, Verelendung und Zertrümmerung ist nur noch durch die Anwendung der äußersten Mittel, durch ein geschlossenes Proletariat und durch seine Kampfverbindung mit allen vom Großkapital ausgebeuteten Volksschichten zu vollbringen, durch Generalstreik und bewaffnete Abwehr des Proletariats gegen den frech angreifenden Klassenfeind."[143] Dies war die unverhüllte Sprache des russischen Aufstandskomitees. Aber der Aufstand fand nicht statt.

Die Vorentscheidung für die Absage des Aufstands fiel bereits am Vorabend der Chemnitzer Konferenz. Die KPD-Zentrale war sich nicht mehr sicher, ob sich die Moskauer Beschlüsse angesichts der militärischen Besetzung Mitteldeutschlands noch durchsetzen ließen. Deswegen sollte eine endgültige Entscheidung erst am nächsten Tag, am Rande der Konferenz, gefällt werden.[144] Nach der Sitzung der Zentrale traf Brandler mit dem Chefredakteur der sozialdemokratischen *Volksstimme,* Karl Böchel, am Rande einer örtlichen Betriebsräteversammlung in Zweinigers Ballhaus in Chemnitz zusammen. Der Sozialdemokrat setzte den KPD-Chef über die Reichswehrinvasion genauer ins Bild und machte ihm klar, daß jeder bewaffnete Widerstand zwecklos sei. Vermutlich drohte er Brandler auch mit der Beendigung der Koalition, wenn sich die Kommunisten am nächsten Tag zu einem Generalstreikaufruf oder Appell zum Aufstand hinreißen ließen. Brandler sagte schließlich zu, auf der Konferenz zu Ruhe und zu Besonnenheit aufzurufen; unter anderen Umständen wäre eine Teilnahme von Sozialdemokraten an der Konferenz – namentlich des Ministers Graupe – auch nicht denkbar gewesen.

Ein Aufruf der KPD, der am Tag der Chemnitzer Konferenz erschien, enthielt dann auch weder die Aufforderung zum Generalstreik noch zum gewaltsamen Widerstand.[145] Auch in dem Grußwort des Politischen Sekretärs des KPD-Bezirks Erzgebirge/Vogtland, des Landtagsabgeordneten Robert Siewert, und in dem Referat von Fritz Heckert war keine

142 Der Programmentwurf in: Eberhard Zeisig, Der Entwurf eines Aktionsprogramms für die Chemnitzer Konferenz vom 21. Oktober 1923, in: *BzG,* Jg. 6 (1964), S. 1063 ff.

143 A. a. O., S. 1063 und S. 1064.

144 August Thalheimer, 1923: Eine verpaßte Revolution? Die deutsche Oktoberlegende und die wirkliche Geschichte von 1923, Berlin 1931, S. 26. Die plausibelste Darlegung der Hintergründe für die Entscheidung der KPD gibt ein Brief Kurt Schumanns, der an dem Kongreß teilgenommen hatte, vom 19. Oktober 1959 an Paul Böttcher. NL Böttcher, Nr. 18, Bl. 33 ff. Sie bestätigt die Darstellung Brandlers auf der ZA-Sitzung vom 4. 11. 1923. SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/19, Bl. 11.

145 Dokumente und Materialien, a. a. O., Bd. 7/2, S. 466 f.

Rede mehr von Streik oder bewaffnetem Widerstand.[146] Böttcher wies nur darauf hin, daß das Berliner Ortskartell der freien Gewerkschaften im Fall einer Reichsexekutive gegen Sachsen den Generalstreik beschlossen habe.[147] Aber was hieß das in einer Situation, in der die Reichswehr das Land unter ihre vollständige Kontrolle brachte, ohne daß eine Reichsexekution offiziell eingeleitet worden war?

Georg Graupe, der nach Heckert sprach, rief zur Ruhe und Besonnenheit auf und warnte ausdrücklich vor einem Generalstreik und Provokationen gegenüber der Reichswehr, die lediglich Wasser auf den Mühlen der Rechtsradikalen in Bayern seien.[148] Nach den Reden der Landesminister versuchte Brandler, den Sozialdemokraten wenigstens einen defensiven Proteststreik schmackhaft zu machen.[149] Der Streik sollte am nächsten Tag einsetzen und von einer Wiederbelebung der regionalen „Räte der Arbeiterparteien und Gewerkschaften" begleitet werden. Graupe widersprach dem entschieden und drohte damit, die Konferenz zu verlassen. Die KPD trat den Rückzug an. Sie stimmte zu, daß eine Kommission diese Frage weiterberiet, während die Delegierten die Beratungen zu den ursprünglichen Themen fortsetzten. Der Berichterstatter der Kommission, Karl Böchel, trug am frühen Abend das Beratungsergebnis vor. Danach wurde eine weitere Kommission gewählt, die ermächtigt wurde, unter bestimmten Bedingungen den Generalstreik auszurufen. Die KPD hatte mit diesem Ergebnis mühsam das Gesicht gewahrt, die Sozialdemokraten ihr Ziel erreicht, den Koalitionspartner von unbedachten Aktionen abzuhalten. Der Generalstreik war abgewendet, der Aufstand abgesagt. Die Konferenz konnte mit dem Absingen der „Internationale" zu Ende gehen.

Wenn die KPD gewollt hätte, hätte die Chemnitzer Konferenz zum Generalstreik aufgerufen, denn die Mehrheitsverhältnisse lagen hierfür eindeutig.[150] Heinrich Brandler und die Zentrale waren aber zu dem Ergebnis gelangt, daß die Voraussetzungen für einen Generalstreik nicht gegeben waren. Brandler verteidigte diese gemeinsame Einschätzung hartnäckig auf der Zentralausschußsitzung am 3. November 1923.[151] Auch später machte er immer wieder geltend, daß er gegen die Auslösung des Bürgerkriegs auf der Konferenz interveniert habe, da dies angesichts der Militärpräsenz „keine revolutionäre

146 Zum Ablauf der Konferenz vgl. die drei telefonischen Berichte, die dem KPD-Landesvorstand durchgegeben wurden. SAPMO-BA, ZPA, I 3/8-10/10, Bl. 8 ff. Die Referate sind dokumentiert in: Gegen die Säbeldiktatur! Das rote Sachsen ruft das deutsche Proletariat, Chemnitz o. J. Eine Kopie der Broschüre im SAPMO-BA, NL Heckert, Nr. 16, Bl. 19–26. Im folgenden wird nach der stenographischen Mitschrift der Reden zitiert, die sich im SAPMO-BA, ZPA I 2/703/143, Bl. 104 ff., befindet.

147 SAPMO-BA, ZPA I 2/703/143, Bl. 131 ff. Die Resolution der Gewerkschaftsvorstände und erweiterten Ortsverwaltung Groß-Berlin in: Dokumente und Materialien, a. a. O., Bd. 7/2, S. 462 f.

148 Böttcher zufolge hatte der Ministerpräsident sogleich Graupe instruiert, die Ausrufung eines Generalstreiks auf der „Chemnitzer Konferenz" zu unterbinden, nachdem er von Gradnauer über den Reichswehreinmarsch informiert worden war. NL Böttcher, Nr. 18, Bl. 9. Die Argumentation Graupes und der SPD wird auch in einem „Bericht aus Berlin vom 6. 11. 1923" dargestellt, der vom sog. „Kopf", dem Vorsitzenden des EKKI-Aufstandskomitees Radek, stammt. SAPMO-BA, ZPA, I 2/3/380, Bl. 10 ff.

149 Zum folgenden: SAPMO-BA, ZPA I 3/8-10/10, Bl. 19–23.

150 Vgl. dazu den Bericht der Mandatsprüfungskommission. SAPMO-BA, ZPA I 3/8–10/10, Bl. 13 ff.

151 „Mit 11000 gegen 500000 Gewehre loszugehen, das kann man mit dem Maul, das kann aber kein verantwortlicher Politiker in dem Augenblick tun, wo wir nicht die ganze Einheit des Proletariats besitzen." Protokoll der Zentralausschußsitzung. SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/19, Bl. 10.

Tat, sondern ein Verbrechen gewesen wäre". Ein Aufstandsversuch wäre in einem „zweiten München" geendet.[152]

Das russische Aufstandskomitee schob die Schuld für den gescheiterten „deutschen Oktober" auf Brandler, weil dieser sich im entscheidenden Moment von den Sozialdemokraten habe überspielen lassen,[153] obwohl die Entscheidung von Chemnitz zunächst die Rückendeckung des Moskauer Komitees gefunden hatte. Direkt nach der Konferenz nahmen Brandler, Böttcher, Heckert und Thalheimer nämlich Kontakt mit Karl Radek auf, und man stimmte darin überein, daß ein Streikaufruf und ein Aufstandsversuch gänzlich chancenlos seien und deswegen zu unterbleiben hätten.[154] In einem Rundschreiben der Zentrale an die Untergliederungen hieß es dann entsprechend, daß ein Generalstreik den Kampf um die Macht bedeute, der in einer völligen Niederlage enden müsse. Die Partei wurde lediglich aufgefordert, sich bereit zu halten und gegen die Reichsexekutive zu agitieren.[155] In Hamburg brach jedoch, aufgrund von Fehlinformationen und Eigenmächtigkeiten, die Ernst Thälmann zugeschrieben wurden, ein kommunistischer Aufstand aus, der nach zwei Tagen durch das Eingreifen von Polizei, Marinesoldaten und einem sozialdemokratischen Selbstschutzverband beendet wurde.[156]

Die von der KPD aufgebauschten proletarischen Hundertschaften stellten sich als Papiertiger heraus.[157] Sie traten während der gesamten Reichswehraktion nicht in Erscheinung. Radek räumte in einem Rapport über den fehlgeschlagenen „deutschen Oktober" kleinlaut ein, daß die KPD in Sachsen trotz intensiver Beschaffungsversuche über nicht mehr als 2000 Gewehre verfügt habe.[158] Heinrich Brandler sprach später davon, daß mehr als 4000–5000 mitkämpfende Revolutionäre für einen Aufstand in Sachsen nicht zu gewinnen gewesen wären.[159] Auch wenn diese Zahlen nach unten „gerechnet" sein dürften, um sich des Vorwurfs zu erwehren, im entscheidenden Moment gezögert zu haben, eine aussichtsreiche Erhebung auszulösen: eine „rote Armee" im Herzen Deutschlands gab es nicht.

Von der Aussichtslosigkeit aktiven Widerstands überzeugt, schwenkte die sächsische KPD-Führung auf die Linie der Freien Gewerkschaften und der SPD ein, die sich sogleich nach der Chemnitzer Konferenz gegen Einzelaktionen und einen Streik ausgesprochen hatten.[160] Am 23. Oktober warnte Zeigner im sächsischen Landtag nochmals

152 Brief Brandlers an den Geschäftsführer des Limbacher Konsumvereins in der *LVZ* vom 25. 7. 1928. Vgl. auch die Briefe an I. Deutscher vom 8. 12. 1954 und vom 12. 1. 1957, in: Unabhängige Kommunisten: der Briefwechsel zwischen Heinrich Brandler und Isaac Deutscher 1949 bis 1967. Hrsg. von Hermann Weber, Berlin 1981, S. 130 und S. 183 f.

153 Im „Bericht aus Berlin am 6. 11. 1923" hieß es, Brandler sei auf die Absage der SPD nicht gefaßt gewesen und habe sodann spontan entschieden. SAPMO-BA, ZPA, I 2/3/380, Bl. 13.

154 Böttcher behauptet, nur er habe für ein Losschlagen optiert. NL Böttcher, Nr. 18, Bl. 10.

155 Vgl. Osterroth/Schuster 1965, S. 131. Der (undatierte) Rundbrief in: SAPMO-BA, ZPA, I 2/2/45, Bl. 136.

156 Vgl. Wulf D. Hund, Der Aufstand der KPD 1923, in: Jahrbuch für Sozialökonomie und Gesellschaftstheorie, Jg. 5 (1993), S. 32–61, sowie den überzeugenden Aufsatz von Wolfgang Zank, Aufstand an der Waterkant, in: *Die Zeit*, Nr. 43 vom 22. 10. 1993.

157 Selbst Otto Geßler, Reichswehrpolitik in der Weimarer Zeit. Hrsg. von Klaus Sendtner, Stuttgart 1958, S. 260, schreibt, daß sie „vielfach nur auf dem Papier standen".

158 SAPMO-BA, ZPA, I 2/3/380, Bl. 12.

159 Brief Brandlers an den Geschäftsführer des Limbacher Konsumvereins in: *LVZ* vom 25. 7. 1928.

160 Vgl. die Aufrufe in der *DVZ* vom 23. 10. und 24. 10. 1923. Die *SäS* vom 23. 10. 1923 wies ausdrücklich darauf hin, daß auf der Chemnitzer Konferenz kein Generalstreik beschlossen worden war.

vor Unbesonnenheiten. Robert Siewert pflichtete dem Ministerpräsidenten bei, daß gewaltsame Aktionen sinnlos seien, hielt aber daran fest, daß man eigentlich zum Generalstreik aufrufen müsse[161] – was eine rhetorische Pflichtübung darstellte.

Die Reichsexekution gegen Sachsen, von Geßler gegen den schwächer werdenden Widerstand der sozialdemokratischen Reichsminister und mit Unterstützung Stresemanns und – was letztlich den Ausschlag gab – des Reichspräsidenten Friedrich Ebert durchgesetzt, um das Militär und die militante Rechte durch ein „Bauernopfer" ruhigzustellen, traf in Dresden auf keinen Widerstand. Die abgesetzte sächsische Regierung sprach in einer Erklärung von einem Staatsstreich, gegen den sie Protest beim Reichspräsidenten, beim Reichskanzler und beim Reichsrat eingelegt habe. Sie appellierte an „die verfassungstreue Bevölkerung", sich mit ihr zu solidarisieren.[162] SPD, KPD und die freien Gewerkschaften riefen zu einem dreitägigen Proteststreik auf, der friedlich verlief.[163] In der KPD herrschten chaotische Zustände.[164]

Die sächsische SPD hielt an dem politischen Bündnis mit den Kommunisten fest und brachte eine Neuauflage der Koalition ins Gespräch. Aber der Rückzug der KPD aus der Thüringer Regierung und die Zentralausschußsitzung am 3. November erbrachten den Beweis, daß die KPD nicht mehr koalitionsfähig war. Brandler, der um das politische Überleben kämpfte, gab in ihr nicht mehr die Verteidigung gegen den Faschismus, sondern die „Zerstörung der Sozialdemokratie" als nächstes Ziel kommunistischer Politik aus.[165] Um von der eigenen schweren Krise abzulenken, wurde für das Scheitern des „deutschen Oktobers" der Verrat der Linkssozialdemokratie verantwortlich gemacht.[166] Schließlich verabschiedete der Zentralausschuß gegen den hartnäckigen Widerstand insbesondere Böttchers mit 40 gegen 16 Stimmen Thesen zum „Sieg des Faschismus über die Novemberrevolution", in denen die Sozialdemokratie als „Helfershelferin des Faschismus" bezeichnet und „die faschistische Diktatur als die letzte und schwächste bürgerliche Regierung Deutschlands" definiert wurden.[167] Am 7. Dezember 1923 brach die Brandler-Zentrale auseinander. Auch die sächsischen Bezirke entzogen dem Parteivorsitzenden nun die Unterstützung.[168] Die Landtagsfraktion, deren Mehrheit bis zum Schluß zur Koalition mit der SPD gestanden und an ein „rotes Mitteldeutschland" auch unter den Bedingungen der Weimarer Verfassung geglaubt hatte, schwenkte auf die Linie parlamentarischer Obstruktion um. Die „Ultralinken" nahmen das Heft in die Hand, als

161 LTA, Verhandlungen, Bd. 2, 1923, S. 1760 ff.

162 HStAD, MdI, Nr. 11117, Bl. 380; vgl. auch LTA, Verhandlungen, Bd. 2, 1923, S. 1845. Der Protestbrief an den Reichspräsidenten in: BA, R 43 I/2309, Bl. 243. Der Antrag Zeigners an den Reichsrat stammte vom 29. 10. 1923. BA, R 43 I/2309, Bl. 280.

163 Ursachen und Folgen, a. a. O., Bd. 5, S. 500 f.

164 Im Bericht des Oberbezirks Mitte vom 31. Oktober 1923 hieß es, „jeder handelt auf eigene Faust, und wir finden uns nicht zusammen". SAPMO-BA, ZPA, 2/2/40, Bl. 154. Der Bezirk Ostsachsen meldete einen anfänglich erfolgreichen Proteststreik, dann habe jedoch Desorientierung und Frustration um sich gegriffen. SAPMO-BA, ZPA, I 3/8/27, Bl. 219 ff.

165 Protokoll der Zentralausschußsitzung. SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/19, Bl. 14.

166 Vgl. Paul Böttcher, Der Verrat der linken SPD. Die Reichsexekutive gegen die sozialdemokratisch-kommunistische Koalitionsregierung in Sachsen, Berlin o. J.

167 Böttcher kritisierte die Übernahme des italienischen Faschismusbegriffs und weigerte sich, in Deutschland von einem Sieg des Faschismus zu reden. SAPMO-BA, ZPA, I 2/1/19, Bl. 33 f. Die Thesen sind abgedruckt in: Dokumente und Materialien, a. a. O., Bd. 7/2, S. 471 ff.

168 Vgl. Hermann Weber, Die Wandlung ..., a. a. O., Bd. 1, S. 62.

der Versuch, die KPD ausgehend von den 21 Anschlußbedingungen an die Komintern zu bolschewisieren, gescheitert war.

Die bürgerliche Opposition bemühte sich angestrengt, das Kabinett Zeigner des Verfassungsbruches zu überführen. Doch selbst den kommunistischen Ministern konnte sie keine staatsgefährdenden Verfehlungen, geschweige denn verfassungswidrige Handlungen nachweisen. Die Bestrebungen Böttchers, ein Handelsabkommen mit Sowjetrußland auf den Weg zu bringen, hatte das Kabinett gestoppt, weil die Sozialdemokraten nicht ausschließen wollten, daß es durch den deutsch-russischen Handelsvertrag vom 6. Mai 1921 nicht gedeckt sein könnte.[169] Ein Untersuchungsausschuß des Landtags hielt Böttcher vor, daß 800 Millionen Mark, die er für den Ankauf von Kartoffeln und anderen Lebensmitteln zur Vergabe an die notleidende Bevölkerung verwendet hatte, haushaltsrechtlich nicht gedeckt gewesen seien, und er habe einen Bankbeamten unter Umgehung des Stellenplans in seinem persönlichen Büro eingestellt. Schließlich hielt die bürgerliche Opposition Böttchers Anweisung, die Moritzburger Teiche abzufischen, um 40 bis 50 Zentner Karpfen an Erwerbslose zu verteilen, für unrechtmäßig.[170] Gegen Fritz Heckert, der mit dem Fauxpas hervorgetreten war, eine Anhebung der allgemeinen Milchpreise anzuregen, gab es ebensowenig vorzubringen wie gegen den Chef der Staatskanzlei und KPD-Vorsitzenden Heinrich Brandler.[171] Auch der Reichskanzler Gustav Stresemann räumte in einem Interview, das er dem *Manchester Guardian* gab, offen ein, die sächsische Landesregierung sei im Unterschied zur bayerischen den ihr nach der Reichsverfassung und den Reichsgesetzen obliegenden Pflichten nachgekommen.[172]

III.

An der politischen Entwicklung in und um Sachsen läßt sich zeigen, daß von einer zielgerichteten, erfolgreich verlaufenden Bolschewisierung der KPD seit der Verkündung der 21 Bedingungen für den Anschluß an die Komintern keine Rede sein kann.[173] Das letzte Wort mochte in Moskau fallen – wenn man sich dort einig sein sollte –, aber deswegen wurde es noch nicht befolgt. Die „Wirklichkeit kommunistischer Politik"[174] entzieht sich auch einem bipolaren Interpretationsansatz, der die sozialkulturelle Milieubindung als den einen Pol, den revolutionären politischen Anspruch als den anderen Pol begreift. Vollends problematisch erscheint dies, wenn an die Stelle des überlebten Dualismus von revolutionärer Basis und bremsender Führung die Liebe zum subversiven

169 Zeigner sollte deshalb den Gesetzentwurf durch das Finanzministerium prüfen lassen. HStAD, Sächsische Staatskanzlei, Nr. 188, Bl. 142; Nr. 111/1, Bl. 142.

170 Protokoll über die 2. Sitzung des Untersuchungsausschusses am 25. 6. 1924, in: SAPMO-BA, NL Böttcher, Nr. 30, Bl. 81 ff. Die Einstellung Müllers als Ministerialrat war allerdings auf Grundlage eines Kabinettsbeschlusses erfolgt. HStAD, Sächsische Staatskanzlei, Nr. 188, Bl. 237.

171 Das Kabinett ermahnte den Minister zu einer sozial ausgewogenen Politik und hielt ihn an, statt dessen einen Vorschlag für die verbilligte Abgabe von Milch an „Minderbemittelte" zu unterbreiten. HStAD, Sächsische Staatskanzlei, Nr. 188, Bl. 230.

172 BA, NL Stresemann, Nr. 262.

173 So aber die allgemeine Interpretation bei Heinrich August Winkler, Von der Revolution ..., a. a. O., S. 518, S. 513 und S. 707 ff.

174 Klaus Michael Mallmann, Kommunisten ..., a. a. O., S. 4.

Eigensinn linksproletarischer Basiskommunisten[175] und Häme gegenüber den ungeliebten *political animals* in der Parteiführung tritt. Bereits während des Krieges verbreiterte sich das Spektrum der Koalitionen zwischen proletarischen sächsischen Milieus und politischen Strömungen bzw. Parteien und reichte von der in die nationale Front eingerückten Mehrheitssozialdemokratie bis zu den Linksradikalen um Otto Rühle. Unterscheidet man grob drei sächsische Regionen, dann ergab sich für die Nachkriegszeit folgendes Bild: Die „Lipinski-Burg" (KPD-Jargon) konnte weder von den Mehrheitssozialdemokraten noch von der westsächsischen KPD eingenommen werden. Dresden und Ostsachsen blieben eine Domäne der (rechten) MSPD, die sich mit einer streckenweise außergewöhnlich starken rätekommunistischen Bewegung in einem Dauerkonflikt befand, welcher der KPD nur wenig Profilierungschancen bot. In Chemnitz und Umgebung forderte eine gemäßigte, aus dem Spartakusbund hervorgegangene KPD eine zunächst rechts orientierte, dann nach links schwenkende MSPD heraus, so daß für die USPD wenig Platz blieb. Außerdem gelang es der KPD, vorübergehend von spontanen Protestbewegungen im Erzgebirge und im Vogtland zu profitieren. Kaum ein Land in Deutschland wurde so dicht von proletarischen Milieus durchzogen wie Sachsen. Doch waren diese von Region zu Region – und bei feinerem analytischen Blick auch lokal – parteipolitisch unterschiedlich „besetzt". Das Problem der KPD bestand darin, daß sie kein eigenständiges Milieu bilden konnte.

Die disparate und prekäre Milieuverwurzelung, die sich im raschen Auf und Ab der Mitgliederbewegung niederschlug, trieb eine wechselhafte, wenn man so will: opportunistische Politik an, die auf der ständigen Suche nach einem stabilen Anhängerstamm letztlich sämtliche Parteigänger – mal mehr, mal weniger – verprellte. Eine zentrale Aufgabe einer jeden Parteiführung besteht darin, die eigene Organisation auszubauen, um möglichst viel vom jeweils spezifischen Machtanspruch zu realisieren. Um nichts anderes bemühten sich auch die KPD-Führungen – von den Ortsgruppen- über die Bezirksleitungen zur Zentrale. In Sachsen schien Paul Böttcher eine stetige Politik halbwegs durchsetzen zu können, die sich an den Erfahrungen der linksproletarischen Milieus orientierte und ein mittelfristig angelegtes politisches Bündnis mit der Sozialdemokratie in den Mittelpunkt ihrer Strategie stellte. Diese Politik stieß von vornherein an drei soziopolitische Grenzen. Die erste Grenze bildeten die KPD-Zentrale und besonders Moskau, die nur vorübergehend von ihren schematischen Aufstandsvorstellungen abzubringen waren. Die zweite Grenze bildeten die „linken" Bezirke West- und Ostsachsen, die unter dem Konkurrenzdruck der Rätekommunisten und Unionisten standen, aber zunehmend auch der Bezirk Erzgebirge, seit er sich unter dem Schub von neu in die Partei eintretenden Aktivisten neuer sozialer Protestbewegungen radikalisierte. Die dritte Grenze bildete ein bündnispolitisches Dilemma: eine Zusammenarbeit zwischen Sozialdemokratie und Kommunistischer Partei war eigentlich nur als Zusammenarbeit von linken Sozialdemokraten mit gemäßigten Kommunisten denkbar, womit man freilich den Abfall von Anhängern an den jeweiligen Rändern beider Parteien riskierte. Eine dauerhafte Allianz aus sozialdemokratischer Staats- und kommunistischer Protestpartei schien in

175 Diese Tendenz bisweilen ebd., insbesondere bei den Polemiken gegen Webers Interpretation der Stalinisierung.

Sachsen und Thüringen jedoch wenigstens in den Jahren 1920 und 1921 nicht mehr abwegig zu sein, jedenfalls wurde sie von einflußreichen Teilen der jeweiligen Landesführungen angesichts des allgemeinen Rechtsruckes in Deutschland präferiert. Torpediert wurde diese Allianz durch den „revolutionären" Aktivismus und politischen Dezisionismus in der KPD, was freilich den Blick nicht auf die Tatsache verstellen sollte, daß es die Reichswehr und die bürgerliche Opposition im Verein mit dem Reichspräsidenten und dem Reichskanzler waren, die das linksrepublikanische Modell zerstörten. Sie zerstörten es nicht zuletzt deshalb, um ein Exempel zu statuieren. Es sollte demonstriert werden, daß man unter keinen Umständen bereit war, eine Zusammenarbeit von Sozialdemokratie und KPD zu dulden, selbst wenn diese auf dem Boden der Verfassung agierte. Auch wenn die Ausschaltung einer demokratisch legitimierten, verfassungsgemäß handelnden Landesregierung natürlich Wasser auf die Mühlen derjenigen lenkte, die die parlamentarische Demokratie als verhüllte Form bourgeoiser Herrschaft diffamierten, besaß die KPD in dieser zugegebenermaßen schwierigen Situation nur eine politische Option: den Aufstand abzusagen und die Tolerierung auf der Basis einer Verteidigung der Demokratie in Deutschland gegen rechts zu erneuern. Statt dessen opferte sie – maßlos enttäuscht von dem raschen Wandel der politischen Lage und nicht zuletzt von sich selbst – die Reformbündnisse in Sachsen und Thüringen, begann damit, den Charakter des Kommunismus als sozialer Bewegung Stück um Stück zurückzudrängen – wenngleich sie sich auch weiterhin als eine „Massenpartei der linksradikalen deutschen Arbeiter" (Hermann Weber) präsentierte –, und verpaßte die letzte Gelegenheit, als linksproletarische Partei im Gefüge der parlamentarischen Demokratie eine positive Rolle zu spielen. 1923 war diese Option nicht unbedingt eine Schimäre; der Glaube an den Erfolg eines deutschen Oktober bildete jedenfalls eine größere.

Die Überlieferung des FDGB in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv*

Von Heinz Braun

1. Bestandsgeschichte und Bestandsgliederung

Der FDGB hat bis 1990 seine archivalische Überlieferung eigenverantwortlich verwaltet. Seit 1958 entstand eine Archivorganisation, die neben dem Zentralen Gewerkschaftsarchiv beim Bundesvorstand des FDGB in Berlin drei Zwischenarchive bei den Zentralvorständen der IG Bergbau-Energie und der IG Chemie, Glas und Keramik in Halle und der IG Wismut in Chemnitz sowie fünfzehn regionale Archive bei den Bezirksvorständen des FDGB umfaßte.

Nach dem gescheiterten Versuch der selbständigen Weiterexistenz in Form der Johannes-Sassenbach-Stiftung/Bibliothek und Archiv der Gewerkschaftsbewegung wurden die Bestände der Sassenbach-Stiftung 1992 auf der Grundlage des Bundesarchivgesetzes in die „Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR" im Bundesarchiv überführt. Die Stiftung wurde durch Erlaß des Bundesministers des Innern vom 6. April 1992 mit der Aufgabe gegründet, „die auf zentraler Ebene entstandenen Unterlagen der SED sowie anderer Parteien der DDR, der mit diesen Parteien verbundenen Organisationen und juristischen Personen sowie der Massenorganisationen, soweit sie die Wahrnehmung staatlicher Aufgaben betreffen, zu übernehmen, auf Dauer zu sichern, nutzbar zu machen und zu ergänzen".

Die Stiftung übernahm demzufolge neben dem Archivgut des Bundesvorstandes des FDGB die Unterlagen sämtlicher Zentralvorstände der Industriegewerkschaften und Gewerkschaften (IG/Gew.), die Archivalien der Gewerkschaftshochschule Bernau und des Verlages Tribüne im Umfang von ca. 3500 lfm. Die in den Bezirksgewerkschaftsarchiven archivierten Unterlagen der Bezirks- und Kreisvorstände des FDGB und der IG/Gew. wurden den zuständigen Staatsarchiven übergeben.

Folgende Gewerkschaftsbestände befinden sich in der Stiftung:

DY 34	Bundesvorstand des FDGB, ca. 1565 lfm, 1945–1990
DY 35	Zentralvorstand der Gewerkschaft der Angestellten, 14 Bde., 1945–1949
DY 36	Zentralvorstand der IG Bau-Holz, 1425 Bde., 1945–1990
DY 37	Zentralvorstand der IG Bergbau-Energie, ca. 160 lfm, 1946–1990
DY 38	Zentralvorstand der IG Chemie, Glas und Keramik, ca. 125 lfm, 1946–1990

* Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Finckensteinallee 63, D-12205 Berlin, Postfach 450569, D-12175 Berlin; Tel.: 030/8450-0, Fax: 030/8435 0-246, 030/8330-695. Öffnungszeiten der Benutzersäle Archiv (Bibliothek):
montags–donnerstags 8.00–19.00 (9.00–19.00) Uhr,
freitags 8.00–16.00 (9.00–16.00) Uhr.

DY 39 Zentralvorstand der IG Druck und Papier, ca. 1800 Bde., 1946–1990
DY 40 Zentralvorstand der IG Eisenbahn, ca. 1700 Bde., 1946–1963
DY 41 Zentralvorstand der Gewerkschaft Gesundheitswesen, 735 Bde., 1949–1990
DY 42 Zentralvorstand der Gewerkschaft Handel, Nahrung und Genuß, ca. 3100 Bde., 1946–1990
DY 43 Zentralvorstand der Gewerkschaft Kunst, ca. 1000 Bde., 1946–1990
DY 44 Zentralvorstand der Gewerkschaft Land, Nahrungsgüter und Forst, ca. 2400 Bde., 1946–1990
DY 45 Zentralvorstand der Gewerkschaft der Mitarbeiter der Staatsorgane und der Kommunalwirtschaft, 1630 Bde., 1946–1990
DY 46 Zentralvorstand der IG Metall, ca. 5600 Bde., 1946–1990
DY 47 Zentralvorstand der IG Örtliche Wirtschaft, 150 Bde., 1955–1958
DY 48 Zentralvorstand der Gewerkschaft der Zivilbeschäftigten der NVA, ca. 500 Bde., 1973–1990
DY 49 Zentralvorstand der IG Textil-Bekleidung-Leder, 1050 Bde., 1946–1986
DY 50 Zentralvorstand der IG Transport und Nachrichtenwesen, ca. 1900 Bde., 1946–1990
DY 51 Zentralvorstand der Gewerkschaft Unterricht und Erziehung, ca. 1400 Bde., 1945–1990
DY 52 Zentralvorstand der IG Wismut, ca. 80 lfm, 1950–1990
DY 53 Zentralvorstand der Gewerkschaft Wissenschaft, ca. 1100 Bde., 1953–1990

(Vgl. Die Bestände der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv. Kurzübersicht, Berlin: Edition Colloquium, 1996, S. 37–45.)

2. Bestandsanalyse

Das gewerkschaftliche Archivgut enthält wertvolles Quellenmaterial vor allem zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, aber auch zu fast allen anderen Bereichen. Das umfassend ausgebaute Berichts- und Kontrollwesen und die überaus differenzierte Form der Beschlußfassung haben eine Reihe aussagefähiger Unterlagen hinterlassen. Der umfangreichste und ergiebigste Bestand zur Gewerkschaftsgeschichte ist der Bundesvorstand des FDGB aus dem Zeitraum von 1946 bis 1990 im Umfang von zur Zeit rund 2000 lfm (einschließlich Gewerkschaftshochschule Bernau und Verlag Tribüne). Die Unterlagen der wichtigsten Büros und Abteilungen liegen weitgehend geschlossen vor. Der Bestand ist einfach und intensiv erschlossen (Findkarteien).
Als Ergänzung des FDGB-Bundesvorstandes können die Bestände der Zentralvorstände der IG/Gew. dienen, die eine Art von Fachabteilungen des FDGB-Bundesvorstandes darstellen. Hier ist die Überlieferung nicht immer vollständig und z. T. lückenhaft. Häufig ist nur eine Auswahl der wichtigsten Akten vorhanden. Hervorzuheben sind die Bestände der IG Bau-Holz, der IG Bergbau-Energie, der IG Eisenbahn, der Gew. Land, Nahrungsgüter und Forst, der IG Metall, der Gew. Unterricht und Erziehung und der IG Wismut.

Zu erwähnen ist der Umstand, daß eine Reihe von Beständen, die sich bis 1989 nicht im Zentralen Gewerkschaftsarchiv befanden, von der Stiftung übernommen werden konnten, wie die IG Bergbau-Energie, die IG Chemie, Glas und Keramik, die IG Wismut und die Gew. der Zivilbeschäftigten in der NVA.

3. FDGB-Bundesvorstand 1946–1990

a) Querschnittbereiche

Protokollbüro

Das Protokollbüro beim Büro des Präsidiums des FDGB-Bundesvorstandes ist einer der wichtigsten Querschnittbereiche. Hier finden sich vor allem die Protokolle und Beschlüsse des FDGB-Bundesvorstandes.

Als erste Hauptgruppe sind die Kongreßunterlagen von 1946 bis 1990 zu nennen. Die stenographischen Kongreßprotokolle liegen vom 1. bis 11. FDGB-Kongreß (1946–1987) gedruckt vor. Von Interesse sind vor allem die begleitenden Unterlagen, wie z. B. Rechenschaftsberichte der einzelnen Abteilungen oder die sog. Grußadressen, seit 1968 auch Wettbewerbsverpflichtungen und -abrechnungen aus Betrieben.

Eine zweite Hauptgruppe stellen die Protokolle der Bundesvorstandssitzungen von 1946 bis 1989 dar. Sie liegen von 1946 bis 1951 als Beschlußprotokolle mit Anlagen (Referate, Beschlüsse), seit 1952 als stenographische Protokolle vor. Wegen des schlechten Erhaltungszustandes wurden 1995 Mikrofiches angefertigt, die heute bei der Benutzung vorgelegt werden. Auszüge aus den Bundesvorstandssitzungen wurden meist in der gewerkschaftlichen Tageszeitung „Tribüne" veröffentlicht.

Eine weitere Hauptgruppe bilden die Protokolle gewerkschaftlicher Konferenzen und Tagungen aus dem Zeitraum von 1946 bis 1990. Neben gewerkschaftlichen Funktionärskonferenzen sind hier die Arbeitstagungen einzelner Fachbereiche zu nennen, ebenso Erfahrungsaustausche (Neuerer, Wettbewerbsinitiatoren, sozialistische Brigaden) sowie Frauen- und Jugendkonferenzen (Schrittmacher-Kongresse). Die „Theoretischen Konferenzen" des FDGB-Bundesvorstandes (1953, 1955, 1965, 1969) werden ebenso dokumentiert wie die gesamtdeutschen Arbeiterkonferenzen der 50er Jahre oder die Arbeiterkonferenzen der Ostseeländer, Norwegens und Islands (1958–1989) und die verschiedenen internationalen Konferenzen, vor allem des WGB.

Die nächste Hauptgruppe setzt sich aus einer Reihe von Beschlußserien zusammen: den Beschlüssen des geschäftsführenden Vorstandes (1946–1950), den Beschlüssen des Präsidiums des FDGB-Bundesvorstandes (1952–1989) und den Beschlüssen des Sekretariats des FDGB-Bundesvorstandes (1949–1989). Diese Beschlüsse liegen bis 1959 in chronologisch geordneten Protokollserien vor (Beschlußprotokolle mit Anlagen, keine stenographischen Protokolle!), seit 1960 in sachlich gegliederten Aktenserien. Die Beschlüsse wurden nach einem Schlagwortkatalog abgelegt (z. B. Frauenarbeit, Kaderfragen, Auszeichnungen, Wettbewerb) und in einer speziellen Findkartei des Archivs erschlossen. Diese Erschließung erfaßte die einzelnen Beschlüsse, nicht nur die Aktentitel.

Die Beschlüsse gehören zu den wichtigsten Unterlagen gewerkschaftlicher Tätigkeit. Sie stellen sozusagen die offiziellen Dokumente des FDGB dar, denn ein Schriftstück oder

ein Bericht wurde erst in der Form eines Beschlusses rechtsgültig und verbindlich. Bei den Beschlüssen sind zwei Stadien zu unterscheiden: die Vorlagen (Entwürfe, mit eventueller Begründung) und die von einem Leitungsgremium angenommenen Beschlüsse (Ausfertigungen), die mit laufender Nummer und Jahreszahl versehen wurden (z. B. 10/51). Hinzu trat dann meist noch ein Buchstabe (P für Präsidium, S für Sekretariat; z. B.: P 10/51 oder S 10/51).

Eine letzte Hauptgruppe schließlich stellen die Informationen an das Präsidium und Sekretariat des FDGB-Bundesvorstandes dar. Sie sind für die 50er bis 70er Jahre sachlich gegliedert (Schlagwortkatalog), liegen für die 80er Jahre jedoch nur in einer chronologischen Serie vor. Sie sind eine unentbehrliche Ergänzung der Beschlüsse der Leitungsgremien des FDGB-Bundesvorstandes.

Zu erwähnen ist auch noch die Gruppe der Vereinbarungen, in denen die Zusammenarbeit des FDGB-Bundesvorstandes mit Parteien, gesellschaftlichen Organisationen, Staatsorganen oder ausländischen Gewerkschaften fixiert wurde (z. B. 1950 Kampfabkommen FDGB–CGT zur Verteidigung des Friedens, Vereinbarungen über Einsatz ausländischer Arbeitskräfte in der DDR).

Büros der Vorsitzenden, stellvertretenden Vorsitzenden und Sekretäre des FDGB-Bundesvorstandes

Bei den Unterlagen der Büros (meist mit Namen bezeichnet, z. B. Büro Tisch oder Büro Beyreuther) handelt es sich neben Protokollen und Berichten weitgehend um Schriftwechselakten. Sie enthalten in komprimierter Form die Probleme der Gewerkschaftsarbeit unter den Bedingungen der DDR. Es gibt mehrere ständig wiederkehrende Aktenserien:

- Konferenzen und Tagungen;
- Zusammenarbeit mit der SED; es handelt sich hierbei um eine relativ umfangreiche Aktengruppe, die bis 1989 streng sekretiert war; sie zeigt mit besonderer Deutlichkeit die Abhängigkeit des FDGB von der SED;
- Zusammenarbeit mit SMA und Staatsapparat;
- Berichte und Informationen der Büros und Abteilungen; hier ist eine Fülle von Materialien enthalten, da alle wichtigen Probleme als Information bzw. zur Entscheidung dem Vorsitzenden bzw. dem zuständigen Sekretär vorgelegt wurden;
- Berichte und Informationen nachgeordneter gewerkschaftlicher Leitungen und Vorstände;
- West- und internationale Arbeit (vor allem Delegationsberichte);
- Reden und Artikel (Manuskripte).

Abteilung Organisation

Diese Abteilung enthält eine sehr umfangreiche Überlieferung, die vor allem aus Protokollen und Berichten gewerkschaftlicher Leitungen und Vorstände besteht, die entweder sachlich oder nach Provenienzen gegliedert sind. Es handelt sich meist um Serienakten. Eine erste Hauptgruppe bilden die Unterlagen der Gewerkschaftswahlen (Berichte, Informationen, Analysen), zu denen auch die Protokolle der verschiedenen Delegiertenkonferenzen gehören.

Eine weitere Hauptgruppe stellen die Sitzungsprotokolle der berichterstattungspflichtigen Leitungen und Vorstände dar, von den Landes- und Bezirksvorständen des FDGB und den Zentralvorständen der IG/Gewerkschaften über die Kreisvorstände des FDGB bis hin zu einer Reihe von Betriebsgewerkschaftsleitungen (BGL) aus Betrieben. Es handelt sich hier weitgehend um eine Doppelüberlieferung zentraler und regionaler Unterlagen.
Die dritte Hauptgruppe schließlich umfaßt die sog. Informationsberichte der berichterstattungspflichtigen Leitungen und Vorstände, aus denen beim FDGB-Bundesvorstand die Serie „Informationen der Abt. Organisation" (1949–1989) zusammengestellt wurde. Sie sind als Hintergrundmaterial für die politische und gesellschaftliche Entwicklung in der DDR unentbehrlich. Neben einer umfangreichen BGL-Berichterstattung gibt es eine Reihe spezieller Informationen, die nach Sachgesichtspunkten gegliedert sind (z. B. 17. Juni 1953, Besondere Vorkommnisse, Ausländische Werktätige, Zentrales Jugendobjekt Erdgastrasse UdSSR, Stimmungen und Meinungen der Mitglieder).
Eine weitere umfangreiche Gruppe bilden statistische Materialien. Hier ist vor allem die Mitgliederstatistik des FDGB von 1945 bis 1989 zu nennen, aber auch eine Reihe weiterer Statistiken (z. B. Gewerkschaftswahlen, sozialistische Brigaden).
Ich muß jedoch darauf hinweisen, daß es trotz der umfangreichen Überlieferung nicht möglich ist, anhand der Berichterstattung die Entwicklung einzelner Betriebe, Industriezweige oder Territorien zu verfolgen. Es handelt sich immer nur um zeitlich begrenzte punktuelle Informationen. Der Informationsplan galt in der Regel ein bis zwei Jahre, dann wurde die Auswahl vor allem der unteren Leitungen geändert.

b) Fachbereiche

Arbeit und Löhne

Dieser Bereich umfaßt neben dem Material der Büros der Sekretäre die Unterlagen einer ganzen Reihe von Abteilungen wie der Hauptabteilung II Wirtschaftspolitik (1946 bis 1949), der Hauptabteilung V Löhne und Tarife (1946–1949), der Hauptabteilung VI Arbeitsrecht (1946–1949), der Hauptabteilung VII Betriebsräte (1946–1948), der Abteilung Arbeit und Sozialpolitik (1949–1952) sowie unter wechselndem Namen der Abteilungen Arbeit und Löhne (1952 ff.) und Recht (1952 ff.).
Zur Abteilung Arbeit und Löhne gehörten die Bereiche der Wirtschaftspolitik, der Planung, des Wettbewerbs, des Neuererwesens und der Lohnpolitik. Es liegen vor allem Sachaktenreihen vor. Die Unterlagen der Abteilung Arbeit und Löhne gehören zu den wichtigsten Archivalien des Bestandes FDGB-Bundesvorstand. Hervorzuheben sind die Materialien der 40er und der frühen 50er Jahre.
Besonders zu erwähnen sind die Unterlagen der Hauptabteilung Betriebsräte. Neben den Protokollen von Betriebsrätekonferenzen (dabei u. a. Betriebsrätekonferenzen der landeseigenen Betriebe der SBZ, 1947) sind Materialien über die Ausarbeitung des Betriebsrätegesetzes der SBZ und über Ablauf und Ergebnisse der Betriebsrätewahlen 1946–1948 vorhanden. Die Berichte der Landesvorstände des FDGB und der Zentralvorstände der IG/Gew. spiegeln die Betriebsrätearbeit in den Ländern und in einzelnen Industriezweigen wider. Von besonderem Interesse sind die Berichte der Betriebsräte aus einzelnen

Betrieben, darunter auch SAG-Betrieben (dabei z. B. Umfrage des FDGB-Bundesvorstandes über Betriebsrätearbeit in 100 Betrieben der SBZ mit zusammenfassendem Bericht, September 1946), die Berichte über Streiks in der Privatindustrie (Bereiche der IG Bau, IG Holz, IG Metall, IG Textil) und die Materialien über die Abschaffung der Betriebsräte 1948.

Aus dem Bereich der Wirtschaftspolitik sind vor allem Unterlagen aus der Tätigkeit und der Zusammenarbeit mit der Deutschen Wirtschaftskommission (DWK) 1947–1949 zu nennen, Protokolle und Berichte der Landesvorstände des FDGB und der Zentralvorstände der IG/Gew. vom Arbeitsausschuß zum Befehl 234 der SMAD (1947) sowie umfangreiche statistische Materialien (dabei u. a. Monats- und Quartalsberichte der DWK über die Arbeitsmarktlage in den Ländern der SBZ 1946–1948, „Das statistische Argument". Statistische Informationsberichte des FDGB-Bundesvorstandes 1948–1949). Eine Reihe von Materialien beleuchtet die Lage der technischen Intelligenz vor allem in den 50er und 60er Jahren, den Einsatz ausländischer Arbeitskräfte in der DDR (1970 ff.) oder den sog. Arbeiteraustausch mit den sozialistischen Ländern (1972 ff.), der u. a. auch der Integration des RGW dienen sollte. Zu erwähnen sind auch die Protokolle einer Reihe von Kommissionen, wie z. B. der Kommission für Privatbetriebe 1950–1972, der Neuererkommission bzw. des Neuereraktivs 1968–1980 oder der kurzlebigen Arbeitsgruppe Prognose 1967–1971.

Bei der Gruppe der Leitung und Planung der Wirtschaft sind die Stellungnahmen des FDGB-Bundesvorstandes zu den Wirtschaftsplänen zu nennen (dabei u. a. Halbjahresplan 1948, Zweijahresplan 1949/50), umfangreiche Unterlagen über die Plandiskussion in den Betrieben seit den 70er Jahren sowie eine Reihe von Materialien zur Intensivierung (Technische Arbeitsnormung TAN, Wissenschaftliche Arbeitsorganisation WAO), Rationalisierung und Automatisierung in einzelnen Betrieben und Industriezweigen. Hinzuweisen ist auch auf die Unterlagen über Ständige Produktionsberatungen (1963 ff.) und die Gewerkschaftsarbeit in Privatbetrieben bzw. Betrieben mit staatlicher Beteiligung.

Besonders umfangreich sind die Unterlagen der Gruppe Wettbewerb. Von den Anfängen der Aktivistenbewegung 1948/49 (dabei u. a. Hennecke-Aktivistenkonferenz 4.–5. Februar 1949, Tag der Aktivisten 13. Oktober 1949) über die ersten Wettbewerbe (dabei u. a. Wettbewerb der Brandenburger Betriebe 1948, Wettbewerb zum 2. WGB-Kongreß 1949) reicht die Spannbreite über die Einzelwettbewerbe der 50er bis 70er Jahre (dabei u. a. Produktionsaufgebot 1961) in einer relativ lückenlosen Überlieferung bis in die Mitte der 80er Jahre. Umfangreiche Unterlagen liegen über eine Vielzahl von Wettbewerbsmethoden vor (dabei u. a. Hockaufbewegung 1953 ff., Haushaltsbuch 1965 ff., persönlich-schöpferische Pläne 1972 ff.). Die Brigadebewegung wird von ihren Anfängen in den 50er Jahren über die sozialistische Gemeinschaftsarbeit der 60er Jahre bis zur Bewegung „Sozialistisch arbeiten, lernen und leben" (1971 ff.) dokumentiert.

Schmaler ist die Quellenbasis zur Neuererbewegung. Von den Anfängen der Rationalisatoren- und Erfinderbewegung der 50er Jahre über die Propagierung verschiedener Neuerermethoden, der auch die Messen der Meister von Morgen (MMM) dienten, sind die Berichte und Informationen zur Entwicklung der Neuererbewegung (1960 ff.) die wichtigste Quellengrundlage.

Umfangreich, aber noch nicht völlig aufgearbeitet ist die Gruppe Lohn- und Tariffragen. Aus den Anfängen sind hier zu erwähnen die Unterlagen der Tarifkommission (Protokolle 1946–1948), Tarifverträge der IG/Gew. von 1947 und Tarifverhandlungen mit der SMA. In den 50er Jahren wurden die Tarifverträge abgelöst durch Rahmenkollektivverträge (RKV) bzw. Betriebskollektivverträge (BKV, dabei Serie von BKV 1952–1955). Hinzuweisen ist auch auf die Betriebsvereinbarungen in den Privatbetrieben. Umfangreiche Unterlagen sind über die Einführung neuer Lohnformen (progressiver Leistungslohn, produktivitätsfördernde Lohnformen, Grundlöhne) sowie verschiedene betriebliche Fonds (Direktorenfonds, Betriebsprämienfonds, Kultur- und Sozialfonds) vorhanden.
Der Bereich der Arbeits- und Lebensbedingungen ist nur schwach vertreten. Neben Untersuchungen zur Lohnentwicklung 1945–1953 sind Unterlagen über die Aufhebung der Rationierung 1958, die Einführung der Fünf-Tage-Arbeitswoche 1965, über Schichtarbeit und zur Versorgungslage zu nennen. Die Materialien zur Berufsausbildung der Jugend und über Erwachsenenqualifizierung ergänzen die Unterlagen anderer Abteilungen, vor allem der Abt. Jugend.
Der Bereich des Arbeitsrechts umfaßt Unterlagen der Arbeitsrechtskommission des FDGB 1946–1949 (Sitzungsprotokolle), Berichte der Arbeitersekretariate 1946–1951, Fragen des Rechtsschutzes der Mitglieder, Protokolle der Rechtskonferenzen des FDGB sowie umfangreiches Material aus der Mitwirkung des FDGB an der Gesetzgebung (Gesetz der Arbeit 1950, Arbeitsgesetzbuch 1961, 1977) und über gesellschaftliche Rechtspflege (Konfliktkommissionen).
Besonders aussagefähig und relativ umfangreich sind die Unterlagen der Büros der zuständigen Sekretäre (Rudolf Kirchner, Otto Lehmann, Horst Heintze). Hier befinden sich wichtige Materialien über die Zusammenarbeit mit dem ZK der SED (dabei u. a. Politbürovorlage „Konzept für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der DDR bis zum Jahre 2000", 1986), sowie mit zentralen Staats- und Justizorganen. Hinzuweisen ist auch auf ausgewählte Unterlagen zum Wettbewerb (dabei u. a. FDJ-Initiative Berlin, Zentrales Jugendobjekt Erdgastrasse UdSSR), zur Brigadebewegung, zur Neuererbewegung (dabei u. a. Aktivistenpläne 1951 ff., Rationalisatoren- und Erfinderbewegung 1952 ff.), über Privatbetriebe (dabei u. a. Lage der Intelligenz 1951/52, Entstehung der Betriebe mit staatlicher Beteiligung 1956) und zu Lohn- und Tariffragen (dabei u. a. Einführung von Technischen Arbeitsnormen und Wirtschaftszweiglohngruppenkatalogen 1951/52, Kampagne zur Normenerhöhung 1953, Untersuchungen zur Arbeitsproduktivität im Bergbau und der Metallindustrie 1957/58).

Sozialpolitik

In dieser Gruppe befinden sich die Unterlagen einer Reihe sehr unterschiedlicher Bereiche, wie der Büros der Sekretäre, der Hauptabteilung III Sozialpolitik (1946–1949), der Abteilung Arbeit und Sozialpolitik (1949–1952), Arbeiterversorgung (1951–1969) bzw. Sozialpolitik (1969–1989), Feriendienst (1950–1989) und der ehemals staatlichen Bereiche der Sozialversicherung und des Arbeitsschutzes.
Besonders aussagefähig ist der Teilbestand der Hauptabteilung Sozialpolitik. Diese Abteilung umfaßte ein umfangreiches Aufgabenspektrum vom Arbeitseinsatz der Bevölke-

rung (Arbeitskräftelenkung, Arbeitslosigkeit 1946–1949) über Arbeitsschutz, Sozialversicherung, Betriebsgesundheitsfürsorge („Gesundheitsdienst des FDGB"), Berufsausbildung der Jugend und Jugendarbeitsschutz, Schwerbeschädigte, Kriegsgefangene, Heimkehrer und Umsiedler bis zur Arbeiterversorgung (Lebensmittelkarten).
In den 50er Jahren reduzierten sich die Aufgaben der Abteilung so weit, daß selbst der Name Sozialpolitik verschwand. Ausgehend von der Arbeiterversorgung (Werkküchenessen, Arbeitskleidung, betriebliche Sozialeinrichtungen), kamen neue Aufgaben, wie die Arbeiterkontrolle im Handel, im Wohnungsbau und in den Betrieben, hinzu. Seit den 60er Jahren tauchen Probleme wie die des Lebensstandards der Bevölkerung, Fragen der Versorgung, des Wohnungsbaus und der Arbeiterwohnungsbaugenossenschaften (AWG), des Berufsverkehrs und der Schwerbeschädigtenfürsorge verstärkt in den Unterlagen auf. Seit 1969 hieß die Abteilung Arbeiterversorgung auch wieder Sozialpolitik.
In den 70er Jahren dominierten die sozialpolitischen Maßnahmen der SED und die Kontrolle betrieblicher Arbeits- und Lebensbedingungen, die Schichtarbeit und die Fünftagewoche. Zu erwähnen sind auch die Unterlagen über BKV, Kultur- und Sozialfonds (Bildung, Verwendung, Analysen).
Die Abteilung Feriendienst umfaßt nur Material aus den Jahren 1950 bis 1975. Die anschließenden Unterlagen sind teils vernichtet, teils befinden sie sich noch bei den Konkursverwaltern des Feriendienstes. Vorhanden sind Materialien zu Grundsatzfragen (Beschlüsse, Arbeitspläne), Protokolle von Arbeitstagungen und -besprechungen, Arbeitsrichtlinien und -instruktionen, Finanz- und Investitionspläne, Projektierungen, Bilanzen, Analysen, Planabrechnungen, Revisionsberichte sowie einige Unterlagen über Ferienheime und Urlauberschiffe.
Die Überlieferung der Abteilung Arbeitsschutz ist ebenfalls unvollständig. Der Teilbestand enthält nur eine Auswahl der 50er bis 70er Jahre, meist Grundsatzmaterialien. Die Unterlagen der 80er Jahre sind unvollständig und noch unbearbeitet. Folgende Materialien liegen vor: Tagungen und Konferenzen, Gesetzliche Regelungen, Arbeitsschutzinspektionen, Arbeitsschutz in Betrieben (BKV, Arbeitsschutzvereinbarungen, Betriebskontrollen), Unfallstatistiken und -analysen sowie Einzelprobleme (Heimarbeit, Nachtarbeit, Pausen, Lärmschutz).
Die Überlieferung der Sozialversicherung ist nur z. T. erhalten geblieben. Relativ geschlossen ist der Teilbestand der Abteilung Sozialversicherung 1950 bis 1956. Neben den Zentralratstagungen umfaßt er Unterlagen über die Sozialversicherungsanstalten (SVA) der Länder, die Räte der Sozialversicherung, über Heime, Sanatorien und Bäder, Arztverträge, Renten, Finanz- und Investitionspläne.
Die Verwaltung der Sozialversicherung 1956 bis 1990 enthält dagegen nur eine Auswahl von weniger wichtigen Materialien, vor allem aus den Abteilungen Planung und Finanzwirtschaft (Finanz- und Haushaltpläne, Bilanzen, statistische Unterlagen) sowie Rentenversorgung. Das Schriftgut der Direktion und der Abteilungen Sozialversicherungsrecht, Soziale und gesundheitliche Betreuung, Sozial- und Arbeitskräfteabkommen und Internationale Arbeit fehlt dagegen fast völlig und ist wahrscheinlich vernichtet worden.
Relativ umfangreich sind die Unterlagen der verschiedenen Büros der für die Sozialpolitik zuständigen Sekretäre, die eine gewisse Ergänzung der unvollständigen Überlieferung der Bereiche Feriendienst, Arbeitsschutz und Sozialversicherung darstellen.

Neben Materialien über den Bau der Urlauberschiffe sind eine Faktenzusammenstellung zur Entwicklung der Sozialversicherung 1949–1964 sowie Unterlagen über die Einführung der Zusatzrente zu nennen. Aus dem Bereich der Zusammenarbeit mit zentralen Staatsorganen gibt es eine Reihe von Materialien, die vom Ausschuß für Arbeit und Sozialpolitik der Volkskammer (1967–1977) über den Beirat für Umweltschutz beim Ministerrat (1974–1978), den Arbeitskreis Lebensstandard (1966–1967) bis zum Rat für soziologische Forschung (1964–1970) reichen.

Kultur und Bildung

Dieser Bereich umfaßt Material aus dem Büro des zuständigen Sekretärs, der Hauptabteilung VIII Schulung und Bildung (1946–1949), der Hauptabteilung XI Presse und Rundfunk (1946–1950) und den Abteilungen Kultur (1950–1989), Agitation und Propaganda (1949–1989) und Bildung (1965–1989) sowie der Gewerkschaftshochschule Bernau (1946–1990) und des Verlages Tribüne (1946–1990).
Die umfangreichste Überlieferung stammt aus dem Bereich der Abt. Kultur. Neben den Berichten und Informationen der gewerkschaftlichen Leitungen des FDGB und der IG/Gewerkschaften über die Kultur- und Bildungsarbeit sind die Protokolle von Tagungen und Konferenzen sowie der umfangreiche Schriftwechsel mit Parteien, Organisationen, Staatsorganen und Künstlerverbänden zu nennen.
Die Kulturarbeit in den Betrieben wird durch Protokolle und Berichte aus Betrieben, Informationen über die Auftragspolitik des FDGB, den Kulturfonds des FDGB und der DDR, Klub- und Kulturhäuser und deren Leistungsvergleiche dokumentiert.
Eine umfangreiche Aktengruppe stellt die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung der Arbeiterfestspiele der DDR (1959–1989) und der Betriebsfestspiele (1970–1989) dar. Im Bereich der Volkskunst gibt es Unterlagen über Wettbewerbe und Festspiele der Volkskunst, Gewerkschaftsensembles, Arbeitertheater, Liedwettbewerbe des FDGB, Amateurtanzmusik, Amateurfilm, Kunstausstellungen und den Kunstpreis des FDGB (1959–1989).
Sehr umfangreich ist das Material über Literatur und Bibliothekswesen mit Angaben über Gewerkschaftsbibliotheken in den Betrieben, die Bewegung schreibender Arbeiter, Schriftwechsel mit einzelnen Schriftstellern (dabei u. a. Stefan Heym) sowie die Verleihung des Literatur- und Kunstpreises des FDGB (1956–1989) mit den dazugehörigen Literaturdiskussionen in den Betrieben. – Über die sozialistische Erziehung der Kinder existieren Unterlagen zur Patenschaftsarbeit, über die polytechnische Bildung und die Kinderferienlager.
Als Ergänzung der Archivalien der Abteilung Kultur können die Teilbestände des Kabinetts für Klubarbeit Halle (1969–1980), der Zentralbibliothek der Gewerkschaften (1946 bis 1990) und des Zentralen Gewerkschaftsarchivs (1946–1990) herangezogen werden.
Aus dem Bereich der Abt. Bildung sind Unterlagen über Hoch- und Fachschulen (dabei u. a. Hochschulbeirat des FDGB, 1948–1949; Hochschulreform 1969/70), allgemeinbildende Schulen, die Feriengestaltung und die kommunistische Erziehung der Schuljugend sowie die Berufsausbildung und die Erwachsenenqualifizierung zu nennen. Hierher gehört auch die kurzlebige Intelligenzkommission des FDGB-Bundesvorstandes (1961–1963) mit ihren Protokollen, Berichten und Informationen.

In der Abteilung Agitation und Propaganda sind Materialien zur Funktionärs- und Mitgliederschulung (dabei vor allem „Schulen der sozialistischen Arbeit" 1972 ff.) und über Gewerkschaftsschulen (Landes- und Bezirksgewerkschaftsschulen, Zentral- und Spezialschulen des FDGB) einschließlich der Gewerkschaftshochschule Bernau vorhanden. Aus dem Bereich der Öffentlichkeitsarbeit existieren Unterlagen des „Pressedienstes des FDGB" (1946–1951), über Informationsblätter des FDGB und der IG/Gewerkschaften, die Zeitung und Redaktion „Tribüne", die Zusammenarbeit mit Presse, Rundfunk (dabei u. a. „Standpunkt der Gewerkschaften", Solidaritätsaktion „Dem Frieden die Freiheit") und Fernsehen sowie über die Verleihung des Journalistenpreises des FDGB (1972 ff.).

Einen relativ umfangreichen Teilbestand stellt die Überlieferung der Gewerkschaftshochschule Bernau dar. Hier liegen Unterlagen über Direktionssitzungen und Sitzungen des Pädagogischen bzw. Wissenschaftlichen Rates vor, Unterlagen über die Lehrgänge (Lehrpläne, Studienanleitungen, Vorbereitung und Durchführung der Lehrgänge), Protokolle von Tagungen und Konferenzen sowie Berichte und Informationen der Lehrstühle und Institute.

Der Bestand des Verlages Tribüne ist ungeordnet. Neben Manuskripten enthält er den Schriftwechsel der Verlagsleitung, der Lektorate (vor allem Arbeitsschutz, Arbeit und Sozialpolitik, Gewerkschaftspolitik, Belletristik) und der Redaktionen (u. a. „Die Arbeit", „FDGB-Rundschau", „Kulturelles Leben", „Der Bau") sowie mit den Autoren.

Besonders zu erwähnen sind ferner die Unterlagen des Büros des zuständigen Sekretärs. Hier finden sich eine Reihe interner Vorgänge, die vor allem die Materialien der Abteilung Kultur ergänzen. Zu nennen sind die Korrespondenz mit dem Schriftstellerverband und dem Verband bildender Künstler (dabei u. a. Sicherung des Nachlasses von Otto Niemeyer-Holstein in Lüttenort, 1986), die Zusammenarbeit mit SED, FDJ und Urania (dabei Gründung 1954) sowie mit dem Ministerium für Kultur. Neben Unterlagen über die 1. Arbeiterfestspiele 1956 und die 1. Literaturpreisverleihung 1956 existiert Material über das Heine-Komitee (1956) und das Schillerkomitee der DDR (1958). Dokumentiert werden die Auftragspolitik des FDGB gegenüber Künstlern und Schriftstellern, die Forderungen des FDGB an die Schriftsteller (dabei u. a. Offener Brief der Arbeiter des VEB Braunkohlenwerk Nachterstedt an die Schriftsteller, mit Antworten von Grünberg, Heym u. a., 1955) und die Unterstützung der Schriftsteller für schreibende Arbeiter oder sozialistische Brigaden (1959).

Hervorzuheben sind auch Briefe bekannter Schriftsteller, wie etwa das Dankschreiben von Anna Seghers für die Auszeichnung mit dem Kunstpreis des FDGB (1969) oder der Brief von Stefan Heym an Waldemar Pose (ehemaliger Chefredakteur der „Tribüne") zur Rolle der Gewerkschaften im Sozialismus (1981). Umfangreichen Raum nimmt die „Biermann-Affäre" (1976) ein, die von mehreren Seiten beleuchtet wird (z. B. Information der Abteilung Kultur über die Kollegiumssitzung des Ministeriums für Kultur am 6. Dezember 1976, Informationen des Zentralvorstandes der Gewerkschaft Kunst über das Echo der Ausbürgerung Biermanns im Bereich der Gewerkschaft Kunst, November/Dezember 1976, Information des FDGB-Bezirksvorstandes Cottbus über positive Äußerungen des Schriftstellers Herbert Jobst im VEB Braunkohlenwerk Welzow zu Biermann und Heym, August 1979). Abschließend sind Unterlagen der Arbeitsgruppe

Einheitliches sozialistisches Bildungswesen 1963–1965 und des Zentralen Ausschusses Feriengestaltung 1967–1971 zu erwähnen.

Frauen/Jugend/Sport

Diese Gruppe enthält neben den Unterlagen der Büros der zuständigen Sekretäre (Frauen; Jugend und Sport) die Überlieferung der Hauptabteilung IX Frauen (1946–1948), der Hauptabteilung X Jugend (1946–1949) sowie der Abteilungen Frauen (1952–1989), Jugend (1949–1989) und Sport (1949–1989).
Relativ umfangreich sind die Unterlagen zur Frauenarbeit des FDGB. Neben den Protokollen der Frauenkommission des FDGB-Bundesvorstandes sind vor allem die Berichte und Informationen der Vorstände und Leitungen des FDGB und der IG/Gewerkschaften über Frauenarbeit sowie die Protokolle und Berichte der Frauenkommissionen bei den gewerkschaftlichen Leitungen und der Frauenausschüsse der BGL zu erwähnen. Umfangreiches Material liegt über die Zusammenarbeit mit der SED, dem Demokratischen Frauenbund Deutschlands (DFD, dabei u. a. Gründung des DFD, 1947), zentralen Staatsorganen und wissenschaftlichen Einrichtungen vor. Eine Reihe von Materialien befaßt sich mit der Frauenförderung und Frauenqualifizierung (Aktivistinnen, Frauenförderungspläne) sowie den Arbeits- und Lebensbedingungen der Frauen (Teilzeit- und Schichtarbeit, Kindereinrichtungen, sozialpolitische Maßnahmen, Versorgungsprobleme, Hausarbeitstag, § 218). Hinzuweisen ist auch auf eine Reihe von Protokollen von Frauenkonferenzen gewerkschaftlicher Leitungen.
Ergänzt werden diese Unterlagen durch eine Reihe ausgewählter Materialien aus den Büros der Frauensekretärinnen. Schwerpunkt sind hier neben der Zusammenarbeit mit verschiedenen Einrichtungen (dabei u. a. Wissenschaftlicher Beirat der Akademie der Wissenschaften „Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft", 1964–1976) vor allem die Frauenförderung und die Frauenqualifizierung. Umfangreich ist auch hier eine Reihe von Konferenzen vertreten (dabei u. a. Internationale Frauenkonferenzen des WGB 1964, 1972). Zu erwähnen sind ebenfalls die Materialien über internationale Kontakte (dabei u. a. Internationales Jahr der Frau in der DDR, 1975).
Zur Jugendarbeit des FDGB liegt neben den Materialien des Jugendausschusses des FDGB-Bundesvorstandes eine umfangreiche Reihe von Berichten und Informationen der Vorstände und Leitungen des FDGB und der IG/Gewerkschaften, von Jugendausschüssen und Jugendkommissionen vor. Dokumentiert wird die Zusammenarbeit mit der SED, der FDJ und GST und zentralen Staatsorganen. Spezielle Materialien liegen vor zur Jugendförderung, zur Jugendarbeit in Betrieben, über die Entwicklung der Jugendbrigaden (dabei u. a. Brigade „Mamai" im Elektrokombinat Bitterfeld, 1959) und der Messen der Meister von Morgen, zur Berufsausbildung und zur Freizeitgestaltung der Jugend. Zu erwähnen ist auch eine Reihe von Unterlagen über die Westarbeit der Abteilung (dabei u. a. Arbeiterjugendkongresse, 1958 ff.).
Ergänzt werden diese Unterlagen durch ausgewählte Materialien aus den Büros der Sekretäre für Jugend und Sport. Besonders umfangreich vertreten ist die Gruppe Zusammenarbeit mit zentralen Staatsorganen (Amt für Jugendfragen, Ministerium für nationale Verteidigung). Hinzuweisen ist auch auf eine Reihe statistischer Materialien (dabei u. a. Die Jugend in der DDR 1978–1985), Unterlagen über Jugendvertrauensleute

und Jugendeinsätze an der Erdgastrasse in der UdSSR (1983–1989). Die Überlieferung der Abt. Sport enthält wesentliche Unterlagen zur Entwicklung des Sports in der SBZ/DDR, vor allem über die Tätigkeit des Deutschen Sportausschusses (dabei Gründungsaufruf, 1948) und die Sportvereinigungen (SV) der IG/Gewerkschaften von 1949 bis 1956 (Sportvereinigungen Aktivist, Aufbau, Chemie, Einheit, Empor, Fortschritt, Lokomotive, Medizin, Motor, Post, Rotation, Stahl, Traktor, Turbine, Wismut, Wissenschaft). Umfangreiche Unterlagen gibt es über die Zusammenarbeit mit zentralen Staatsorganen (Staatliches Komitee für Körperkultur und Sport, Komitee für Touristik und Wandern) und dem Deutschen Turn- und Sportbund (dabei u. a. Gründung des DTSB 1957). Neben Materialien über Betriebs- und Volkssport existieren Unterlagen über gemeinsame Sportprogramme FDGB–DTSB (1970 ff.) und die verschiedenen Pokalwettbewerbe des FDGB, vor allem seit den 70er Jahren.

Finanzen

Dieser Bereich umfaßt die Unterlagen der Vermögensverwaltung des FDGB (1946 bis 1957), der Abteilung Wirtschaftsverwaltung (1957–1989), der Abteilung Bundesfinanzen (1949–1989) und der Zentralen Revisionskommission (1947–1989).
Von Interesse sind vor allem die Protokolle der Beratenden Kommission der Vermögensverwaltung, Unterlagen über die Verwaltung des Vermögens des FDGB sowie über die Grundstücke des FDGB (Gewerkschaftshäuser in Berlin, Gewerkschaftshochschule Bernau). Die Abt. Wirtschaftsverwaltung ist sehr lückenhaft überliefert; hier fehlen u. a. die Grundstücksakten. Die Unterlagen der Abt. Bundesfinanzen (Finanz- und Stellenpläne des FDGB-Bundesvorstandes, der Bezirks- und Kreisvorstände des FDGB und der Zentralvorstände der IG/Gewerkschaften, Finanzabrechnungen, Valutawirtschaft, Mitglieds- und Solidaritätsbeiträge) reichen nur bis zur Mitte der 70er Jahre; der anschließende Teil befindet sich noch bei den Liquidatoren des FDGB. Die Akten der Zentralen Revisionskommission (ZRK) enthalten vor allem Revisionsberichte, Prüfprotokolle und Analysen der ZRK sowie der berichterstattungspflichtigen Revisionskommissionen der Bezirksvorstände des FDGB und der Zentralvorstände der IG/Gewerkschaften.

Internationale Verbindungen / Westarbeit

Zu diesem Bereich gehören neben den Büros der zuständigen Sekretäre das Büro (1946 bis 1949) bzw. die Abteilung für internationale Verbindungen (1949–1989), das Büro für Interzonenbeziehungen (1946–1948), das Westbüro bzw. die Westabteilung (seit 1972 Abt. Internationale Gewerkschaftsarbeit) (1949–1989) und das Ständige Komitee der Arbeiterkonferenzen der Ostseeländer (1958–1989).
Die Unterlagen des Büros für internationale Verbindungen (1946–1949) enthalten weitgehend nur Informationsmaterial, da es internationale Beziehungen in diesem Zeitraum kaum gab. Von Interesse sind hier vor allem deutsche Kriegsgefangenenzeitungen aus der Sowjetunion und Jugoslawien 1946–1948 (dabei u. a. „Nachrichten für deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion", 1946–1947, „Das freie Wort". Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in Jugoslawien, 1946–1948).
Die Unterlagen der Abt. Internationale Verbindungen sind nach Ländern geordnet und enthalten neben Informationsmaterial vor allem Delegationsberichte. Schwerpunkte sind

hierbei die Beziehungen zu den sozialistischen Ländern, aber auch zu einer Reihe von Staaten Europas (Frankreich, Italien), Afrikas (Guinea, Tansania), Asiens und Amerikas (Chile) sowie zu internationalen Organisationen (UNO, ILO, WGB, IBFG). Zu erwähnen sind auch Materialien über internationale Solidarität (Aktionen, Protestresolutionen, Ausbildung, medizinische Betreuung). Eine Reihe von internationalen Vereinbarungen und Verträgen, Protokolle internationaler Konferenzen, die Vorlagen der Kommission für Ausreisen ins sozialistische Ausland sowie Informationsmaterial (dabei u. a. Informationen aus dem internationalen Gewerkschaftsleben, 1956 ff.) ergänzen die Serie der nicht immer vollständigen Länderakten.

Die Anfänge der Westarbeit werden durch die Protokolle und Unterlagen der Interzonenkonferenzen der deutschen Gewerkschaften 1946–1949 dokumentiert, die in einer geschlossenen Reihe vorliegen. Die Unterlagen der Westabteilung zwischen 1949 und 1972 sind in der Stiftung nur lückenhaft überliefert. Die Erklärung dafür ist in der weitgehend konspirativen Arbeit der Abteilung zu suchen. Ein kleiner Teilbestand des Büros für Gewerkschaftseinheit für den Zeitraum von 1949 bis 1955 enthält Berichte über gesamtdeutsche Tagungen, Situationsberichte aus Westdeutschland, Untersuchungen zur Lage der Arbeiterklasse und Informationen über Beziehungen zu westdeutschen Gewerkschaften. Für die 2. Hälfte der 50er und die 60er Jahre liegen fast nur hektographierte Informationen (Informationsdienste der Abteilung seit 1951 unter wechselndem Namen) oder Zeitungsausschnitte bzw. Drucksachen vor (vor allem über DGB-Kongresse).

Das Material der Abteilung Internationale Gewerkschaftsbeziehungen (1972–1989) konnte 1989 vor der Vernichtung bewahrt werden und gelangte vollständig in die Stiftung. Die Unterlagen geben Auskunft über die Beziehungen des FDGB und seiner IG/Gewerkschaften zum DGB und seinen Einzelgewerkschaften und enthalten eine Fülle von Informationen.

Eine Ergänzung der Unterlagen der Westabteilung stellt die Überlieferung des Ständigen Komitees der Arbeiterkonferenzen der Ostseeländer, Norwegens und Islands dar (1958–1989). Es handelt sich hierbei um eine spezielle Einrichtung des FDGB-Bundesvorstandes zur West- und internationalen Arbeit mit Sitz in Rostock, wo das Material 1989 sichergestellt wurde. Neben den Sitzungsprotokollen des Ständigen Komitees und seines Sekretariats enthält der Teilbestand vor allem Material über die Vorbereitung und Durchführung der Arbeiterkonferenzen der Ostseeländer (einschließlich der Protokolle), die von 1958–1979 jährlich in Rostock stattfanden und seit 1981 nur noch alle zwei Jahre durchgeführt wurden, bis das Komitee im April 1989 die Beendigung der Arbeiterkonferenzen und seine Auflösung beschloß.

Ausgewählte Materialien zur Westarbeit enthalten die Unterlagen des Büros des zuständigen Sekretärs, die nur für die 70er und 80er Jahre vorliegen. Neben Materialien über die Zusammenarbeit mit der SED sind hier Informationen aus der Ständigen Vertretung der DDR in Bonn über Gewerkschaftsfragen in der Bundesrepublik 1975–1988 sowie Berichte und Informationen über Leitungsdelegationen des FDGB und des DGB zu erwähnen.

4. Unterlagen des FDGB zur „politischen Wende" 1989/90

Von besonderem Interesse für die Forschung sind die FDGB-Unterlagen, die 1989/90 entstanden und mit dem Begriff der „Wende" verknüpft sind. Ich möchte hierauf etwas näher eingehen, da sich im Bestand des FDGB-Bundesvorstandes eine Reihe von Materialien aus diesem Zeitraum erhalten hat, die Auskunft über die Endphase und die Auflösung des FDGB geben.

Hier ist zunächst das Büro Tisch zu nennen. Die Eingaben und Beschwerden des Jahrgangs 1989 (rd. 30 Bände) an den Vorsitzenden des FDGB geben einen guten Einblick in die Situation der DDR. Für September/Oktober 1989 liegen Informationen der Abt. Organisation vor, die die sich ständig verschärfende Situation beleuchten (u. a. Informationen über das Auftreten von H. Tisch in der Elbe-Werft Boizenburg und im VEB Bergmann-Borsig Berlin). Dazu gehören auch Informationen des Ministeriums für Staatssicherheit über die Formierung des Neuen Forums und das Wirken antisozialistischer Sammlungsbewegungen. Informationen der Vorstände und Leitungen des FDGB und der IG/Gewerkschaften aus den Bezirken der DDR an die Abt. Organisation geben einen Überblick über die Lage in der DDR.

Auf der 10. Bundesvorstandstagung am 30. Oktober / 2. November 1989 trat H. Tisch als Vorsitzender zurück, ihm folgte Annelies Kimmel (Vorsitzende des FDGB-Bezirksvorstandes Berlin). Neben dem Protokoll der Tagung liegen die Unterlagen des Büros Kimmel vor (22 Bände, November–Dezember 1989), die vor allem Eingaben und Beschwerden, Zuschriften zum Amtsmißbrauch (Jagdrevier H. Tisch, 100 Mill. Mark aus Solidaritätsfonds für FDJ), Austritte aus dem FDGB und Rücktrittsforderungen an den Vorsitzenden enthalten. Auf der 11. Bundesvorstandstagung am 29. November 1989, deren Protokoll ebenfalls vorliegt, erfolgten der Rücktritt von Präsidium und Sekretariat des FDGB-Bundesvorstandes, die Bildung eines Arbeitssekretariats und die Einberufung eines Außerordentlichen FDGB-Kongresses für den 31. Januar / 1. Februar 1990. Die sich ständig beschleunigende Entwicklung führte am 9. Dezember 1989 auf der 12. Bundesvorstandssitzung zum Rücktritt A. Kimmels und des Arbeitssekretariats sowie des gesamten Bundesvorstandes. Das bedeutete das Ende der alten Strukturen des FDGB. Auf der Bundesvorstandstagung wurde ein Vorbereitungskomitee für den a. o. FDGB-Kongreß gebildet, dessen Materialien ebenfalls erhalten sind (70 Bände, Dezember 1989 bis Januar 1990). Neben den Protokollen und Beschlüssen des Komitees liegen das Protokoll des a. o. FDGB-Kongresses, eine Reihe von Eingaben und Zuschriften und eine umfangreiche Sammlung von Anträgen an den Kongreß vor (46 Bände). Das Vorbereitungskomitee setzte einen Ausschuß zur Untersuchung von Amtsmißbrauch und Korruption im FDGB ein, dessen Unterlagen zum Teil ebenfalls in der Stiftung vorliegen. Von Interesse sind hier die Befragungsprotokolle führender Gewerkschaftsfunktionäre, Belastungsmaterial gegen H. Tisch und Rehabilitierungen von Opfern. Auf dem a. o. FDGB-Kongreß am 31. Januar und 1. Februar 1990 wurde ein gewerkschaftlicher Dachverband FDGB gegründet, an dessen Spitze ein geschäftsführender Vorstand mit der Vorsitzenden Helga Mausch trat. Bereits am 9. Mai 1990 wurden der geschäftsführende Vorstand und H. Mausch durch die IG/Gewerkschaften entmachtet. Die Vorsitzenden der IG/Gewerkschaften beschlossen die Auflösung des Dachverbandes und setzten einen

Sprecherrat ein. Der geschäftsführende Vorstand wurde mit der Vorbereitung des Auflösungskongresses beauftragt, der am 14. September 1990 stattfand und das offizielle Ende des FDGB proklamierte.

Die Unterlagen des geschäftsführenden Vorstandes – mit Ausnahme derjenigen des Sprecherrates – liegen in der Stiftung vor (53 Bände, Februar–September 1990). Neben den Protokollen und Beschlüssen des geschäftsführenden Vorstandes sind das Protokoll des Auflösungskongresses, Materialien zur Neubestimmung der Rolle des FDGB, über die Beziehungen zum Staatsapparat und zum DGB sowie Sitzungen des Runden Tisches zu nennen.

In bisher unbearbeiteten Beständen verschiedener Einzelgewerkschaften (vor allem IG Druck und Papier, Gewerkschaft Gesundheitswesen, IG Metall, Gewerkschaft Land, Nahrungsgüter, Forst, Gewerkschaft der Mitarbeiter der Staatsorgane und Gewerkschaft Unterricht und Erziehung) gibt es ebenfalls eine Reihe von Unterlagen über die Entwicklung 1989/90, die eine wertvolle Ergänzung zu den Materialien des FDGB-Bundesvorstandes darstellen.

Einen interessanten Einblick in die Problematik bieten die 1990 vom Zentralinstitut für Sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin durchgeführten Interviews mit einer Reihe von Gewerkschaftsfunktionären (z. B. A. Kimmel, H. Mausch, Rainer Schramm), die in den „Berliner Arbeitsheften und Berichten zur sozialwissenschaftlichen Forschung" des Zentralinstituts für Sozialwissenschaftliche Forschung der FU Berlin gedruckt vorliegen.

Dieser kurze Überblick, der auch erheblich erweitert werden könnte, soll die Komplexität der Überlieferung deutlich machen, ihre Möglichkeiten, aber auch ihre Grenzen zeigen. Obwohl die Unterlagen des FDGB und der IG/Gewerkschaften sich einer regen Benutzung erfreuen, warten doch noch viele Bände auf eine Auswertung durch Wissenschaft und Forschung.

Die Archive der Robert-Havemann-Gesellschaft: Robert-Havemann-Archiv und Matthias-Domaschk-Archiv*

Von Bernd Florath

Am 31. Mai 1994 wurde im Hinterhaus der Schliemannstraße 23, eines Altberliner Mietshauses auf halbem Wege zwischen Helmholtzplatz und Gethsemanekirche im Bezirk Prenzlauer Berg, das Archiv der Robert-Havemann-Gesellschaft (RHG) eröffnet. Das Archiv stellt den für den Historiker zweifellos attraktivsten Teil eines Projektes dar, das sich Aufgaben der politischen Bildung ebenso widmet wie historischer Forschung und Dokumentation mit dem Anspruch der Geschichtsaufarbeitung von unten. Die RHG entstand aus der Überlegung, daß auch die politischen Bürgerbewegungen der sterbenden DDR ihre gesellschaftspolitischen Positionen dauerhaft in der Öffentlichkeit vermitteln müssen. Ausgangs- und Schwerpunkt ihrer Positionen bildete unbestritten ihr radikal anderer Blick auf Geschichte und Gesellschaft der DDR. Die sich in den Bürgerbewegungen fokussierenden Ansichten galt es allerdings selbst zunächst zusammenzutragen, zu systematisieren und an den erst durch die Herbstrevolution zugänglich werdenden Quellen zu prüfen und zu qualifizieren. Der im Herbst 1990 gegründete Verein formuliert seine Konzeption folgendermaßen:

„Die Bürgerbewegungen selbst haben immer die Praxis über das Programm oder gar die Theorie gestellt: sie haben Schritte getan, wo keine Konzepte mehr vorhanden waren. Sie sind eine praktische Antwort auf einen geistigen und politischen Mangel, eine sachliche Antwort auf den Leerlauf der Machtpolitik, eine kommunikative Antwort auf die Zunahme von Gewalt in allen Etagen der Gesellschaft. Die praktische Reaktion ‚Bürgerbewegung' berührt offenbar alle politischen Probleme unserer Zeit. Aber die Antwort, die sie ist, ist noch kaum entschlüsselt. Die praktischen Antworten, die sie gibt, sind selten aufgezeichnet, kaum publiziert und noch weniger analysiert. Der besondere Umstand, daß in der DDR die tastende Opposition der 70er und 80er Jahre zum Auslöser einer friedlichen Revolution wurde, die den Staat umgestaltete, hat bis heute nicht dazu geführt, daß auch nur die Ostdeutschen dieser Vorgeschichte ihres gegenwärtigen Zustandes innegeworden wären. In seiner teils resignativen, teils blinden Gläubigkeit an die großen Institutionen und die faktische Macht des Status quo gleicht das öffentliche Bewußtsein der Bundesrepublik durchaus dem der Stagnationszeit in der DDR."

Die anfänglich ausschließlich ehrenamtlich geleistete Arbeit, die 1991 vor allem durch das Neue Forum, dessen damalige Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus und die Wochenzeitung „die andere" unterstützt wurde, konzentrierte sich zuerst auf die Durch-

* Robert-Havemann-Archiv, Schliemannstraße 23, Quergebäude, D-10437 Berlin, Telefon: (030) 44650303, Fax: (030) 44 65 03 05. Das Robert-Havemann-Archiv ist Dienstag bis Donnerstag 9.30–15.30 Uhr geöffnet. Benutzung nach telefonischer Anmeldung.
Matthias-Domaschk-Archiv, Schliemannstraße 23, Quergebäude, D-10437 Berlin, Telefon/Fax: (030) 44648 44. Das Matthias-Domaschk-Archiv ist Dienstag 16.00–21.00 Uhr und Donnerstag 10.00 bis 15.30 Uhr geöffnet. Benutzung nach telefonischer Anmeldung.

führung von öffentlichen Veranstaltungen zu den Inhalten von Bürgerbewegungen in Deutschland und Osteuropa. Parallel wurde mit dem Aufbau der Materialsammlungen zu diesem Thema begonnen. Seit April 1992 konnte der Verein auf ABM-Stellen zurückgreifen.
Neben der Bildungsarbeit organisiert die RHG die regelmäßig stattfindenden „OV-Treffen", d. h. Treffen von DDR-Oppositionellen, bei denen die Teilnehmer aufgrund der Auswertung der über sie angelegten Dossiers der Staatssicherheit, anderer Dokumente und der Erinnerung Vorgänge und Zusammenhänge der Geschichte der DDR und der DDR-Opposition gemeinschaftlich rekonstruieren. Der selektive Charakter der Aufzeichnungen der Stasi, die lückenhafte Überlieferung ihrer Akten im Archiv der Behörde des Bundesbeauftragten und die nur individuell mögliche Einsicht in die Akten setzten eine solche Form des Austausches auf die Tagesordnung, die den Aussagewert der einzelnen Aktenbestände erheblich bereichert.

Unter dem Dach der Robert-Havemann-Gesellschaft befinden sich zwei Archive, die seit April 1994 Nutzern offenstehen:
1. Robert-Havemann-Archiv
2. Matthias-Domaschk-Archiv (ursprünglich aus der Ostberliner „Umweltbibliothek" entstanden)

Das *Robert-Havemann-Archiv* gründet sich auf drei Ursprungsbestände:
1. Nachlaß Robert Havemanns
2. Archiv des „Neuen Forums"
3. Archiv der Wochenzeitung „die andere"

1. Soweit nach zahlreichen Haussuchungen und Beschlagnahmen durch DDR-Staatsanwaltschaft und MfS persönliche Papiere Robert Havemanns in die Hand seiner Witwe Katja Havemann gelangten, hat sie diese der RHG als Depositum zur Nutzung übergeben. Der Bestand an Originaldokumenten wird beständig erweitert durch Kopien von Papieren Havemanns aus anderen Archiven. Die 300 Bände umfassende Akte des MfS (ZOV „Leitz"), in der sich neben den geheimdiensteigenen Elaboraten auch zahlreiche Originaldokumente Havemanns befinden, wurde von Katja Havemann in der Behörde des Bundesbeauftragten gesichtet. Eine Kopie dieser Akten soll in den Nachlaß aufgenommen werden. Darüber hinaus fanden sich in anderen Beständen des MfS-Archivs umfangreiche Akten aus der Nazizeit von und über Havemann, die gegenwärtig ebenfalls gesichtet werden. Kopien aus ehemaligen SED-Archiven (nunmehr in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv resp. Landesarchiv Berlin), den Archiven der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, dem Archiv der Humboldt-Universität und dem Institut für Zeitgeschichte, die für Arbeiten der RHG gefertigt wurden, ergänzen diese Bestände. Filmmaterial, Mitschnitte von Rundfunk- und Fernsehsendungen stehen ebenso zur Verfügung wie Bildmaterial. Ergänzt wird der Nachlaß durch die Aufzeichnung von Erinnerungen von Zeitzeugen und die laufend geführte Pressedokumentation.
2. Die RHG ist Endarchiv der Bundesgeschäftsstelle und des Berliner Landesverbandes des Neuen Forums. Im – allerdings erst teilweise erschlossenen – Bestand Neues Forum, der ca. 50 lfm Akten umfaßt, befinden sich die Protokolle der Zentralen Gremien

(Republik- bzw. Bundesdelegiertenkonferenzen, Republik- bzw. Bundesprecherrat, Klausurtagungen, Initiativgruppe, Arbeitsausschuß, Bundeskoordinierungsrat, Vertreterrat), die Korrespondenz der Bundesgeschäftsstelle sowie die entsprechenden Papiere der Berliner Landesgremien. Gesammelt wird darüber hinaus Material, das sich in den Archiven des MfS zum Neuen Forum findet. Teilweise archiviert sind neben den Papieren des Neuen Forums auch solche der Bürgerbewegungen Demokratie Jetzt und Initiative Frieden und Menschenrechte. Darüber hinaus werden hier die vollständigen Videomitschnitte der Beratungen des Zentralen Runden Tisches (1989–1990) aus dem Nachlaß des Dokumentarfilmers und Mitbegründers des Neuen Forums Klaus Freymuth († 1991) aufbewahrt. Diese Aufnahmen – darunter die einzigen Mitschnitte der ersten beiden Sitzungen – sind inhaltlich erschlossen und über schriftliche Annotationen zugänglich. Daneben sind einige Materialien regionaler bzw. thematischer runder Tische vorhanden. Einen eigenen Komplex stellt die Dokumentation der Bewegung zur Öffnung der Stasiarchive dar, darunter Film- und Tonmaterial über die Besetzung des Archivs in der Normannenstraße im September 1990. – Die Dokumentation zu den Bürgerbewegungen wird ständig erweitert durch Sammlung inhaltlich relevanten Materials nicht nur aus Deutschland, sondern, dank der intensiven Arbeit und vielfältigen Kontakte der Arbeitsgruppe Südosteuropa der RHG, auch durch Material aus Ost- und Südosteuropa (vor allem Rumänien, Bulgarien, Albanien, Mazedonien).

3. Die Wochenzeitung „die andere" war die erste unabhängige Zeitung der DDR. Sie erschien von Januar 1990 bis August 1992. Ihr Bildarchiv, z. T. Material älteren Datums (Aufnahmen von oppositionellen Treffen und Kirchenveranstaltungen vor 1989), ist eigenständiger Teil des Archivs der RHG.

Zentrales Anliegen der RHG ist die Sammlung von Dokumenten zur DDR-Opposition. Eigenständiger Teil dieser Sammlung ist das *Matthias-Domaschk-Archiv,* das aus der Umweltbibliothek hervorgegangen ist. Es enthält

- die Samisdatpublikationen der Umweltbibliothek selbst („Umweltblätter", „Grenzfall");
- dank der intensiven Bemühungen der Mitarbeiter des Archivs eine große Zahl anderer in Berlin und in den Bezirken der DDR erschienener Publikationen der Oppositionsgruppen in und neben der Kirche des Zeitraums 1955–1990; einen weiteren Schwerpunkt der Sammlung zur DDR-Opposition stellen die von Oppositionellen zur Verfügung gestellten Materialien (Flugblätter, Korrespondenz, Plakate, Grafiken, Tonbänder, Bildmaterial, Videos) dar;
- Grundlagenmaterialien des MfS über die Arbeitsweise der einzelnen Diensteinheiten;
- Unterlagen über die Bekämpfung der Opposition und widerständigen Verhaltens.

Sowohl das Robert-Havemann-Archiv als auch das Matthias-Domaschk-Archiv verfügen über Präsenzbibliotheken.

Ergebnisse der Arbeit der RHG werden in unregelmäßigen Abständen veröffentlicht:

- Tina Krone, Irena Kukutz und Henry Leide, Wenn wir unsere Akten lesen. Handbuch zum Umgang mit den Stasiakten, Berlin: BasisDruck 1992 (überarbeitete Neuaufl. in Vorbereitung);

- Seid untertan der Obrigkeit. Originaldokumente der Stasi-Kirchenabteilung XX/4. Hrsg. von Tina Krone und Reinhard Schult, Berlin: Selbstverlag der RHG 1992;
- Werner Theuer, Robert Havemann. Kurzbiographie, Dokumente, Auswahlbibliographie, Berlin: Selbstverlag der RHG 1994;
- Gegen die Verdrängung im eigenen Kopf. Reader zu einer Oppositionskonferenz. Hrsg. vom Matthias-Domaschk-Archiv, Berlin: Selbstverlag der RHG 1995.

Neben einigen Einzelpublikationen erscheint seit 1995 eine Schriftenreihe des Robert-Havemann-Archivs (Berlin: Selbstverlag der RHG):

- Band 1: Die Entlassung. Robert Havemann und die Akademie der Wissenschaften 1965/66. Eine Dokumentation. Hrsg. von Silvia Müller und Bernd Florath, Berlin 1996;
- Band 2: Deckname „Maske". Die Künstlergemeinschaft Mecklenburg 1980/81. Eine Dokumentation. Hrsg. von Martin Morgner, Berlin 1995;
- Band 3: Siegfried Reiprich, Der verhinderte Dialog. Dokumentation einer politischen Exmatrikulation 1975/76 in Jena, Berlin 1996;
- Band 4: Briefe an das Neue Forum vom September 1989 bis März 1990. Hrsg. von Wolfgang Barnick, Tina Krone und Werner Theuer, erscheint 1997.

Neue Aktivitäten der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung*

Von Rüdiger Zimmermann

In den letzten Jahren haben sich die Tätigkeitsfelder der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung (künftig: Bibliothek der FES) deutlich verändert.[1] Durch die Übernahme bedeutender großer Bibliotheken wurden der Sammelschwerpunkt und das Sammelprofil stark ausgeweitet. Der Einsatz neuer Technologien ermöglicht seit geraumer Zeit einen weltweiten Zugriff auf die erschlossenen Bestände. Gut zehn Millionen Internetnutzer können nach einer halben Million Bände weltweit recherchieren. Gleichzeitig kam es nach der deutschen Wiedervereinigung mit der Bibliothek der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (im folgenden: Bibliothek der SAPMO) zu einer engeren Kooperation auf fachlichem Gebiet und zu gemeinsamen Absprachen der Sammelrichtlinien. Die Zusammenarbeit soll in Zeiten knapper Ressourcen Doppelarbeit vermeiden und die vorhandenen Mittel optimal nutzen.

Im folgenden soll knapp auf die neuen Bestände hingewiesen und die Bedeutung der technologischen Veränderungen für die Nutzer skizziert werden. Eine Bestandsaufnahme der Zusammenarbeit der beiden größten deutschen Bibliotheken zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung rundet den Beitrag ab.

Die Bibliothek der FES versteht sich als das gedruckte Gedächtnis der deutschen Sozialdemokratie und der deutschen Gewerkschaften. Den Grundstock bildeten bei der (Neu-) Gründung im Jahre 1969 die Bibliothek des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung und die Bibliothek des SPD-Parteivorstandes, die treuhänderisch an die Friedrich-Ebert-Stiftung übergeben wurde. Damit war eine hervorragende Ausgangsposition geschaffen; seit 1969 werden in der Bibliothek der FES die gedruckten Veröffentlichungen zur Geschichte und Gegenwart der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung in ihren vielfältigen organisatorischen Ausprägungen gesammelt. Wissenschaftliche Publikationen über die deutsche Arbeiterbewegung und die deutsche Sozialgeschichte seit dem 19. Jahrhundert werden möglichst vollständig erworben. Umfassend gesammelt wird ferner die sog. „graue Literatur", d. h. die Veröffentlichungen der SPD und der deutschen Gewerkschaften, ihrer Vorfeld- und Nebenorganisationen sowie sonstiger befreundeter Organisationen. Mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft hat die Bibliothek dieses Sammelsegment auf die Veröffentlichungen der Parteien und Gewerkschaften

* Anschrift: Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Godesberger Allee 149, D-53175 Bonn, Tel.: 02 28/88 34 46 (Ausleihe), Fax: 02 28/88 36 26; E-Mail: Slamae@fes.de.
Öffnungszeiten: Montag bis Donnerstag 9.00–17.00 Uhr, Freitag 9.00–16.00 Uhr (Katalograum, Freihandbestand, Lesesäle, Auskunft).

1 Der letzte Bericht in dieser Zeitschrift über die Aktivitäten der Bibliothek datiert aus dem Jahr 1978. Vgl. Rüdiger Zimmermann und Horst Ziska, Neue Aktivitäten der Bibliothek des Archivs der sozialen Demokratie, in: IWK, Jg. 14 (1978), H. 2, S. 210–214.

Westeuropas ausgedehnt. Regelmäßige Zugangslisten dokumentieren diese Sammelaktivitäten.[2] Die Bibliothek verfügt mittlerweile über mehr als 500000 Bände (Bücher, Broschüren, Zeitungen, Zeitschriften usw.) und mehr als 50000 Mikroformen (Filme und Fiches). Der jährliche Zugang beläuft sich auf ca. 12000 Bände. Etwa 2000 Zeitungen, Zeitschriften und sonstige Periodika werden laufend gehalten. Über 800 Zeitungen (historische und aktuelle) liegen auf Mikrofilm vor.

Ursprünglich als eine Einheit konzipiert (Archiv der sozialen Demokratie) kam es bereits 1970 zur Konstituierung einer eigenen „Bibliothek des Archivs der sozialen Demokratie". Über lange Jahre war die Bibliothek personell und finanziell besser ausgestattet als das eigentliche Archiv mit seinen Arbeitsbereichen. 1987 trennte die Geschäftsführung der Friedrich-Ebert-Stiftung organisatorisch beide Bereiche. Seit dieser Zeit fungiert die Bibliothek der Stiftung als eine eigenständige Abteilung. Von 1987 bis 1991 trug die Bibliothek den Doppelnamen Bibliothek der sozialen Demokratie / Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Strukturell sind seit 1991 Bibliothek, Archiv, die Abteilung Sozial- und Zeitgeschichte („Historiker") und das Karl-Marx-Haus in Trier im Historischen Forschungszentrum zusammengefaßt.

Das Wachstum der Bibliothek seit 1969 beruht nicht nur auf der systematischen Sammeltätigkeit, sondern auch auf der in regelmäßigen Abständen erfolgten Übernahme wertvoller geschlossener Bibliotheken befreundeter Organisationen. Bibliotheken gelten gemeinhin als „groß und bedeutend", wenn sie über außergewöhnliche geschlossene Sonderbestände verfügen, die in dieser Dichte sonst weltweit nicht vorhanden sind. In diesem Sinne ist die Bibliothek der FES eine der ganz großen und bedeutenden europäischen Spezialbibliotheken.

Es soll allerdings an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, daß die Übernahme riesiger Fremdbestände die Bonner Bibliothek vor große Kapazitätsprobleme stellte. Personelle und finanzielle „Einbußen" der letzten Jahre konnten nur durch den Einsatz neuer Technologien kompensiert werden.

Es gehört seit Mitte der siebziger Jahre zum unverwechselbaren Profil der Bibliothek, ausgesuchte laufende Neuerscheinungen und geschlossene Spezialbestände in besonderen Bibliographien und Bestandsverzeichnissen zu dokumentieren.[3] An alle nationalen und internationalen Spezialeinrichtungen versandt, dienen sie als Grundlage für Bestellungen im nationalen und internationalen Leihverkehr, dem die Bibliothek seit 1978 angeschlossen ist.

2 Veröffentlichungen deutscher Parteien und Gewerkschaften in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Zugangsliste, Bonn 1978 ff. Veröffentlichungen ausländischer Parteien und Gewerkschaften in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1993 ff.

3 Besonders hervorzuheben ist die Bibliographie zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bonn 1976 ff. Die Bibliographie dokumentiert selbständig und unselbständig erschienene wissenschaftliche Sekundärliteratur.

Die DGB-Bibliothek in der Friedrich-Ebert-Stiftung

Als herausragendes Ereignis der jungen Bibliotheksgeschichte muß die vollständige Übernahme der Bibliothek beim DGB-Bundesvorstand im Februar 1995 angesehen werden.[4] Mit der Entscheidung des DGB-Bundesvorstandes, Bibliothek und Archiv in die Obhut der Friedrich-Ebert-Stiftung zu geben, wurde eine Idee realisiert, die der langjährige Schatzmeister der SPD und Vorstandsvorsitzende der Friedrich-Ebert-Stiftung Alfred Nau und sein enger Beraterkreis in den Jahren 1967 und 1968 in die Tat umsetzen wollten. Als „Archiv der sozialen Demokratie" sollte eine zentrale Forschungsstätte zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in der Friedrich-Ebert-Stiftung eingerichtet werden. Bereits die Namenswahl deutete an, daß man auch an die Einbeziehung der historischen Materialien der deutschen Gewerkschaftsbewegung dachte. Der DGB-Bundesvorstand konnte sich im April 1968 zu einem entsprechenden Beschluß allerdings nicht durchringen.[5] Knapp 27 Jahre später – in Zeiten, in denen die deutschen Gewerkschaften den Einsatz ihrer ökonomischen Mittel genau kalkulieren müssen – entschied der DGB-Bundesvorstand sich, Alfred Naus alte Idee zu realisieren.[6] Alle DGB-Materialien bleiben Eigentum der Organisation. Ein Beirat wacht seit Dezember 1995 über die angemessene Betreuung der Bestände; dem Gremium gehört u. a. der komplette geschäftsführende DGB-Bundesvorstand an.

Was zeichnet nun den gewerkschaftlichen Bibliotheksbestand aus? Wo liegen seine Stärken? Wie ist er erschlossen? Wie wird der Bestand fachlich weiter gepflegt? Die Grundlage der Düsseldorfer Bestände bildeten die nach der nationalsozialistischen Machtergreifung geraubten Bestände aus Gewerkschaftsbibliotheken. Die Bestände wurden von der Deutschen Arbeitsfront (DAF) in Berlin eingelagert und notdürftig verwaltet. Nach der bedingungslosen Kapitulation „teilten" sich die beiden größten Besatzungsmächte die alten Gewerkschaftsbestände. Teile der Bestände wurden in der Nähe von Frankfurt am Main verwahrt.[7] Andere Bestände wurden in die Vereinigten Staaten transportiert; teilweise wurden sie von deutschen Emigranten in der Washingtoner Library of Congress vorgeordnet.[8]

1950 gaben die amerikanischen Behörden die Bestände auf Bitten des neugegründeten Deutschen Gewerkschaftsbundes an die organisierten deutschen Arbeitnehmer zurück. Durch Kauf, Tausch, Abgabe von Einzelpersonen und Auflösung von Gewerkschafts-

4 Siehe Rüdiger Zimmermann, Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung übernimmt DGB-Bibliothek, in: Mitteilungsblatt des Verbandes der Bibliotheken des Landes Nordrhein-Westfalen, Jg. 45 (1995), H. 2, S. 162–163.

5 Siehe Klaus Mertsching und Hans-Holger Paul, Gewerkschaftsakten im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, in: Der Archivar, Jg. 49 (1996), H. 3, S. 438–446. Dieser Aufsatz kann – was die gewerkschaftliche Seite angeht – als archivalische „Parallelinformation" zum vorliegenden Beitrag angesehen werden.

6 Siehe auch den Beitrag des DGB-Archivars Klaus Mertsching, Das DGB-Archiv und seine Bestände, in: Mitteilungen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin, Nr. 8/9 (April 1996), S. 5–7.

7 Siehe Arbeitsbilder. Dokumente zwischen Symbolik und Alltag. Hrsg. von Willy Buschak, Hamburg 1990. Siehe auch Karl Heinz Roth, Searching for lost archives. The role of the Deutsche Arbeitsfront in the pillage of West European trade-union archives, in: International Review of Social History, Vol. 34 (1989) H. 2, S. 272–286.

8 Mündliche Mitteilung des Emigranten und „Hilfsbibliothekars" Arkadij Gurland an den Verfasser.

bibliotheken der Einzelgewerkschaften wurde der Bestand erheblich vermehrt. Von den ca. 120000 Bänden waren bei der Übernahme ca. 70000 Bände durch konventionelle Kataloge erschlossen.
Insgesamt zeichnet sich die Bibliothek durch eine Vielzahl seltener Stücke und Unikate aus. Protokolle, Geschäftsberichte, Satzungen, Agitationsbroschüren und Mitgliederzeitschriften fanden vor 1933 nur selten den Weg in staatliche Bibliotheken. Zu groß waren die Ressentiments – meist konservativer Bibliothekare – gegen die „dünne" broschierte Tagesliteratur.
Schwerpunkt der historischen Sammlung sind die Veröffentlichungen von Gewerkschaften aller weltanschaulichen und politischen Richtungen (sozialdemokratische, christliche, liberale, kommunistische und anarchistische Verbände). Hinzu kamen Publikationen von internationalen Berufssekretariaten und verschiedenen Berufsgruppen (Arbeiter, Angestellte und Beamte). Durchmischt ist der Bestand mit Arbeitgeberliteratur und konservativen, antisozialistischen Broschüren. Gemäß der Provenienz enthält die Bibliothek fast ausschließlich deutschsprachige Publikationen.
Die Bibliothek der FES konnte im Februar 1995 nach wenigen Tagen der Unterbrechung in Bonn bereits die ersten Fernleihanforderungen erfüllen. Als eine der ersten Maßnahmen zur Bestandserweiterung wurde ein Verfilmungsprogramm aufgelegt. In enger Kooperation mit verschiedenen Einrichtungen, die über deutschsprachige Gewerkschaftsbestände verfügen, hat die Bonner Bibliothek versucht, bestehende Lücken im Gesamtbestand zu schließen. Ein besonderes Augenmerk galt der liberalen und christlichen Gewerkschaftspresse vor 1933, die im ehemaligen Düsseldorfer Bestand deutlich unterrepräsentiert war. Durch die Verfilmungen wollte die Bibliothek nicht zuletzt dokumentieren, daß sie sich der Pflege aller Wurzeln der Einheitsgewerkschaft verantwortlich und verpflichtet fühlt. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die Verfilmungen mit der Deutschen Bücherei in Leipzig (jetzt Teil der deutschen Nationalbibliothek „Die Deutsche Bibliothek"), der Bibliothek der SAPMO in Berlin und der Bibliothek der IG Chemie in Hannover.

Die Erschließung der DGB-Bibliothek mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Die DGB-Bibliothek wurde bislang in zwei Abteilungen geführt (Monographienabteilung, Periodikaabteilung). Bis 1975 wurden die Monographien nach Hausregeln in unterschiedlichen Katalogen verzeichnet und waren nur lokal nachgewiesen. Seit 1975 erfolgte die Formalkatalogisierung der Monographien in Anlehnung an den nationalen Standard. Seit dieser Zeit wurden Katalogzettel an den Zentralkatalog Köln geliefert. Die überregional nachgewiesenen Monographien machten den Großteil des Leihverkehrsaufkommens der Bibliothek aus: 1994 ca. 1200 positiv erledigte Bestellungen.
Die periodischen Bestände wurden seit den sechziger Jahren in einem eigenen, gut geführten Zeitschriftenkatalog und in einem eigenen Geschäftsbericht- und Protokollkatalog verzeichnet. Eine überregionale Meldung wurde von der Düsseldorfer Bibliothek nicht aktiv betrieben. Ein Auswahlverzeichnis „Zeitungen und Zeitschriften der Bibliotheken des Bundesvorstandes des Deutschen Gewerkschaftsbundes und des wirtschafts-

wissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften". Zusammengest. von Jens-Peter Störmer, erschien 1968. Ferner wurden lokale Geschäftsberichte der Gewerkschaften vor 1933 in einem gedruckten Bestandsverzeichnis dokumentiert.[9]

Bei den Periodikabeständen (einschließlich Protokollen und Geschäftsberichten) handelt es sich um ca. 6000 Titel. Nach streng bibliothekarischen Kriterien (Änderung des Titels bedeutet „neue Zeitschrift") beläuft sich die Zahl sogar auf über 13000 Titel. Gut 50000 Bände (durchgängig monographische Literatur) waren unbearbeitet, da die personelle Situation in der DGB-Bibliothek Erschließungen im größeren Umfang nicht zuließ. Der alte Monographienkatalog der DGB-Bibliothek wurde auf Kosten der Friedrich-Ebert-Stiftung mit Hilfe einer holländischen Konversionsfirma maschinenlesbar gemacht. (Über das Projekt wird im folgenden noch berichtet werden). Bei der überregionalen Erschließung der konventionell erschlossenen Periodikaliteratur und den vollständig unerschlossenen monographischen Beständen hilft die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) in einem bemerkenswerten Maße.

Im März 1995 stellte die Bibliothek der FES bei der DFG einen Antrag auf personelle Fördermittel im Rahmen des Förderprogramms zur Einarbeitung von Beständen in die Zeitschriftendatenbank (ZDB). Dieses Programm dient als Unterstützungsprogramm zur Wissenschaftsförderung. Seltene Bestände sollen überregional (online und in Form von Mikroficheausgaben) nachgewiesen werden und im auswärtigen Leihverkehr („Fernleihe") nutzbar sein. Die Zeitschriftendatenbank in Berlin dient als zentrales Nachweis- und Steuerungsinstrument im deutschen Leihverkehr. Selbst Bayern hat sich nach jahrzehntelanger Diskussion entschlossen, dieses einmalige Nachweisinstrument in Zukunft zu speisen. Die DFG gab dem Antrag der Friedrich-Ebert-Stiftung statt, die selbst – wie bei allen Förderungen üblich – einen entsprechenden Eigenanteil beisteuert. Die Bibliothek rechnet, daß die Bestände in fünf Jahren eingearbeitet sein werden. Bei der Entscheidung des Selbstverwaltungsorgans der deutschen Wissenschaft spielte eine herausragende Rolle, daß die Antragsteller einen Nachweis über die Einmaligkeit der Düsseldorfer Bestände erbringen konnten. Von 327 Kreisorganisationen sind in der DGB-Bibliothek lokale Geschäftsberichte – zum Teil in hoher Vollständigkeit – erhalten. Im nationalen Nachweisinstrument Zeitschriftendatenbank sind insgesamt nur sechs Titel unvollständig nachgewiesen. Stellt man den ungünstigsten Fall in Rechnung, so sind von den 327 lokalen Berichten nur 1,83 Prozent in der ZDB nachgewiesen, obgleich aufgrund gesetzlicher Bestimmungen („Pflichtexemplarrecht") mindestens zwei Bibliotheken zwingend die Veröffentlichungen hätten sammeln müssen.

Das Ergebnis hat etwas mit den Erwerbungsstrategien deutscher Bibliotheken, der Wertschätzung nichtkonventioneller Materialien durch deutsche Bibliothekare und den begrenzten Mitteln deutscher Pflichtbibliotheken zu tun. Selbst Spezialbibliotheken wie die Bibliothek der FES, die seit 1976 systematisch graue Gewerkschaftsliteratur sammelt, konnten durch Auswertung von Mitgliedszeitschriften etc. nur die Veröffentlichungen der Gewerkschaftszentralen mit Anspruch auf hohe Sammeldichte orten und erschließen.

9 Verzeichnis der in der Bibliothek des Deutschen Gewerkschaftsbundes vorhandenen Berichte und Protokolle der Ortskartelle bzw. Gewerkschaftskartelle der Gewerkschaften vor 1933. Zusammengest. von Marlies Kaiser, Düsseldorf 1982.

Natürlich wirft die Auszählung auch ein Licht auf die Gewerkschaften selbst: extrem binnenorientiert, auf den eigenen Funktionärskörper, die eigenen Mitglieder und die eigene Klientel bezogen, stellten die Verantwortlichen kaum Überlegungen an, das eigene Kulturgut öffentlich zu dokumentieren.

Welch überragende Rolle die graue Literatur für die Forschung zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung spielt, braucht an dieser Stelle nicht besonders betont zu werden. Auch von der DFG wurde dieser Aspekt ohne Einschränkungen anerkannt. Eine Dokumentation der lokalen DGB-Geschäftsberichte – auf der Basis der Titelmeldungen an die Zeitschriftendatenbank – konnte Ende 1996 abgeschlossen und als erstes Produkt der Förderung der interessierten Öffentlichkeit vorgelegt werden.

Gut ein Jahr später – nach dem erfolgreichen Antrag zur Einarbeitung periodischer Bestände – stellte die Bibliothek der FES einen Antrag auf Gewährung einer Sachbeihilfe aus einem anderen „Topf" („DFG-Förderprogramm zur Erschließung von Spezialbeständen"). Dieser Antrag zielt auf die formale und sachliche Erschließung der unaufgenommenen Monographien. Zusätzlich sollen die gedruckten Materialien im Onlinekatalog der Bibliothek nachgewiesen werden, die das Archiv der sozialen Demokratie durch die Übernahme der Bestände der Deutschen Angestelltengewerkschaft (DAG) erworben hat.

Anfang 1994 übergab der Bundesvorstand der DAG vertraglich seine Archivbestände dem Archiv der sozialen Demokratie in der Friedrich-Ebert-Stiftung. Unberührt von diesem Vertrag blieb die Bibliothek der DAG, die noch in Hamburg verblieb. Die graue Literatur der DAG wurde jedoch in der Regel in den einzelnen Abteilungen bei den Organisationsakten verwahrt, so daß ein beachtlicher Zufluß von Bibliotheksgut in das Archiv kam, das an die Bibliothek weitergeleitet wurde. Auch diese Materialien bleiben Eigentum der Organisation. Beide in Frage kommenden Bestände ergänzen und verschränken sich und bilden einen einzigartigen Quellenbestand zur Geschichte des arbeitenden Menschen in unserem Land.

Nach bekannt „strenger" Prüfung und externer Bewertung gaben die entsprechenden Gremien zu den üblichen Bedingungen (angemessene Eigenleistung) dem Antrag statt. Die empirische Analyse der Singularität der Bestände wich nur unwesentlich vom Ergebnis bei der periodischen Literatur ab.

Die Bibliothek der FES sagte der DFG zu, eine spezielle Datenbank für eine geplante CD-ROM aller grauen Gewerkschaftsveröffentlichungen aufzubauen. Die CD-ROM soll die katalogisierten Bestände des Projekts dokumentieren, ferner sollen die in der Vergangenheit mit Hilfe der DFG erworbenen grauen Gewerkschaftsmaterialien dokumentiert werden. Außerdem wird die CD-ROM die grauen Gewerkschaftsmaterialien enthalten, die aus anderen Quellen stammen (übernommene Gewerkschaftsbibliotheken etc.) Damit wird der nationalen und internationalen Gewerkschaftsforschung ein einzigartiges Instrument zur Verfügung stehen, für das es nach unseren Kenntnissen kein Vorbild gibt. Als Modell für die CD-ROM ist die Organisation und der Erschließungsgrad der CD-ROM des Kölner Bibliothekszentrums durch das Softwarehaus Dataware vorgesehen.

Die katalogisierten DAG-Veröffentlichungen werden als Anlage dem geplanten Findbuch der DAG-Archivalien zugefügt werden. Als Endpunkt des Projekts ist das Jahr 2000

vorgesehen. Als erstes gedrucktes Bestandsverzeichnis werden die übernommenen Gewerkschaftssatzungen beider Gewerkschaftsrichtungen dokumentiert werden.

Weitere Gewerkschaftsbestände in der Bibliothek der FES

Die Übernahme der DGB-Bibliothek bedeutete kein neues Kapitel in der Arbeit der Bonner Bibliothek. Vielmehr konnte die Bibliothek seit Ende der siebziger Jahre einen breiten Strom gewerkschaftlicher Materialien aufnehmen, der durch die Übernahme vollständiger Gewerkschaftsbibliotheken gespeist wurde. Seit dieser Zeit kam es zwischen der Stiftungsbibliothek und nationalen Gewerkschaftsorganisationen zu Gesprächen über den Verbleib ihrer ehemaligen Hausbibliotheken. Zwei deutsche Gewerkschaftsorganisationen entschlossen sich 1979 und 1981, ihre Bibliotheksbestände gänzlich in die Obhut der Friedrich-Ebert-Stiftung zu geben. Die Friedrich-Ebert-Stiftung verpflichtete sich ihrerseits, die Bestände in gesonderten Bestandsverzeichnissen zu dokumentieren, die wissenschaftliche Aufarbeitung der eigenen Gewerkschaftsgeschichte zu unterstützen und die Bestände durch systematische Verfilmungen planvoll zu ergänzen. Als Ergebnis dieser Zusagen konnte die Bibliothek zwei Bestandsverzeichnisse präsentieren, die wertvolle Originale und verfilmte Bestände vereinigten („Quellen zur Gewerkschaftsgeschichte der Nahrungs-, Genußmittelarbeiter und Gastwirtgehilfen. Ein Bestandsverzeichnis der Vorläuferorganisationen der Gewerkschaft NGG", Bonn 1984; „Baugewerkschaften in der Bibliothek der sozialen Demokratie / Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung", 2. Aufl., Bonn 1986).

1988 übernahm die Stiftungsbibliothek die vollständigen Buchbestände der Internationalen Graphischen Föderation. Die Verlegung des Sitzes des internationalen Berufssekretariats vom schweizerischen Genf ins neue europäische Gewerkschaftszentrum Brüssel hatte diese Entscheidung maßgeblich beeinflußt. Mit dem Bestand „Graphische Presse in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Ein Periodikaverzeichnis der Internationalen Graphischen Föderation", Bonn 1991, betrat die Bibliothek Neuland. Es war der erste geglückte Versuch, die seit Dezember 1989 realisierte Onlinezuarbeit zur Zeitschriftendatenbank zur Erstellung von Sonderverzeichnissen zu nutzen. Sie bediente sich dabei als erste der an der ZDB mitarbeitenden Bibliotheken der Möglichkeit, ihre Periodikabestände mittels einer selbsterstellten Systematik zu klassifizieren. Durch diese Systematik werden die Periodika des Kernsammelgebietes (deutsche und internationale Arbeiterbewegung) zunächst geographisch und – auf einer zweiten Ebene – in Organisationsgruppen unterteilt. Frucht dieser Zusammenarbeit war ein Bestandsverzeichnis, das neben den Materialien des internationalen Berufssekretariats reiche Schätze zur deutschen, schweizerischen, österreichischen und skandinavischen Gewerkschaftsbewegung der „Schwarzen Kunst" dokumentierte.

Als ähnlich wertvoll muß der Bestand des Internationalen Metallgewerkschaftsbundes eingeschätzt werden. Ein systematisches Verzeichnis der wertvollsten Bestände wurde 1994 der interessierten Öffentlichkeit übergeben („Die Eiserne Internationale. Periodikaverzeichnis des Bestandes Internationaler Metallgewerkschaftsbund [IMB] in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung". Bearb. von Walter Wimmer und Felicitas Kallus,

Bonn 1994). Über Jahre hinweg in der Schweiz nicht öffentlich zugänglich, wurde ein reicher Quellenschatz der Forschung erschlossen, der neben Materialien aus den europäischen „Kernländern" der Gewerkschaftsbewegung überdurchschnittlich viele Veröffentlichungen amerikanischer Gewerkschaften des metallverarbeitenden Gewerbes nachweist.

Einer großen antiquarischen Erwerbung verdankt die Bibliothek ihren größten geschlossenen Bestand zur christlichen Gewerkschaftsbewegung, der ebenfalls standortunabhängig nachgewiesen wurde: „Der Zentralverband christlicher Holzarbeiter Deutschlands. Ein Bestandsverzeichnis". Red.: Hermann Rösch, Bonn 1991.

Im Februar 1997 entschied der Hauptvorstand der Industriegewerkschaft Medien, Druck und Papier, Publizistik und Kunst (im folgenden: IG Medien), seine vollständige Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung zu übergeben. Unter den ca. 15000 Büchern ragen besonders wertvolle Stücke des „Verbandes der deutschen Buchdrucker", des „Verbandes der Buchbinder und Papierverarbeiter Deutschlands" und des „Verbandes der Lithographen und Steindrucker und verwandter Berufe (Deutscher Senefelder-Bund)" nebst den verschiedenen Vorläuferorganisationen hervor.

Um den gelernten Druckern, Schriftsetzern und Graphikern im Hauptvorstand der IG Medien die Entscheidung zu erleichtern, ihre reichen Bestände der Öffentlichkeit allgemein zugänglich zu machen, machte die Bibliothek der FES der Gewerkschaft ein weitreichendes „Dienstleistungsangebot":

1. Alle Eigenveröffentlichungen (nebst denen der Vorläuferorganisationen) werden rasch formal und inhaltlich erschlossen.
2. Die katalogisierten Materialien werden in gedruckten Abgabelisten dokumentiert und stehen den Unterorganisationen zu Verfügung.
3. Die Dokumentationsstelle der IG Medien kann über das Internet auf den eigenen Bestand und den gesamten Bestand der Bibliothek der FES zugreifen und eine Direktbestellung im Netz anstoßen.

Vor allem der letzte Punkt scheint richtungweisend zu sein und kann als ein Modell für weitere Kooperationsbemühungen mit anderen Einrichtungen dienen. Mit der Bibliothek der IG Medien ging in den letzten achtzehn Jahren die fünfte große Gewerkschaftsbibliothek in die Verantwortung der Bibliothek der FES über. Damit zählt die Bonner Bibliothek nunmehr unbestritten zur größten deutschen Gewerkschaftsbibliothek und zu einer der größten Gewerkschaftsbibliotheken weltweit.

Nicht zum engeren Gewerkschaftsbestand zählt der Bestand des „Seliger-Archivs". Im Jahr 1989 entschloß sich die „Seliger-Gemeinde", die Gesinnungsgemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten, ihr historisches Archiv, das „Seliger-Archiv" in Stuttgart, der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn zur weiteren Betreuung zu übergeben. Diesem Archiv ist auch eine historische Bibliothek angegliedert, die eine umfangreiche Sammlung von Primär- und Sekundärquellen zur Geschichte der deutschen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in den böhmischen Ländern enthält. Den mit weitem Abstand bedeutendsten und wertvollsten Teil der Sammlung hat die Bonner Bibliothek in der Zwischenzeit in einem gesonderten „Bestandsverzeichnis der Bibliothek des Seliger-Archivs. Veröffentlichungen bis 1945", Bonn 1995, dokumentiert und der Organisation übergeben.

Neue Technologien in der Stiftungsbibliothek

1992 wurde die Bibliothek der FES auf Anforderung der Geschäftsführung von einem externen Gutachter evaluiert. Das Gutachten unterstrich die einmalige Bedeutung der Bestände für die nationale und internationale Forschung, legte jedoch in arbeitsorganisatorischer Hinsicht gravierende Veränderungen nahe. Diese betrafen in erster Linie den Einsatz moderner Technologien. Bislang hatte die Bibliothek vollständig konventionell gearbeitet; nur der Arbeitsbereich Zeitschriftendatenbank arbeitete „auf der Höhe der Zeit".

Die Anforderungen des Gutachtens wurden vergleichsweise rasch realisiert. Die Bibliothek entschied sich zum Einsatz der nichtkommerziellen Bibliothekssoftware Allegro, die in der Universitätsbibliothek Braunschweig mit Unterstützung des Landes Niedersachsen entwickelt wurde und noch weiter gepflegt wird. In den Jahren 1993 und 1994 wurden die Bereiche Katalogisierung und Erwerbung automatisiert und den Benutzern ein Onlinepublikumskatalog (Opac) zur Verfügung gestellt.[10] Der gesamte monographische konventionelle Zettelkatalog wurde mit Hilfe der holländischen Konversionsfirma DMP maschinenlesbar gemacht. Die Bibliothek der FES konnte sich bei ihren eigenen Konversionsüberlegungen auf die Ergebnisse des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte (IISG) in Amsterdam stützen, die bereits mit derselben Firma gute Erfahrungen gesammelt hatte. Über das national sehr beachtete Konversionsprojekt hat die Bibliothek in Wort und Schrift berichtet.[11]

Über eine Schnittstelle zur Zeitschriftendatenbank waren bereits vorher die Zeitschriften-, Zeitungs-, Protokoll- und Geschäftsberichtstitel in das lokale System heruntergeladen worden, so daß im lokalen Bibliotheksnetz nahezu alle erschlossenen Bestände online nachgewiesen wurden. Die Einführung neuer Technologien bedeutete in erster Linie eine entscheidende Verbesserung für die Benutzer. Durch Verstichwortung aller Titel, durch die Bildung von Teilmengen, durch die Möglichkeit eines raschen Ausdrucks wurde der Suchkomfort erheblich gesteigert. Ein Anschnellen der Ausleihe war die unmittelbare Folge der verbesserten Recherchemöglichkeiten.[12] Die komfortablen Nutzungsmöglichkeiten beschränkten sich indes auf die Benutzung vor Ort in Bonn. Die lokale Nutzung macht jedoch nur die Minderheit der Ausleihfälle aus. Die meisten Nutzer hat die Bibliothek – via Fernleihe – außerhalb der eigenen Räumlichkeiten. Diese Entwicklung überrascht nicht. Die Exklusivität des Bestandes und das hochspezialisierte Sammelspektrum zielen auf die nationale und internationale Forschung, die auf die gedruckten Quellenbestände zurückgreifen muß.

Die mit unglaublicher Macht steigende Verbreitung des Internets führte in der Bibliothek der FES recht bald zu Überlegungen, wie dieses weltweite Netz in die bibliothekarische

10 Siehe im einzelnen Hermann Rösch, Die Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung im Internet, in: Buch und Bibliothek, Jg. 48 (1996), H. 1, S. 61–64; Walter Wimmer, Mit dem Surfbrett in die Bibliothek. Der World-Wide-Web-Katalog der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, in: Bibliotheksdienst, Jg. 30 (1996), H. 5, S. 849–853.

11 Anne Bärhausen, Anette Euskirchen und Hermann Rösch, Katalogkonversion – ein Erfahrungsbericht, in: Bibliotheksdienst, Jg. 29 (1995), H. 12, S. 1939–1947.

12 Siehe Jahresbericht der Friedrich-Ebert-Stiftung 1995, Bonn 1996, S. 30–31.

Arbeit einbezogen werden könnte.[13] Die Bibliothek übernahm innerhalb der Stiftung die Funktion eines Motors bei der Beschleunigung entsprechender Planungen. Die Planungen wurden von der hauseigenen EDV-Stelle professionell und großzügig unterstützt. Hilfe bot ferner die Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung (GMD) in Sankt Augustin bei der Realisierung des gesamten Stiftungsangebotes im Internet. Seit 1995 ist nahezu der komplette erschlossene Bestand im Internet recherchierbar.

Der stiftungseigene WWW-Server wird unter Linux, einem UNIX-Betriebssytem für PCs, betrieben. Eine Linux-Version des Allegro-Programmpakets stand mit Hilfe der niedersächsischen Entwickler ab Mai 1995 zu Verfügung. Zu den Feierlichkeiten des 70. Jubiläums der Stiftung – im Juni 1995 – konnte die Bibliothek ihren Katalog auf einem komfortablen WWW-Rechercheformular präsentieren. Wie das „Gästebuch" der Bibliothek im Internet ausweist, wurde das Angebot weltweit rasch angenommen. Vor allem die nordamerikanischen Forscher und Forscherinnen nutzen die Internetadresse www.fes.de, um eigene Projekte und Forschungsreisen optimal vorzubereiten. Untersuchungen über das Informationsverhalten von Historikern zeigen, daß diese sich vorwiegend auf konventionelle Informationsressourcen stützen. Thomas A. Schröder betont jedoch zu Recht: „Die digitale Revolution, die Popularität des Internets seit dem Jahr 1993, stellt auch die Geschichtsforschung vor neue Herausforderungen. Internet ist die Verknüpfung von verschiedenen Datennetzen zu einem einzigen, weltumspannenden Informations- und Kommunikationsmedium und in der Form des World Wide Web die Realisierung einer alten Utopie."[14] Auch Historiker und Historikerinnen der Arbeiterbewegung werden aus fachlichen und ökonomischen Gründen sich der neuen Technik nicht verschließen können. E-Mails, Newsgroups, Textarchive, E-Bücher und E-Zeitschriften, Datenarchive, Bildarchive, Sammlungen, aktuelle politische Informationen werden in wenigen Jahren zum Alltag des Fachhistorikers gehören. Wieweit hat die Bibliothek der FES Anschluß an die Entwicklung gefunden?

Bei der Bestellung der im Internet nachgewiesenen Materialien verweist die Bibliothek nach erfolgreicher Recherche im Netz auf die nationale und internationale Fernleihe. Es liegt auf der Hand, daß dieses Serviceangebot künftig nicht genügt. Die Bibliothek der FES plante deshalb, für nachgewiesene Zeitschriftenartikel und Broschüren (bis zu einer gewissen Seitenzahl) ein kostenpflichtiges Direktbestellsystem im Internet (mit Rechnungslegung) einzuführen. Nutzer sollten dann wahlweise Papierkopien, Faxkopien oder faksimilierte Artikel (als Image) im Netz auf den eigenen Rechner bestellen können. Eingebettet waren die Überlegungen der Bibliothek in die nationalen Planungen, die auf einen beschleunigten Lieferservice von Zeitschriftenartikeln in digitalisierter Form zielen. Entsprechende nationale wie regionale Projekte sind weit fortgeschritten oder bereits realisiert.[15] Die infrastrukturellen Maßnahmen wurden im Herbst 1996 in der Bibliothek realisiert. Der Routinebetrieb läuft ab Juni 1997. Es soll an dieser Stelle betont werden,

13 Hermann Rösch, a. a. O., S. 61.

14 Thomas A. Schröder, Historisch relevante Ressourcen in Internet und World Wide Web. Angebot, Bewertung und Ausblick, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg. 44 (1996), H. 3, S. 465.

15 Günter Freyschmidt, Beschaffung von Zeitschriftenaufsatzkopien im Internet, in: Bibliotheksdienst, Jg. 38 (1994), H. 10, S. 1661–1671.

daß die konventionelle Fernleihbestellung als kostenloser Bestellservice uneingeschränkt erhalten bleibt.

Hermann Rösch hat bereits auf den begrenzten Informationsgehalt der Katalogdatenbanken hingewiesen: „Von Multimedia- und Volltextdatenbanken verwöhnte Benutzer werden zukünftig den geringen Informationsgehalt bibliographischer Datenbanken beklagen. Die Architektur der Bibliotheksdatenbanken muß daher erweitert werden, damit zusätzliche Erschließungsschichten präsentiert werden können. In der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung werden in Kürze erste Tests mit einer erweiterten Allegro-Version durchgeführt werden. Geprüft wird dann die Einbindung von eingescannten Inhaltsverzeichnissen, Vorworten, Abstracts, Grafiken, aber auch von Bild- und Tondokumenten in die Katalogdatenbank."[16] Welche Möglichkeiten eine Recherche nach eingescannten Inhaltsverzeichnissen der „Sozialistischen Monatshefte", der Levischen „Sozialistische Politik und Wirtschaft", der Nachkriegspublikation „Geist und Tat", gewerkschaftlicher Fachblätter etc. bietet, braucht an dieser Stelle nicht besonders herausgestrichen zu werden. Daß die Entwicklung hin zu einem Volltextangebot auch historischer Texte geht, ist zumindest in den USA unumstritten. Die amerikanischen Verantwortlichen haben große Förderprogramme aufgelegt, um auch wichtige historische Texte retrospektiv zu digitalisieren („digital library"). Ähnliche Projekte sind mit Hilfe der DFG ab 1997 geplant.

Obgleich technisch bereits gelöst, bestehen noch beträchtliche inhaltliche Probleme. Wann man auf zentrale Quellen der deutschen Arbeiterbewegung (Programme, Statuten, programmatische Veröffentlichungen) im Volltext wird zurückgreifen können, hängt von einer Fülle komplizierter Faktoren ab. Es besteht ganz offensichtlich die Gefahr, daß im Wildwuchs des Internets unstrukturierte Text- und Datenfriedhöfe entstehen, die sich einer gezielten Nutzung entziehen werden. Weltweit suchen und experimentieren Bibliotheksmitarbeiter und Informationsexperten an Möglichkeiten der professionellen Verknüpfung von bibliographischen Datenbanken und Volltextdatenbanken, die unter Datenbankstrukturen einen gezielten Einstieg ermöglichen (Titelstichwortrecherche, Recherche im Abstract, Recherche im Volltext). Vor allem ungeklärte Formatfragen bei der Speicherung der Dokumente bergen Gefahren, „Anfängerfehler" zu produzieren, die nicht zu reparieren sind.[17]

Der neue Schritt ins digitale Volltextzeitalter birgt auch für die technologisch am weitesten fortgeschrittene Spezialbibliothek zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung erhebliche Risiken, da die Investitionen von Personal- und Sachmitteln nicht unbeträchtlich sind. Die Bibliothek beobachtet alle nationalen und internationalen Pilotprojekte mit großer Aufmerksamkeit. Sie ist gewillt, der nationalen und internationalen Forschung in einem abgestuften Verfahren relevante Volltexte anzubieten und als einen zusätzlichen Service eingescannte Inhaltsverzeichnisse digital weltweit zu präsentieren. Ob die entsprechenden Überlegungen bis 1998 zu einem guten Ende führen, wird die nahe Zukunft zeigen.

16 Hermann Rösch, a. a. O., S. 62.

17 Siehe Johannes Palme, Bibliotheken und elektronische Publikationen auf der Basis des SGML-Standards, in: Bibliotheksdienst, Jg. 30 (1996), H. 7, S. 1253–1262.

Zusammenarbeit mit der Bibliothek der SAPMO

Die Einführung der Bibliothekssoftware Allegro hatte für die Zusammenarbeit mit anderen Bibliotheken weitreichende Konsequenzen. Die Bibliothek des Bundesarchivs in Koblenz entschied sich, die stiftungseigene Weiterentwicklung und Anpassung vollständig zu übernehmen. Alle anderen Dienstbibliotheken wurden sukzessiv mit der gleichen Software ausgestattet. Die Bibliothek der SAPMO hatte ihrerseits langjährige Erfahrungen mit einer anderen Version des Programms, mit der bereits vor 1989 aufgrund persönlicher Beziehungen in der Deutschen Staatsbibliothek Unter den Linden experimentell gearbeitet wurde.

Die Bibliothek der FES stellte ihre Arbeitsergebnisse uneingeschränkt zur Verfügung, so daß die beiden größten deutschen Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung ihre Materialien unter exakt gleichen Bedingungen erschließen. Dieser Gleichklang ermöglicht in der Perspektive den Austausch von Daten, Übernahme von Fremdleistungen und die Erstellung von Publikationen aus demselben Datenpool. Von Anfang an standen im Mittelpunkt der Überlegungen die Idee, einen gemeinsamen Publikumsonlinekatalog „Arbeiterbewegung" aufzubauen und andere Einrichtungen für dieses Projekt zu gewinnen. Strukturelle Veränderungen in der Bibliothekslandschaft (Übernahme der DGB-Bibliothek) und die Revolutionierung der Informationstechnologien durch das Internet haben zwar viele Grundüberlegungen in Frage gestellt, das Ziel einer virtuellen Bibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung ist damit jedoch nicht vom Tisch. Ein gemeinsamer Gesamtkatalog (als Vorbild könnte der Gesamtkatalog aller deutschen Monographien im Deutschen Bibliotheksinstitut dienen) spielt bei allen weiteren Planungen eine Rolle.

Die Bibliothek der FES hat ihrerseits durch Sicherheitsverfilmungen ausgesuchter periodischer Bestände aus der SAPMO-Bibliothek enorm profitiert. Diese Verfilmungen ergänzen die Bestände von Depositarbibliotheken, zu deren „Abrundung" die Bibliothek der FES sich verpflichtet hatte.

Weitere Absprachen beider Einrichtungen betrafen das Sammelgebiet. Die personelle und ökonomische Situation beider Bibliotheken legte es nahe, die eigenen Kräfte zu bündeln und Doppelarbeit zu vermeiden. Die Bibliothek der FES trennte sich von ihren Sammelgebieten Osteuropa und Nordeuropa und gab alle Erwerbungsunterlagen nach Berlin ab. Seit Jg. 20 (1995) wird die „Bibliographie zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung" von der Bibliothek der FES „unter Mitwirkung der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv" herausgegeben. Die Signaturen der entsprechenden Herkunftsbibliotheken sind in diesem laufenden Dokumentationsdienst angegeben. Gemäß der gültigen Leihverkehrsordnung kann die Bibliographie als Basis für eine Direktbestellung bei der jeweiligen Bibliothek im Leihverkehr dienen. Auch die Bibliothek der SAPMO bedient entsprechende Bestellungen.

Die Aufgabenteilung beim Erwerb wissenschaftlicher Materialien wurde konsequenterweise auf das Erwerbungsspektrum bei grauer Literatur der Parteien und Gewerkschaften ausgedehnt. Die Bibliothek der FES nutzt ihre Auslandsbüros bei Erwerbungsreisen und ihre engen Beziehungen zu den Parteien und Gewerkschaften in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, Großbritannien, Irland, Österreich, der Schweiz und den

Beneluxstaaten, um die Primärveröffentlichungen außerhalb des Verlagsbuchhandels zu erwerben. Die Bibliothek der SAPMO nutzt ihrerseits ihre Ressourcen und die Sprachkenntnis ihrer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, um die skandinavischen und osteuropäischen Länder zu betreuen. Die DFG akzeptiert die neue Aufgabenteilung und unterstützt die Bibliothek der SAPMO im System der überregionalen Literaturversorgung für den Sammelschwerpunkt nichtkonventionelle Literatur von Parteien und Gewerkschaften mit entsprechenden Reisemitteln. 1996 wurden von der SAPMO-Bibliothek Erwerbungsreisen in die Tschechische Republik und nach Rußland getätigt.

Die Aufgabenteilung beider Bibliotheken hat sich bereits gut bewährt, weitere gemeinsame Projekte sind bereits abgesprochen. Die enge Kooperation beider Einrichtungen dient den einzelnen Bibliotheken und dient mittel- und langfristig der nationalen und internationalen Forschung zur Arbeiterbewegung und zur Sozialgeschichte.

100 Jahre Frauen in der Wissenschaft

Tagung an der Universität Bremen, 17.–19. Februar 1997, veranstaltet vom Studiengang Geschichte und vom Arbeitskreis Historische Frauenforschung an der Universität Bremen

Von Annette Vogt

Der Berliner Gelehrte Arthur Kirchhoff veranstaltete 1895 eine Umfrage unter Deutschlands Herren Professoren und fragte nach ihren Argumenten für bzw. gegen das Frauenstudium. Die Antworten, die er von insgesamt 109 Kollegen erhielt, publizierte er 1897 in dem in Berlin erschienenen Buch „Die akademische Frau". Dieser Band ist bis jetzt eine wahre Fundgrube an Pseudoargumenten gelehrter Herren, die allein vom Studium der Frauen das Schlimmste befürchteten. Insbesondere die Mediziner und die Geisteswissenschaftler lehnten das Frauenstudium ab und waren höchstens gewillt, für eigene Frauenuniversitäten zu plädieren. Mathematiker und Naturwissenschaftler dagegen hatten mindestens nichts gegen Ausnahmefrauen, d. h., sie plädierten mehrheitlich für das Frauenstudium, aber ohne generelle Immatrikulationsmöglichkeit. August Bebel (1840–1913) hatte daraufhin geschrieben: „Die lächerlichsten Einwendungen werden hervorgesucht und unter dem Scheine der Gelehrsamkeit verteidigt. Als gelehrt geltende Herren berufen sich hier, wie in vielen anderen Dingen, auf die Wissenschaft, um das Absurdeste und Widersinnigste zu verteidigen."[1] Besonders kritisch analysierte er die Haltung der Herren Professoren und stellte fest: „Dieselben Männer, die auf dem einen Gebiet zu den vorurteilslosesten gehören und eine geringe Meinung von jenen besitzen, die gleich ihnen nicht frei denken, sind auf anderen Gebieten, sobald es sich um ihr Standes- oder Klasseninteresse, um ihre Eitelkeit oder Eigenliebe handelt, beschränkt bis zur Borniertheit und gegnerisch bis zum Fanatismus."[2]

Das Jubiläum des Erscheinens des Kirchhoffschen Buches bildete den Anlaß für die Zusammenkunft der Wissenschaftlerinnen in Bremen, um in der Rückschau zu betrachten, was aus den Ängsten, Befürchtungen, aber auch Hoffnungen der Herren Professoren so geworden war.

Die Tagung in Bremen war von vornherein so konzipiert worden, daß sich Wissenschaftlerinnen aller Disziplinen über die Möglichkeiten und die Verhinderungen wissenschaftlicher Karrieren von Frauen in der Vergangenheit und in der Gegenwart austauschen konnten. Dies ist auch bestmöglich erreicht worden. Es trafen sich Historikerinnen und Naturwissenschaftlerinnen, Medizin- und Naturwissenschaftshistorikerinnen,

1 August Bebel, Die Frau und der Sozialismus, 50. Aufl., in: August Bebel, Ausgewählte Reden und Schriften. Hrsg. vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. Bearb. von Anneliese Beske und Eckhard Müller, 10 Bde. in 14 Teilbdn., München u. a. 1995 ff., Bd. 10, Teilbd. 2, München u. a. 1996, S. 444. Die 1. Auflage erschien 1879, die 50. Auflage 1909; das 14. Kapitel, „Der Kampf der Frau um die Bildung", wurde von Bebel für die Neuauflagen jeweils aktualisiert.

2 A. a. O., S. 454.

Juristinnen und Publizistinnen sowie Frauenbeauftragte an Universitäten und Hochschulen und erfuhren so über ihre institutionellen und die Fachgrenzen hinaus Wissenswertes. Außerdem gestattete es das Tagungsprogramm, die jeweiligen Erkenntnisse aus der eigenen Disziplin mit denen anderer Disziplinen zu vergleichen. Die Möglichkeit des Vergleichs bildete für die Historikerinnen bzw. die Medizin- und Wissenschaftshistorikerinnen das am meisten genannte und hervorgehobene Ergebnis dieser Tagung.

Die Tagung wurde mit zwei Vorträgen der bekannten Frauenforscherinnen der Bundesrepublik Karin HAUSEN (Berlin) und Ilse COSTAS (Göttingen) eröffnet. Karin Hausen ging es in ihrem Eröffnungsbeitrag „Wissenschaft und akademischer Arbeitsmarkt. Zur Geschichte der Frauenkonkurrenz in vehement verteidigten Männerdomänen" darum, zu zeigen, daß die ablehnende Haltung der deutschen Professoren auch immer etwas mit der Furcht vor der weiblichen Konkurrenz zu tun gehabt hat. Und diese Konkurrenzängste wurden in den letzten 100 Jahren nicht geringer, im Gegenteil. Die Frauenforschung konnte nachweisen, daß immer in Krisenzeiten die Frauen die ersten waren, die vom Arbeitsmarkt gedrängt wurden. Ilse Costas gab in ihrem Vortrag einen internationalen Vergleich zu Frauenstudium und akademischen Berufskarrieren und verglich die Entwicklung in Deutschland, d. h. der in Preußen, mit der in Großbritannien, Frankreich, der Schweiz und den USA. Sehr anschaulich kamen die unterschiedlichen Professionalisierungsprozesse zum Ausdruck, und daß Deutschland das Schlußlicht in Europa bildete, gehört zu den Paradoxien einer sonst sehr erfolgreich betriebenen Wissenschaftspolitik im Kaiserreich. Ilse Costas nannte als einen der Gründe für diese Paradoxie das ungeheure Elitebewußtsein der deutschen Professoren, ganz im Unterschied zu den anderen Ländern, das sich durch studierende und womöglich berufstätige Frauen höchst gefährdet sah.

Im einzelnen gab es sieben Schwerpunkte der Tagung, die hier genannt werden sollen, weil sie das Spektrum der Themen verdeutlichen und zeigen, in welchem breiten Umfang die Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland und die Entwicklung der Berufsmöglichkeiten von Wissenschaftlerinnen untersucht und vorgestellt wurden.

„Aus der Wissenschaftsgeschichte der Geschichtswissenschaft" lautete der erste Schwerpunkt. Hier berichtete Eva SCHÖCK-QUINTEROS (Bremen) über die erste habilitierte Historikerin in Deutschland, die Enkelin des Historikers Leopold von Ranke, Ermentrude Bäcker-von Ranke (1892–1931). Elisabeth DIECKMANN (Bremen) stellte neue Erkenntnisse über Leben und Schicksal der Berliner Historikerin Hedwig Hintze-Guggenheimer (1884–1942) vor und betrachtete die erst jetzt erfolgten Forschungen zu Hedwig Hintze im Kontext des Umgangs deutscher Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte mit den aus Deutschland vertriebenen Gelehrten, denen viel zu spät Aufmerksamkeit geschenkt wurde, und auch bis jetzt in noch ungenügendem Umfang. Hedwig Hintze nahm sich vor der drohenden Deportation, die die Ermordung in einem Vernichtungslager bedeutet hätte, in ihrem Exilland, den Niederlanden, im Frühsommer 1942 das Leben.

Hiltrud HAENTZSCHEL (München) berichtete über ihre Forschungen zu den Spuren exilierter Wissenschaftlerinnen unter dem Titel „Die Exilierung der Wissenschaften – weiblich. Zur Dimension der Folgen und zu ihrem Stellenwert in der Emigrationsforschung" und machte dabei auf ein beachtenswertes Problem aufmerksam. Die Frauen, die sich in

die Emigration retten konnten, die aber – meist – keine angemessene wissenschaftliche Stellung erhalten konnten, werden durch die Exilforschung kaum wahrgenommen, weil die Kriterien, z. B. für die Aufnahme in Handbücher oder ähnliches, nach den Karrieremustern der männlichen Exilierten aufgestellt wurden. Werden auf diese Weise vor allem Professoren berücksichtigt, so ist sofort offensichtlich, daß nach diesen Kriterien fast keine Wissenschaftlerinnen aufgenommen werden können, da sie schon in Deutschland in ihrer Karriere benachteiligt waren und erst recht im Exil.

„Sie waren die ersten" lautete der zweite Schwerpunkt, und hier ging es um die Beschreibung der ersten Studentinnengeneration, der „Kämpferinnen", um die Typusbezeichnung von Marianne Weber aus ihrem 1917 verfaßten Aufsatz „Vom Typenwandel der studierenden Frau" zu zitieren. Marita KRAUSS (München) schilderte die „Reformvorschläge der sozialdemokratischen Ärztin und Publizistin Hope Bridges Adams-Lehmann (1855–1916) im Kreuzfeuer kollegialer, politischer und religiöser Interessen", und es war für alle Zuhörer (ja, es gab vereinzelt auch Herren, die die Tagung besuchten) schon atemberaubend, wie aktuell manche der Vorschläge waren, so zur Gesundheitspolitik und zur Erziehung der Kinder geschiedener Eheleute, um nur zwei Beispiele zu erwähnen. – Heike HESSENAUER (Würzburg) schilderte die Ergebnisse ihrer Untersuchung über die Entwicklung des Frauenstudiums an der Universität Würzburg von 1903 bis 1939. – Wiltrud DRECHSEL (Bremen) zitierte aus Briefen dreier Frauen und zeigte damit anschaulich die Gedanken und Gefühle der „Kämpferinnen". In den Briefen wurde der Bildungshunger der Frauen artikuliert, aber auch die Ängste. Die Frauen schilderten alltägliche Erlebnisse ihrer Erfahrungen mit der Ausgrenzung und diskutierten Strategien zu deren Bewältigung. Offensichtlich wurde, daß die Geschichtsschreibung durch die Entdeckung und Publizierung solcher und ähnlicher Zeitzeugnisse nur gewinnen kann.

Der dritte Schwerpunkt galt den – ersten – erfolgreichen Wissenschaftlerinnen: „Sich behaupten in Männerdomänen – Frauen in Naturwissenschaften, Technik und Medizin". Eva BRINKSCHULTE (Berlin) richtete in ihrem Beitrag „Wissenschaftspolitik im Kaiserreich entlang der Trennungslinie Geschlecht" die Aufmerksamkeit besonders auf die Aktivitäten des preußischen Kultusministeriums, 1907/08 – zeitgleich mit der Vorbereitung des Erlasses über die Immatrikulationsmöglichkeit der Frauen an preußischen Universitäten – gezielt einen Erlaß vorzubereiten, mit dessen Hilfe jegliche potentiellen Anträge von Frauen, sich zu habilitieren, zurückgewiesen werden konnten. Im Unterschied zu Kirchhoffs Umfrage 1895/97 war nun zwar die Mehrheit der Professoren für das Studium und damit auch für das Recht der Frauen auf eine eventuelle Habilitation, aber das Kultusministerium setzte sich durch und verabschiedete diesen Erlaß, der in der Folgezeit die Grundlage für die Ablehnung der – sehr vereinzelten – Anträge einiger Frauen auf Habilitation bildete. Erst 1919 fiel diese Hürde.

Anja BURCHARDT (Berlin) untersuchte in ihrem Vortrag „Die Pionierinnen des Frauenstudiums: russische Medizinstudentinnen an der Berliner Universität 1896–1918". Bedenklich war, daß die deutschen Kommilitoninnen ihren russischen Mitstudentinnen nicht etwa dankbar für deren Vorreiterrolle gewesen waren, sondern daß sie sich mit nationalistischen und antisemitischen Argumenten gegen diese wandten.

Renate TOBIES (Kaiserslautern) schilderte in ihrem Vortrag „‚Aller Männerkultur zum Trotz': Frauen erwerben den Doktortitel in Mathematik" einige Ergebnisse ihres For-

schungsprojekts über die Mathematikpromovendinnen an deutschen Universitäten bis 1933 und deren Berufschancen und -möglichkeiten. Für viele Frauenforscherinnen, die sich bisher nur mit der Geschichte der Geisteswissenschaftlerinnen beschäftigten, dürfte es sehr überraschend gewesen sein, zu erfahren, daß – relativ – viele Frauen in dieser frühen Zeit zur Mathematik (auch zur Physik und Chemie) promovierten, einem Gebiet, das bis heute als „Männerdomäne" schlechthin gilt. Renate Tobies zeigte, daß diese Entwicklung unmittelbar mit den Reformen des Mädchenschulwesens und dem dadurch geschaffenen Bedarf an ausgebildeten Mathematik- bzw. Naturwissenschaftslehrerinnen zusammenhing.

Annette VOGT (Berlin) berichtete in ihrem Vortrag „Die ersten Karriereschritte – Physikerinnen als Promovendinnen an der Berliner Universität und als Mitarbeiterinnen in Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft" über einige Ergebnisse ihres Forschungsprojekts über die Entwicklung der Berufschancen von Naturwissenschaftlerinnen in Deutschland bzw. Berlin zwischen 1900 und 1945. Sie zeigte, daß auch relativ viele Frauen in der Physik promovierten und überdies zwischen 1910 und 1933 sowohl in Forschungslaboratorien der Industrie in Berlin als auch in den ab 1912 neu gegründeten Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eine vergleichsweise gute Karrierechance erhalten hatten.

Tekla REIMERS (Köln) sprach als Naturwissenschaftlerin (Biologin) „zum Problem wissenschaftlicher Objektivität: Geschlechtsunterschiede aus männlicher und weiblicher Sicht". Sie berichtete über aktuelle Diskurse in den Biowissenschaften am Beispiel von „sex" und „gender" und schilderte jeweils Beispiele des Herangehens aus männlicher und aus weiblicher Sicht.

Der vierte Schwerpunkt war dem Thema „Arbeitswelten – biographische Zugänge" gewidmet. Kristin HOESCH (Berlin) betrachtete „Zwischen sozialem Engagement und Professionalisierung – die Kliniken weiblicher Ärzte in Berlin", die ab 1877 eröffnet wurden und die ersten Arbeitsplätze der noch in der Schweiz ausgebildeten Ärztinnen bildeten. – Sabine SCHLEIERMACHER (Berlin) untersuchte ein neues Tätigkeitsfeld für Ärztinnen: „Ärztliche Schulaufsicht: ein neues Berufsfeld für Ärztinnen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik". – Mirjam WIEMELER (Hamburg) behandelte in ihrem Vortrag ein ebenfalls neues Tätigkeitsfeld für Chemikerinnen: „Literatur, Labor, Lebensläufe – Industriechemikerinnen während des Ersten Weltkrieges und in der Weimarer Republik". Sie berichtete über Ergebnisse ihrer Untersuchung am Beispiel der Industriechemikerinnen, die in der BASF arbeiteten.

Susanne FLECKEN (Bonn) schilderte exemplarisch für die erste Generation der Wissenschaftlerinnen „Maria Gräfin von Linden (1869–1936) – Wissenschaftlerin an der Universität Bonn von 1899 bis 1933". Maria Gräfin von Linden hatte als erste Frau schon 1906 einen Antrag auf Habilitation gestellt, der auch von der Universität unterstützt worden war, den aber das preußische Kultusministerium ablehnte und der auch der unmittelbare Anlaß für den Erlaß gegen die Habilitation von Frauen gewesen war. Sie erhielt aber als erste Frau in Preußen den Professoren*titel* verliehen, aber damit waren keine Rechte an der Universität verbunden.

Elvira SCHEICH (Berlin) behandelte am Beispiel des Briefwechsels zwischen den Freundinnen Lise Meitner (1878–1968), Physikerin, und Elisabeth Schiemann (1881–1972),

Genetikerin, Fragen von „Wissenschaft, Moral und Politik". Die Freundschaft der beiden Frauen erfuhr durch die – erzwungene – Emigration Lise Meitners und das dadurch bedingte unterschiedliche Erleben der NS-Diktatur eine auch nach 1945 nicht wieder zu behebende Beeinträchtigung. Zwischen dauernden Mißverständnissen und dem Wunsch nach Wahrung der Freundschaft schwankte die Beziehung beider Frauen nach dem ersten Wiedersehen in London 1947.

Der fünfte Schwerpunkt behandelte „Kultur und Bildung – zugestandene Räume". Sigrid SCHADE-THOLEN (Bremen) stellte ihre Überlegungen „Von den ‚Kulturaufgaben der Frau' zur feministischen Kulturwissenschaft" vor. Heike BRANDSTÄTTER (Hamburg) widmete sich der – wiederzuentdeckenden – Kulturwissenschaftlerin Margarete Susmann (1872–1966), die vor allem als Literaturwissenschaftlerin in der Weimarer Republik und im Züricher Exil publiziert hatte. – Christa KERSTING (Berlin) berichtete erste Ergebnisse ihrer Untersuchung über die „Lage der Akademikerinnen in der Erziehungswissenschaft nach 1945".

Der sechste Schwerpunkt „Ebenso neu wie kühn" behandelte an ausgewählten Beispielen das methodisch und konzeptionell andere Herangehen an Forschungsfragen von Sozialwissenschaftlerinnen der ersten Generation. Barbara DUDEN (Hannover) schilderte den anderen Denkstil einer Wissenschaftlerin am Beispiel der Nationalökonomin Maria Bildling-Meyer, die 1915 mit einer Arbeit über das Leben der Bäuerinnen in zwei Gemeinden Württembergs an der Universität Tübingen promovierte. Bemerkenswert dürfte sein, daß das Vorgehen von Maria Bildling-Meyer methodisch teilweise die Sicht der sozialen Anthropologie vorwegnahm und sie mit ihrer Frage nach den sozialen Folgen der Modernisierung, hier am Beispiel der Bauernhöfe, ein bis heute aktuelles Thema aufgriff. – Theresa WOBBE (Berlin) berichtete über die Ergebnisse ihrer Untersuchung „‚Streitbare Jungfräulichkeit': die Generation der ersten professionellen Sozialwissenschaftlerinnen in Deutschland". Sie schilderte die Entwicklungen am Beispiel von Mathilde Vaerting, die 1919 erfolglos in Berlin versuchte zu habilitieren, die aber danach an der Universität Jena eine Professur (außerordentlich, aber ohne Habilitation) erhielt. Tanja KRUMPETER (Berlin) berichtete dann über die Lage der Wissenschaftlerinnen an außeruniversitären Einrichtungen in der Gegenwart. In dem Projekt, an dem sie beteiligt ist, werden die Karrierebedingungen in der Gegenwart erforscht. Grundlage ist die Befragung von 51 Wissenschaftlerinnen aus neun Instituten. Am Beispiel einer alltäglichen Situation im Wissenschaftsbetrieb – der Einladung zu einem Vortrag in einem Institut – schilderte sie sehr anschaulich, welche Rituale in welcher Weise stattfinden und wie diese eine indirekte, aber deutliche Diskriminierung der Frauen bewirken können. So war es nicht verwunderlich, daß spontan aus dem Publikum der Wunsch nach „Trainingsstunden" entstand, um in diesen Ritualveranstaltungen nicht von vornherein und aus Unkenntnis der „versteckten Symbole" unterlegen zu sein.

Der siebente Schwerpunkt schließlich war der Verknüpfung zweier Jubiläen gewidmet, die nur scheinbar und auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun haben: „100 Jahre Bürgerliches Gesetzbuch, 100 Jahre Frauenstudium". Beide Vorträge zeigten sehr anschaulich die beachtliche Verbundenheit beider Ereignisse. Beatrix GEISEL (Mannheim) schilderte in ihrem Vortrag „Garantinnen gegen ‚Männerjustiz'? Die ersten deutschen Juristinnen im Zwiespalt zwischen frauenfeindlichen Rechtsnormen und Frauenbewegung"

ein Problem, das auch bei der Geschichte des Frauenstudiums in anderen Disziplinen auffiel. Es war eben nicht so, daß die wenigen Frauen, die in ihrer beruflichen Umgebung Außenseiterinnen waren, nun miteinander Bündnisse geknüpft hätten, eher im Gegenteil. Auch die ersten Juristinnen standen nur bedingt und partiell an der Seite der Frauenbewegung, deren Kampf sie aber die Berufsmöglichkeit erst verdankten.

Konstanze PLETT und Sabine BERGHAHN (beide Bremen) schilderten in ihrem zweigeteilten Beitrag „100 Jahre BGB: die jüngste Geschichte des Patriarchats in Deutschland" Vergangenheit und Gegenwart der Rechtsnormen, die für das Berufsleben der Frauen immanent wichtig waren und sind. Das vor einhundert Jahren im BGB festgelegte Familien- und Erbrecht bildete gleichsam eine „un-heimliche Verfassung des Patriarchats". Wenigen ist vermutlich bekannt, daß noch bis 1957 der Ehemann das Recht besaß, das Arbeitsverhältnis, das seine Frau eingegangen war, ohne ihr Wissen und ihre Zustimmung zu kündigen. Wenn Wissenschaftlerinnen darüber nachdenken, warum die „Pionierinnen" so selten verheiratet gewesen waren – die Frage spielte in den Diskussionen mehrfach eine Rolle –, dann könnte einer der Gründe in ebendiesen Rechtsbestimmungen gelegen haben, die es angeraten sein ließen, sich auf die gewählte Wissenschaft zu verlassen und nicht auf einen Mann.

Nach diesem anregenden, aber auch anstrengenden Tagungsprogramm fand die Abschlußdebatte statt, in der Elisabeth Dieckmann, Eva Schöck-Quinteros, Eva Brinkschulte und Annette Vogt versuchten, ein kurzes Resümee und einen Ausblick zu geben. Für die weiteren Forschungen könnten drei Fragestellungen interessante und neue Einsichten versprechen:

- Da wäre das Problem „Biographie versus Strukturgeschichte", das sowohl die biographische Erforschung als auch die Erforschung der Geschichte des disziplinären Ein- oder Ausschlusses von Frauen beinhaltet.
- Da ist das Problem „Wissenschaftliche Leistung(en) versus privates Leben" neu zu durchdenken. Welchen Anteil hatten private Lebensentwürfe, Lebensvorstellungen für die Wissenschaftlerinnen der ersten, aber auch der nachfolgenden Generationen? Wie groß darf der „Blick in private Sphären" von Wissenschaftlern bzw. Wissenschaftlerinnen sein? Welche Grenzen sollten für die Schilderung privater Sphären gelten, und wer setzt diese und wann?
- Und schließlich bleibt die Frage nach den Ausnahmen, den Außenseiterinnen, den Grenzgängerinnen im Vergleich zu vorhandenen oder fehlenden Netzwerken unter den Frauen. „Women support women" – diese Forderung amerikanischer Frauen muß in Deutschland erst noch aufgegriffen werden. Vielleicht kann man Vorläufer auch in der deutschen Wissenschaftsgeschichte finden.

Die Tagung, die von allen Beteiligten als sehr erfolgreich eingeschätzt wurde, zeugte davon, wie effektiv ein interdisziplinäres Herangehen sein kann. Zwei Vorschläge wurden abschließend noch gemacht. Zum einen sollte überall, wo die Geschichte des Frauenstudiums betrieben wurde bzw. wird, daran gedacht werden, eine Datenbank einzurichten, so daß vielleicht in absehbarer Zukunft die Arbeit von Elisabeth Boedeker über die Promotionen von Frauen in Deutschland korrigiert und ergänzt sowie für den Zeitraum nach 1933 fortgeschrieben werden kann. Zweitens wurde gewünscht, sich im Jahr 2003 in München zu treffen, um 100 Jahre Universitätsstudium von Frauen in Bayern zu feiern

und um mehr vergleichende Studien über die Geschichte des Frauenstudiums und der Berufstätigkeit von Frauen zu hören, weil bisher noch zu oft nur die „preußische Sicht" vorkommt, obwohl Preußen das vorletzte deutsche Land war, das seine Universitäten den Frauen öffnete.

Franz Riegel, ein Mediziner aus Gießen, hatte 1895 geäußert: „Der Frauen höchstes Ziel muß der häusliche Herd, das Familienleben bleiben, soll anders die Weltordnung nicht verschoben werden." Einhundert Jahre haben gezeigt, daß die Weltordnung durch die „Weiber in den Wissenschaften" nicht in Gefahr gerät, daß aber der Wissenschaftsbetrieb – hoffentlich – interessanter, aber auch charmanter und freundlicher geworden ist.

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (108)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern die Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter und Bearbeiterinnen einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter – unter Angabe von deren Anschrift – ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur mit schriftlichem Einverständnis der BearbeiterInnen erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationalen und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter oder der Bearbeiterin zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jährlich vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns von den jeweiligen BearbeiterInnen übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Informationen, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 **Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)**
1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
2 Bearbeiter/in, Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel. *(Leiter/in kursiv)*
3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des/der Betreuer(s)/in
4 Stand der Forschungsarbeit
5 Laufzeit des Projekts
6 Art der Arbeit
7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
8 Kostenträger
9 **(Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)**
10 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
11 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
12 Inhaltliche Ziele der Arbeit
13 **(Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung**
14 **Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.**

15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
17 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leserinnen und Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem „Projektfriedhof" ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 14. 5. 1997

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. Geschichtswissenschaft, Hilfsmittel

—

B. Quellenveröffentlichungen, Neudrucke, Übersetzungen

—

C. Sozialistische Theoretiker, Beiträge zur Ideengeschichte

0 96-061
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, D-44780 Bochum
2 *GREBING, Helga, Prof. Dr.;* BRAKELMANN, Günter, Prof. Dr.; STEGMANN, Franz Josef, Prof. Dr.; LANGHORST, Peter, Dr.
4 Laufend
5 Abschluß: 6/99
6 Eigenprojekt des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung der Ruhr-Universität Bochum; Eigenprojekt der Bearb.
8 Univ. Bochum; Bearb.
9 Geschichte der sozialen Ideen in Deutschland
10 Frühes 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart
11 Deutschland
12 Handbuchartige Darstellung der Hauptrichtungen von Sozialismus, katholischer Soziallehre, evangelischer Sozialethik seit den Anfängen im frühen 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart
15 Hermeneutisches Verfahren der Erschließung der Zusammenhänge von sozialer Bewegung und ideengeschichtlicher Entwicklung unter dem Kriterium der Praxisrelevanz
16 Theorieorientierte und Programmtexte; Archivalien über Entstehungszusammenhänge und Rezeptionswege

0 96-062
1 Univ. Dortmund, FB 14: Politikwissenschaft
2 HILMER, Johannes; Kantstr. 21, D-44867 Bochum
3 Prof. Dr. Lutz Roemheld
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 8/91, Abschluß: 9/96
6 Diss.
9 „Philosophie de la Misère" oder „Misère de la Philosophie"? Die Marxsche Polemik im Kampf um die Führung der internationalen Arbeiterbewegung als Beginn der weltpolitischen Durchsetzung des etatistischen Sozialismus
10 19. Jahrhundert
11 International
12 Wie setzt sich Marx in seinem Text „Misère de la Philosophie" mit Proudhons Text „Système des contradictions économiques ou Philosophie de la Misère" auseinander? Warum geht Marx so gut wie *gar nicht* auf die Arbeit Proudhons ein, sondern polemisiert, verdreht und fälscht Zitate des Franzosen und macht sich über Proudhon lustig? Will Marx mit allen Mitteln an die Spitze der internationalen Arbeiterbewegung und deshalb einen Hauptkontrahenten, Proudhon, ausschalten?
13 Veröffentlichung geplant
15 Systematischer Textvergleich von Marx' „Misère de la Philosophie" mit Proudhons „Système des contradictions économiques ou Philosophie de la Misère"

D. Biographische Beiträge

0 **96-063**
1 Univ. Bremen, FB 8, Hedwig-Hintze-Institut Bremen, Postfach 330440, D-28334 Bremen; Tel. 0421/218-2062, Fax: 0421/218-4019
2 DICKMANN, Elisabeth, Dr.; Eislebener Str. 63, D-28329 Bremen
4 Laufend
5 Beginn: 11/96, Abschluß: 12/97
6 Eigenprojekt der Bearb.; Monographie
8 Hedwig-Hintze-Institut Bremen; evtl. Univ. Bremen
9 **Biographie Hedwig Hintze**
10 1884–1942
11 Deutschland, Frankreich
12 Über bisherige Forschungsergebnisse hinaus soll dem Lebensweg Hedwig Hintzes im Exil, aber auch ihren wissenschaftlichen „Netzwerken" und politischen Beziehungen in Deutschland und Frankreich nachgegangen werden
13 **Hedwig Hintze, Bibliographie.** Hrsg. von Elisabeth Dickmann und Barbara Deppe. Bremen: Hedwig-Hintze-Institut 1997
14 Mss.
15 Schriftenanalyse; Aktenstudium (Nachlässe)
16 Archivalien; Zeitungen; Sekundärliteratur

0 **96-064**
2 *JAHNKE, Karl Heinz, Prof. Dr.,* Burgwall 5, D-18055 Rostock, Tel. 0381/26110; ROSSAINT, Alexander, Dr., Von-Coels-Str. 230, D-52080 Aachen, Tel. 0241/550053
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 95, Abschluß: 1/97
6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition
8 Bearb.
9 **Dr. Joseph Cornelius Rossaint (1902–1991). Aus seinem Leben und Werk**
10 1902–1991
11 Deutschland
12 Im ersten Teil des Buches skizziert Karl Heinz Jahnke das Leben von Dr. J. C. Rossaint; der zweite Teil enthält 29 Texte Rossaints, die zwischen 1930 und 1990 entstanden sind; Hauptthemen sind: die katholische Jugendarbeit, die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, der antifaschistische Widerstand, die Teilnahme am demokratischen Neubeginn u. a. im Bund Christlicher Sozialisten, die Tätigkeit und Geschichte der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschisten sowie die Rolle Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert
13 **Jahnke, Karl Heinz, und Alexander Rossaint: Dr. Joseph Cornelius Rossaint (1902–1991). Aus seinem Leben und Werk.** Frankfurt a. M.: Verlag für Akademische Schriften (VAS) 1997

E. Darstellungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

0 **96-065**
1 Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen, Straße der Nationen 22, D-16515 Oranienburg; Tel. 03301/803715, Fax: 03301/800009
2 WICKERT, Christl, Dr.; Kameruner Str. 2, D-13351 Berlin; Tel. 030/45122220, Fax: 030/54120 80
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/97, Abschluß: 5/97
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt der Gedenkstätte und des Museums Sachsenhausen; Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz
8 Stiftung Preußische Seehandlung, Berlin
9 **Die SS-Lagerleitung Sachsenhausen 1942–1945**
10 1890 bis nach dem Zweiten Weltkrieg
11 Deutschland
12 Gliederung und Aufgaben der Abteilungen in der Lagerkommandantur; Herkunft und Lebensverhältnisse des Kommandanten und der Abteilungsleiter; Ausblick auf die juristische Verfolgung der Verbrechen in der BRD und der DDR
13 Veröffentlichung geplant. – **Wickert, Christl: Die Aufdeckung der Verbrechen durch die sowjetische Regierungskommission im Sommer 1945 und ihre Folgen,** in: Befreiung Sachsenhausen 1945. Hrsg. von Günter Morsch und Alfred Reckendrees. Berlin: Edition Hentrich 1996
14 **Wickert, Christl: Das SS-Führungspersonal im KZ Sachsenhausen 1936–1945.** Arbeitspapiere, Berlin 1997
15 Biographische Methode; Auswertung von Personalunterlagen (u. a. SS-Offiziersakten, NSDAP-Akten) und Gerichtsakten
16 SS-Offiziersakten; NSDAP-Kartei; verstreute Akten der Lagerkommandantur; Gerichtsakten

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

—

e) 1933–1945

—

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

g) Westzonen/BRD

—

h) SBZ/DDR

—

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

—

b) Lokal

0 96-066
1 Gewerkschaft ÖTV, Kreisverwaltung Duisburg, Stapeltor 17–19, D-47051 Duisburg
2 HÜSKES, Harald, Dipl.-Sowi., Postfach 101611, D-47406 Moers, Tel. 0177/203-3748; KÖNIG, Gabriele; WEINKAUF, Karl-Heinz; LEMM, André
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt der Gewerkschaft ÖTV, Kreisverwaltung Duisburg; Dokumentation
8 Gewerkschaft ÖTV, Kreisverwaltung Duisburg
9 100 Jahre ÖTV Duisburg
10 1896–1996
11 Duisburg
13 Zur Geschichte der ÖTV-Kreisverwaltung Duisburg, 1896–1996. Hrsg. von der Gewerkschaft ÖTV, Kreisverwaltung Duisburg. Zusammenstellung und Dokumentation: Gabriele König, Karl-Heinz Weinkauf, Harald Hüskes und André Lemm. Düsseldorf: TIAMAdruck 1996. 44 S.

0 96-067
1 Univ. Göttingen, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, D-37073 Göttingen
2 TAMMENA, Heiko; Annastr. 5, App. 27, D-37075 Göttingen; Tel. 0551/3898327
3 Prof. Dr. Peter Lösche, PD Dr. Franz Walter
4 Laufend
5 Beginn: 1/97, Abschluß: 12/98
6 Diss.
8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Wandel und Stabilität sozialmoralischer Milieus: Die sozialistische Arbeiterbewegung in Luckenwalde
10 1868–1997
11 Luckenwalde (Brandenburg)
12 Mehrfacher Vergleich: Stabilität und Auflösung der Milieuzusammenhänge während des Nationalsozialismus und der SED-Diktatur, Traditionslinien aus KPD und SPD nach 1945, Unterschiede der Hochburg Luckenwalde in Brandenburg zu früheren Hochburgen in Sachsen, Versuch der Typisierung
14 Tammena, Heiko: Stabilität und Wandel der sozialistischen Arbeiterbewegung in Luckenwalde. Arbeitspapier, Göttingen 1997
15 Politikwissenschaftliche und sozialgeschichtliche Untersuchung; ergänzende Interviews
16 Archivalien; Lokalzeitungen; Heimatmuseum

0 96-068
1 Stadtarchiv Velbert
2 PREHN, Friedrich, Baumeister, Poststr. 95, D-42549 Velbert, Tel. 02051/53855; SCHOTEN, [N.], Stadtarchivar; u. a.
4 Abgeschlossen
6 Katalog
7 Stadtarchiv Velbert
8 Bearb.; Stadt Velbert (Druckkosten)
9 150 Jahre Eisenbahngeschichte in Velbert
10 1847 (z. T. 1829) bis 1997
11 Velbert, Nordrhein-Westfalen
12 Technische Heimatgeschichte
13 Veröffentlichung geplant im Juni 1997

F. Darstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung anderer Gebiete

—

G. Darstellungen zur Geschichte der Internationalen und zur Geschichte der Arbeiterbewegung mehrerer Länder

0 96-069
1 Univ. Trier, FB III, Graduiertenkolleg „Westeuropa in vergleichender historischer Perspektive"
2 ALTHAMMER, Beate, lic. phil. I; Paulinstr. 122, D-54292 Trier; Tel. 0651/26245
3 Prof. Dr. Wolfram Siemann
4 Laufend

5 Beginn: 1/95, Abschluß: 12/97
6 Geförderte Forschung; Diss.
8 DFG; Stipendium
9 Konflikt in der frühindustrialisierten Stadt
10 1830–1875
11 Aachen/Rheinprovinz und Barcelona/Katalonien
12 Frage nach den Ursachen für unterschiedliche Intensität und Form von sozialen Konflikten in zwei textilindustriell geprägten Städten; Zusammenhang mit betrieblicher Struktur, (städtischer) Politik und kulturellen Prägungen
15 Vergleichender Ansatz
16 Primär städtische und regionale Ae

0 96-070
1 Univ. Hannover, Historisches Seminar, Im Moore 21, D-30167 Hannover; Tel. 0511/762-0
2 HOLZAPFEL, Jens, M. A.; Darwinstr. 6, D-30165 Hannover; Tel. 0511/3523063
3 Prof. Dr. Herbert Obenaus
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 2/96, Abschluß: 8/96
6 M. A.; Aufsatz
8 Bearb.
9 Der Widerstandskampf deutscher Kommunisten in Dänemark 1933 bis 1941
10 1933–1941
11 Dänemark, Norddeutschland
12 Erfolge und Rückschläge des kommunistischen Widerstands; Darstellung der personellen und strukturellen Organisation der Leitungen der KPD in Dänemark; Darstellung der Anleitung des Widerstands gegen das NS-Regime; Einheitsfrontbestrebungen der KPD; Analyse der Gestapoaktivitäten in Dänemark
13 Holzapfel, Jens: Der Widerstandskampf deutscher Kommunisten in Dänemark 1933 bis 1941 (= Edition Wissenschaft; Reihe Geschichte, Bd. 23). Marburg: Tectum Verlag 1997
15 Monographie auf der Quellenbasis des ehemaligen ZPA der SED sowie Sekundärliteratur
16 Ae: SAPMO, BA, Abt. Potsdam, ZwischenA Dahlwitz-Hoppegarten

II. NACHTRÄGE

0 85-101
1 TH Darmstadt, FB 2: Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften, Institut für Politikwissenschaft, Residenzschloß, D-64283 Darmstadt
2 BLACHETTA-MADAJCYK, Petra, Dr.; Löffelstr. 23, D-64289 Darmstadt
3 Prof. Dr. Georg W. Strobel
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/85, Abschluß: 3/97
6 Diss.
8 Bearb.; Historisch-Landeskundliche Kommission für Posen und das Deutschtum in Polen, Gisonenweg 7, D-35037 Marburg/L.
9 Deutsche Sozialdemokratie in Polen. Die DSAP
10 1918–1939
11 Polen, insbesondere Oberschlesien und Lodz-Gebiet
12 Geschichte der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Polen und ihre Beziehungen zum polnischen Staat und seinem Parteiensystem sowie zu den politischen und sozialen Organisationen der deutschen Minderheit in Polen
13 Blachetta-Madajcyk, Petra: Klassenkampf oder Nation? Deutsche Sozialdemokratie in Polen 1918–1939 (= Schriften des Bundesarchivs, Bd. 49). Düsseldorf: Droste Verlag 1997. 288 S.
14 Diss., TH Darmstadt [o. J.]
15 Interviews mit Zeitzeugen; statistische Evaluierung; Befragungen nach Fragebogen
16 Archivalien; Zeitungen (4/96)

0 85-139
1 Univ. Hamburg, FB 5: Philosophie und Sozialwissenschaften, Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Von-Melle-Park 15, D-20146 Hamburg
2 KAIENBURG, Hermann, Dr.; Heilwigstr. 123, D-20249 Hamburg
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 93, Abschluß: 96
9 Zur Geschichte des KZ Neuengamme 1938–1945
10 1938–1945
11 Hamburg-Neuengamme, Norddeutschland
12 Überblicksartig abgefaßte Gesamtdarstellung zur Geschichte des KZ Neuengamme, die auch die Außenlager und die Ereignisse im Zusammenhang mit der Lagerräumung bei Kriegsende mit einbezieht
13 Kaienburg, Hermann: Das Konzentrationslager Neuengamme 1938–1945. Hrsg von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme (= Dietz-Taschenbuch, Bd. 76). Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1997. 368 S. – [S. a. Proj.-Nr. 85-139 [1/91]] (4/96)

0 95-048
2 HERRMANN, Ursula, Prof. Dr.; Harnackstr. 20, D-10365 Berlin; Tel. 030/5598343
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz; Edition
9 Julie Bebels Familie in Leipzig
10 1872–1906
12 Beitrag zur Familienforschung
13 August und Julie Bebel. Briefe einer Ehe. Hrsg. von Ursula Herrmann. Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1997. 659 S.
15 Untersuchung einer konkreten Familie (4/96)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, IM INLAND UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

—

Neue Literatur

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Begonnen von Walter Momper. Hrsg. im Auftrag der Historischen Kommission zu Berlin von Heinz Boberach. Reihe B: Überlieferung der Flächenstaaten. Bd. 1: **Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden.** Bearb. von Volker Eichler. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur 1996. XXXI, 444 S.

Fast dreißig Jahre sind vergangen, seit zum erstenmal in dieser Zeitschrift über die Quellenlage zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung im Hauptstaatsarchiv Wiesbaden informiert wurde.[1] Der Kreis der damals erfaßten Bestände mußte schon, der konzentrierten Darstellung in der Zeitschrift geschuldet, vom Umfang her klein bleiben. Im Verlaufe der Jahre sind sicher viele Bestände neu hinzugekommen und erschlossen worden, so daß jetzt ein sehr umfangreiches Kompendium vorliegt.

Der Band des Wiesbadener Archivs ist der erste in der Reihe B der Inventarreihe zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, in der die Inventare sowohl der alten als auch der neuen Bundesländer erscheinen sollen.[2] In ihm wurden alle zur Thematik relevanten Quellen aus den unterschiedlichen staatlichen und nichtstaatlichen Beständen erfaßt. Das ergab ein sehr farbiges Bild der verschiedenen Seiten der Geschichte der Arbeiterbewegung von sozialen über politische bis zu den kulturellen Aspekten ihrer Entwicklung.

Als Arbeiterbewegung verstanden die Herausgeber die in Parteien, Gewerkschaften und Genossenschaften organisierten Sozialdemokraten, Kommunisten, Anarchisten, Syndikalisten, Christen, Liberalen, die Mitglieder der nationalen und der gelben Gewerkschaften bis zu den Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisationen und der Deutschen Arbeitsfront.

Quellen zu politischen Ereignissen, beginnend mit dem Vormärz bis zu Widerstand und Emigration, wurden aufgenommen, wenn eindeutig Aktivitäten von Arbeitern, Arbeiterorganisationen oder deren Organen erkennbar waren (S. XXV–XXVI). Hinsichtlich des Erfassung des Inhalts der Bestände konzentrierten sich die Bearbeiter auf die politische Seite der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, während zur Wirtschafts-, Sozial- und Alltagsgeschichte der Arbeiterklasse nur Handreichungen gegeben werden sollten und der Forscher sich selbst in einer weiteren Arbeitsstufe im Archiv anhand der Findhilfsmittel die Quellen ermitteln soll. Erleichtert wird dieser Arbeitsgang sicher durch die inzwischen recht weitgehend vorgenommene Erfassung der Archivalien in einem maschinenlesbaren Archivdokumentations- und -informationssystem.

Sehr vielgestaltig erweist sich die Quellenlage auch auf Grund der Spezifik des hessischen Territoriums, das sowohl Gebiete umfaßt, in denen sich eine gut organisierte Arbeiterbewegung konzentriert wie um Frankfurt am Main und im Lahn-Dill-Gebiet, als auch Gebiete mit ausgesprochen ländlichen Strukturen.

Schwerpunkte der Quellenüberlieferung zur Arbeiterbewegung bilden sicher die Bestände der Justiz, der Polizei, der Gestapo und der NSDAP, die eine Vielzahl von Originalquellen enthalten, die bei den Arbeiterorganisationen selbst verlorengegangen sind. So werden Quellen in diesen, aber auch in anderen Beständen sichtbar gemacht, die einen über dieses Archiv hinausgehenden Bezug haben.

Die Anlage des Bandes folgt im wesentlichen den Richtlinien für die inhaltliche und formale Gestaltung der ganzen Inventarreihe, wobei sich die Herausgeber dem Erschließungszustand der Bestände des Archivs entsprechende eigene Arbeitsschritte vorbehielten. So wird sicher das detaillierte Erfassen des Akteninhalts durch den Benutzer dadurch erleichtert, daß die Bearbeiter nicht bei der Übernahme der Verzeichnungsangaben aus den Findhilfsmitteln stehenblieben, sondern alle irgendwie relevant erscheinenden Archivalien neu und besonders eingehend bis hin zur Neuformulierung von Aktentiteln verzeichneten und die Angaben zu den Beständen inhaltlich und chronologisch im Inventar neu gliederten.

Erfaßt wurden, trotz größerer, im Zweiten Weltkrieg eingetretener Aktenverluste, rund 4500 Akteneinheiten aus 118 Beständen, die bis in die Zeit vor 1866 zurückreichen.

Sehr hilfreich für den Forscher sind sicher die Orts-, Personen- und Institutionenregister zum Band, die wünschenswerterweise zukünftig jedem der erscheinenden Bände beizufügen wären.

Wenn eingangs die Historische Kommission zu Berlin als Auftraggeber der Reihe der Inventare zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung genannt wurde, empfindet man großes Bedauern

darüber, daß dieser Einrichtung mit international anerkannten Leistungen auf den Gebieten der Geschichte Osteuropas, Preußens und nicht zuletzt der Arbeiterbewegung zum 1. Juli 1996 das Lebenslicht als wissenschaftlichem Forschungszentrum ausgeblasen wurde. Zu hoffen bleibt, daß sich auch weiterhin interessierte Einrichtungen wie die Volkswagenstiftung finden, die den Druck und die Verbreitung der weiteren, schon im Manuskript vorliegenden Teile des Inventars ermöglichen.

1 *Wolf-Arno Kropat, Quellen zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, in: IWK, H. 8 (Juni 1969), S. 1–10.*

2 *Zur Reihe der Inventare insgesamt siehe auch die Rezension von Jacob Toury, in: IWK, Jg. 29 (1993), H. 1, S. 74. Eine Veränderung ergab sich in der Zwischenzeit hinsichtlich der Gliederung der Inventarreihe insgesamt und zwar in die Reihe A: Zentrale Reichsarchive, B: Flächenstaaten einschließlich der neuen Bundesländer und C: Stadtstaaten.*

Gerlinde Grahn

Lexikon der Anarchie / Encyclopaedia of Anarchy / Lexique de l'anarchie. Hrsg. von Hans Jürgen DEGEN. – Bösdorf: Verlag Schwarzer Nachtschatten; Grundwerk: 1993. Loseblattausg.; 3. Ergänzungslieferung [1996]. 108 S.

Das Lexikon der Anarchie kommt voran, soeben ist die 3. Ergänzungslieferung mit 108 Seiten erschienen. Für die 4. Ergänzungslieferung ist angekündigt, daß ein weiterer Ringbuchordner mitgeliefert wird, denn die Aufnahmekapazität des bisherigen Ordners ist erschöpft.

Die 3. Ergänzungslieferung enthält zehn neue Beiträge, sie reichen von „Anarchie, Anarchist und Anarchismus" bis zu Simone Weil, einer unabhängigen und vielschichtigen französischen Denkerin, die sowohl mit katholisch-religiöser Mystik wie mit libertär-sozialistischer Politik sowie Syndikalismus in Verbindung gebracht wird. Beispielhaft wird im folgenden auf einige Artikel der Ergänzungslieferung eingegangen.

Der Beitrag über „Anarchie, Anarchist und Anarchismus" folgt zunächst einer semantisch-philologischen Herleitung des Begriffes, der häufig eine politische und philosophische Dimension umfaßte, so im alten Griechenland. Aristoteles, Platon, Machiavelli und Erasmus von Rotterdam sahen in der Anarchie eine Entartungserscheinung der Demokratie. Im 18. und 19. Jahrhundert unterlag die Kategorie „Anarchismus" dann einem kontinuierlichen Inhaltswandel, wie am Beispiel von Denis Diderot, Friedrich von Schlegel, Goethe, Heinrich Heine, Ludwig Börne, Marx und Proudhon entwickelt wird. Seit der Französischen Revolution wurde „Anarchismus" auch als diffamierendes Schlagwort benutzt, um den politischen Gegner zu diskreditieren. Spätestens unter dem Eindruck einiger von Anarchisten im ausgehenden 19. Jahrhundert verübter Attentate wurde der Begriff „Anarchismus" mit Terror, Angst und Schrecken assoziiert – eine historische Vorbelastung, mit der die im allgemeinen äußerst friedfertigen Anarchisten sich bis heute auseinanderzusetzen haben. Aus diesem Grund erfolgten auch immer wieder Bemühungen, Begriffe wie „freiheitlichen" oder „libertären Sozialismus" anstelle der ambivalenten Kategorie „Anarchismus" einzuführen. So interessant und informativ dieser Artikel auch ist, so sind zwei Mängel unverkennbar: 1. Er reicht – abgesehen von einem kurzen Hinweis – nicht bis in das 20. Jahrhundert. 2. Anarchismus wird zu stark philologisch, aber nur unzureichend in einem angemessenen historisch-sozialwissenschaftlichen Kontext analysiert. Warum der Begriff „Anarchismus" wann welche inhaltliche Bedeutung angenommen hat, warum wann welche Autoren was unter „Anarchismus" verstanden haben, warum, wann und wie „Anarchismus" zum Schlagetot für politische Gegner, ja zum Gerücht über Anarchismus, zum Vorurteil „Anarchismus" geronnen ist, wird nicht untersucht.

Sehr differenziert ist der Artikel über „freie Liebe" abgefaßt, der gleichsam eines der spießbürgerlichen Vorurteile über Anarchismus zum Gegenstand der Darstellung macht. Der Autor, Hubert van den Berg, weist völlig zu Recht darauf hin, daß freie Liebe nie zu den Hauptthemen des historischen Anarchismus zählte, deren Bedeutung außerhalb des anarchistischen Spektrums, nämlich die Vermutung von Zügellosigkeit und Promiskuität, von sexueller Anarchie und Frauenkollektivierung aber zu entsprechenden Projektionen führte. In Wirklichkeit soll anarchistische freie Liebe sich frei von Einschränkungen einer als autoritär kritisierten, weil von Staat und Kirche regulierten Sexual- und Ehemoral gestalten. Anarchistische freie Liebe ist gerade von rigiden moralischen Ansprüchen und Erwartungen gekennzeichnet gewesen.

Hervorragend gelungen ist Ulrich Klemms Analyse des anarchistischen Begriffs von „Freiheit", also jener Kategorie, die politisch und philosophisch

zur eigentlichen Leitidee des Anarchismus geworden ist. Geistesgeschichtlich gesättigt, arbeitet der Verfasser allgemeine Merkmale des anarchistischen Freiheitsbegriffs heraus und kommt dann zu folgendem Ergebnis: „Freiheit bedeutet im Anarchismus die *Befreiung* aus empirisch vorhandener sowie politisch und gesellschaftlich bedingter Herrschaft und Machtausübung von Menschen und Strukturen über Menschen. Freiheit ist also realisierbar bzw. das Ziel von Politik. Freiheit ist für den Anarchismus ein politisches Problem und kein philosophisches."

Problematisch erscheint mir die Interpretation von Hans Jürgen Degen in seinem Beitrag über den deutsch-italienischen Historiker und Sozialwissenschaftler Robert Michels, warum dieser vom Syndikalisten bzw. sozialistischen Antirevisionisten zum Faschisten wurde: Degen erklärt diesen Wandel mit Resignation „über die Entartung der Arbeiterbewegung", damit, daß Michels mehr und mehr zum Gefangenen seiner eigenen Theorie vom „ehernen Gesetz der Oligarchie" wurde, dem alle Parteien und Großorganisationen unterworfen seien. Nicht recht plausibel ist, warum Kritik an Hierarchie und Oligarchie zur Bewunderung des – nicht geraden demokratischen – Führerprinzips führen solle. Nein, hier wäre wohl systematischer in der Biographie Michels' zu forschen, wäre wiederum sozialwissenschaftlich-historisch zu fragen. Dahinter verbirgt sich natürlich die viel radikalere Frage, ob der Wechsel Michels' vom Syndikalismus zum Faschismus purer historischer Zufall war oder nicht doch eher systematische Gründe hat, die mit dem Syndikalismus selbst zusammenhängen.

Gelungen sind schließlich die Beiträge über Proudhon und Max Stirner, die auf wenigen Seiten auf deren Biographie, Werk, Denkweise und Relevanz bzw. (im Fall Stirner) fehlende Bedeutung für die Geschichte und Theorie des Anarchismus hinweisen.

Trotz mancher Kritik im einzelnen bleibt hervorzuheben, daß die neu vorgelegten Artikel mit zupackender Frische und Neugier geschrieben sind und sich in der Regel auf dem Forschungsstand bewegen.

Peter Lösche

BEST, Heinrich, und Wilhelm WEEGE: **Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49** (= Handbücher zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 8). – Düsseldorf: Droste Verlag 1996. 496 S.

Das Biographische Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung ist der erste Band des auf drei Teilbände angelegten biographischen Handbuchs deutscher Nationalparlamentarier von 1848 bis 1933. Es ist das Ergebnis langjähriger Forschungsarbeiten am Institut für Angewandte Sozialforschung und am Zentrum für Historische Sozialforschung in Köln. Die einzelnen Artikel enthalten ausführliche Informationen zu Herkunft, Ausbildung, Beruf, Veröffentlichungen der Parlamentarier; neben den chronologischen und geographischen Daten zur Tätigkeit als Abgeordnete werden Angaben zu den Fraktionsmitgliedschaften in der Frankfurter Nationalversammlung und zum Abstimmungsverhalten bei der Wahl Friedrich Wilhelms IV. zum „Kaiser der Deutschen" gemacht. Spätere Mitgliedschaften in Landtagen der deutschen Staaten und im Reichstag werden ebenfalls berücksichtigt. Die ganz außergewöhnlich sorgfältigen und umfangreichen biographischen Angaben kommen in erster Linie – soweit es die Angaben bis 1849 betrifft – aus der Sammlung biographischer Materialien zu den Abgeordneten der Nationalversammlung in der Außenstelle des Bundesarchivs in Frankfurt a. M., aber auch aus zahlreichen staatlichen und kommunalen Archiven, aus denen die Angaben aus den gedruckten biographischen Sammlungen, in denen längst nicht alle Mitglieder der Nationalversammlung vertreten sein können, ergänzt wurden. Umfangreiche Register schlüsseln die Mandate geographisch auf, stellen die Fraktions- und Ausschußmitgliedschaften zusammen, nennen Geburts-, Studien-, Tätigkeits- und Sterbeorte, ordnen die Mitglieder Konfessionen, Berufsgruppen, Vereinen, Organisationen und Versammlungen zu, nennen die Periodika, in denen sie veröffentlichten.

Die verschiedenen Auswertungen der biographischen Daten, die im Registeranhang geboten werden, machen die Absicht der Herausgeber deutlich, nicht nur ein Nachschlagewerk vorzulegen, sondern auch einen Beitrag zu einer kollektiven Biographie der Abgeordneten des Nationalparlaments und der deutschen Abgeordneten des 19. Jahrhunderts zu liefern. Bereits 1990 hatte Heinrich Best seine Habilitationsschrift „Die Männer von

Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49" vorgelegt, in der er das biographische Material, das diesem Handbuch zugrunde liegt, erstmals ausgewertet hatte. Die Veröffentlichung der mit diesem Handbuch vorgelegten biographischen Materialien wird eine wesentliche Voraussetzung dafür sein, Herkunft, Ausbildung, Kenntnisse, politische und soziale Zuordnungen der Abgeordneten zu berücksichtigen, wenn von den Leistungen und Versäumnissen dieser ersten aus Wahlen hervorgegangenen deutschen Nationalrepräsentation die Rede sein wird, deren Scheitern unter anderem auch der Unfähigkeit der Abgeordneten zur Konsensbildung und Entwicklung angemessener Verfahren und Arbeitstechniken zur Last gelegt wird.

Die Autoren weisen zu Recht darauf hin, daß historische biographische Untersuchungen mit dem Ziel einer kollektiven Biographie der Frankfurter Abgeordneten ein dringendes Desiderat sind. Die Zusammensetzung der Nationalversammlung, die häufig pejorativ als „Professorenparlament" bezeichnet wird, gilt nach wie vor als einer der wichtigen Gründe für deren Scheitern. Daß die Professoren und Lehrer im Frankfurter Parlament eine kleine Minderheit waren, während die juristisch gebildeten Beamten mit einem Anteil von etwa der Hälfte der Abgeordneten weit stärker vertreten waren, ist seit langem bekannt (siehe etwa: Heinrich Lutz: „Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815–1866", Berlin 1985, S. 268). Dieses Ergebnis zeigt das vorliegende Handbuch selbst hinsichtlich der Abgeordneten der äußersten Linken in der Nationalversammlung, deren Anteil an den Beamten mindestens so hoch war wie der Durchschnitt der Abgeordneten. Gesellen und Arbeiter waren in der Paulskirche hingegen nicht vertreten, dafür mit einem hohen Anteil an den im März 1848 in Berlin vom Militär getöteten Zivilisten (vgl. Ruth Hoppe und Jürgen Kuczynski, „Eine Berufs- bzw. auch Klassen- und Schichtenanalyse der Märzgefallenen 1848 in Berlin", in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1964, S. 200 ff.).

Im vorliegenden Handbuch stellen die Autoren die Lebensläufe der Abgeordneten erstmals in einer Form vor, die sie vergleichbar macht, und erste Auswertungen erfolgen in den Registern des Anhangs. Als ein Ergebnis konstatieren die Autoren im Vorwort, daß strukturelle Ähnlichkeiten der individuellen Lebensläufe im Falle dieser Institution keine genügende Homogenität von politischen Orientierungen und Fraktionsbildungen, die den Verhandlungsgang beeinflußt hätte, konstituieren. Da vielmehr die „geographisch bedingte Multiformität der Paulskirchenmitglieder" einer der wesentlichen Faktoren des Scheiterns „des vorrangigsten Anliegens der Nationalversammlung, der nationalstaatlichen Einigung", gewesen sei, wird auf die geographische Herkunft, Berufstätigkeit und die Verpflichtung der Abgeordneten ihren Wahlkreisen gegenüber in diesem Handbuch großer Wert gelegt.

Die Autoren betonen darüber hinaus in ihrer Einleitung, daß ein umfassendes historisch-biographisches Handbuch zu den deutschen Nationalparlamenten nicht nur ein Beitrag zur Erforschung der deutschen Geschichte und ihrer Eliten seit dem 19. Jahrhundert sei, sondern auch zur Darstellung der Entwicklung von Demokratie und Parlamentarismus in Deutschland. Sie bezeichnen die Reichstage und Nationalversammlungen als „institutionelle Kristallisationspunkte einer deutschen Nationalgeschichte", deren Erforschung auch einen geschichtspädagogischen Beitrag zur „kulturellen Integration" der „sich wiedervereinigenden deutschen Nation" bieten könne. Auf diesem Wege einem deutschen „Verfassungspatriotismus" eine historische Dimension zu geben ist eine Absicht, die man den Autoren ohne weiteres zugestehen mag. Zumal ihr Handbuch mit einer Sorgfalt und wissenschaftlichen Akribie bearbeitet ist, die ihresgleichen sucht.

Manfred Jehle

BRODERSEN, Momme: **Walter Benjamin. Eine kommentierte Bibliographie.** – Morsum/Sylt: Cicero Presse 1995. 311 S.

„Über den Begriff der Geschichte" – dieser seit Jahrzehnten immer wieder diskutierte und zitierte Text Walter Benjamins erschien erstmals 1942 in „Walter Benjamin zum Gedächtnis", in einer von Max Horkheimer und Theodor Wiesengrund-Adorno hektographiert herausgegebenen Ausgabe des „Instituts für Sozialforschung", Los Angeles. In einer bibliographischen Notiz, die vermutlich von Adorno stammt, heißt es dort am Ende: „Da mehrere Freunde Benjamins Archive seiner Publikationen führten und auch vom Ungedruckten vieles im Manuskript vorhanden ist, dürfte nach dem Krieg die Anlage einer wissenschaftlich zuverlässigen Bibliographie ohne weiteres möglich sein." Es entbehrt nicht einer gewissen tragischen Ironie, daß davon jahrzehntelang keinerlei Rede sein konnte. Es hat bis zum Jahre 1995 gedauert, bis

eine deutsche kommentierte Bibliographie vorgelegt worden ist, welche dem Benjaminschen Anspruch gerecht wird, daß „Wissenschaft nicht Ermittlung von Informationen über Gewesenes (und sei es auch gewesenes Denken) ist, sondern in einem Traditionsraum steht, dessen Gesetze sie wenn nicht zu achten, so zu kennen hat" und daß die „Bibliographie als Wissenschaft" das „Zeremonial dieses Raumes" ist. Der Benjamin-Spezialist Brodersen (Palermo) konnte auf der von ihm 1984 auf italienisch publizierten „Bibliografia critica generale (1913–1983)" (Palermo: Centro internationale studi di estetica) aufbauen. Seine neue Bibliographie erfaßt die Schriften Benjamins in der Chronologie ihres Erscheinens, mit allen Erstveröffentlichungen, sämtlichen Nachdrucken zu Lebzeiten des Autors und den jeweils ersten posthumen Nachdrucken. Wesentliche Informationen zur Entstehungs- und Publikationsgeschichte und Details, die im Apparat der „Gesammelten Schriften" Benjamins nicht enthalten sind, werden von Brodersen ebenfalls verzeichnet. Benjamin als Übersetzer, seine unselbständigen Veröffentlichungen, Briefe und Briefwechsel, vor allem aber – besonders wichtig für die Rezeptionsgeschichte – die Übersetzungen, die bisher in anderen Sprachen vorliegen, sind möglichst vollständig erfaßt. Dazu zählen auch die inzwischen erstaunlich zahlreichen Übertragungen in osteuropäische Sprachen. Zugleich wird, soweit möglich, auch die textkritische wissenschaftliche Literatur annotiert. Es ist leider das Schicksal des Bibliographen, daß seine immense Arbeit, die sich zuweilen nur in einigen kargen Einträgen niederschlägt, häufig verkannt wird, obwohl wissenschaftliche Arbeit gerne davon gewinnreich Gebrauch macht.

Brodersen strebte auch hier wieder eine durch bibliographische „Autopsie" geprägte, korrekte und möglichst vollständige Erfassung der Titel an. Reinhard Markner und Thomas Weber haben 1993 an die Bibliographie Brodersens von 1984 mit ihrer kommentierten Bibliographie angeschlossen. Sie konnten für die letzten zehn Jahre sogar doppelt soviel Einträge verzeichnen, wie sie bereits 1984 mit fast 1000 Einträgen ermittelt worden waren. Wer heute über Walter Benjamin forscht, wer sich über den Forschungsstand, dessen Entwicklung, etwa zu Themenbereichen und Stichworten wie Benjamin als historischer Materialist, Benjamin und die Arbeiterbewegung, „dialektisches Bild" oder Kritik der „Fortschrittsideologie" einigermaßen zuverlässig informieren will, kann auf solche Arbeiten, mit denen, um mit Benjamin zu reden, die Wissenschaft groß geworden ist, nicht verzichten. Gewiß wird es auch heute, da der Zugang zu manchen Manuskripten und Archivalien nach wie vor schwierig oder unmöglich ist, immer noch auf ein Puzzlespiel hinauslaufen. Wissenschaftliche Arbeit muß, wenn schon Originalmanuskripte nicht einsehbar sind, die Tiedemannschen Bibliographien mit den kommentierten Verzeichnissen Burkhardt Lindners (bis 1970), in: „Text und Kritik", H. 31/32, München 1979, und mit den Bibliographien von Brodersen vergleichen, von sonstigen Spezialstudien hier einmal ganz abgesehen. „Bibliographie als Passion", so hat der Benjamin-Forscher Klaus Garber (Osnabrück) die Pionierarbeit Momme Brodersens aus dem Jahre 1984 genannt und mit Recht seine unvergleichliche philologische Umsicht gelobt. Mit den Ergänzungen, Erweiterungen und, soweit möglich, Verbesserungen und Vertiefungen ist jetzt ein umfassender Überblick erreicht über die weltweite Rezeption eines Œuvres, das inzwischen weit über die Bundesrepublik oder Italien, das den Autor besonders intensiv als „Ferment der politischen Kultur" aufgenommen hat, einflußreich gewirkt hat und weiter wirkt. Auch wenn wir, nach einem Wort von Klaus Garber, von einer „authentischen Gestalt des Benjaminschen Werkes" immer noch weit entfernt sind (Klaus Garber, „Zum Bilde Walter Benjamins", München 1992, S. 10), so haben doch auch und gerade Brodersens höchst sachkundig kommentierte Bibliographien den Weg dahin entscheidend geebnet.

Albrecht Götz von Olenhusen

LANDAUER, Gustav: **Die Botschaft der Titanic. Ausgewählte Essays.** Hrsg. von Walter FÄHNDERS und Hans-Georg SCHMIDT-BERGMANN. – Berlin: Kontextverlag 1994. 301 S.

Gustav Landauer (1870–1919). Eine Bestandsaufnahme zur Rezeption seines Werkes. Hrsg. von Leonhard M. FIEDLER, Renate HEUER und Annemarie TAEGER-ALTENHOFER (= Campus Judaica, Bd. 2). – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1995. 264 S.

Gustav Landauer – Fritz Mauthner: Briefwechsel 1890–1919. Hrsg. von Hanna DELF. – München: Verlag C. H. Beck 1994. 562 S.

Ist es Zufall, daß in jüngster Zeit mehrere Veröffentlichungen von und über Landauer erschienen sind? Diese Frage stellt sich im Hinblick auf die

vorliegenden Ausgaben, die nur einige einer zwar nicht enorm, dennoch aber signifikant zunehmenden Zahl von Landauer-Publikationen sind. Wurde der Schnittpunkt von Anarchismus und Literatur bislang von Erich Mühsam besetzt, so scheint das Interesse sich gegenwärtig von Mühsam auf Landauer zu verlagern. Zunächst dürfte hier der 75. Jahrestag von Landauers Ermordung am 2. Mai 1994 eine Rolle gespielt haben. Solche Jahrestage bilden oft einen willkommenen Anlaß, einen „vernachlässigten" Autor wiederaufzubereiten. Wichtiger scheint aber, daß die Mühsam-Renaissance der 70er und 80er Jahre wesentlich mit der damaligen Hochkonjunktur der radikalen Linken und der Alternativbewegungen zusammenhing; das abklingende Interesse für ihn läßt sich dadurch auf deren Niedergang zurückführen, ebenso wie das zunehmende Interesse für Landauer. Denn war Landauer von den beiden der esoterische, philosophische und wenig praktikable, so signalisiert die gegenwärtige Aufmerksamkeit für Landauer, daß die linksradikale Nachwelt sich mehr und mehr von der Praxis entfernt und sich der Besinnung zugewandt hat – und Landauers Œuvre dazu eine weitaus geeignetere Folie darstellt. Teils, denn das Interesse an Landauer hängt gewiß auch damit zusammen, daß neue Fragen gestellt werden, zu denen Mühsam wenig zu sagen hat und Landauer, dessen Œuvre weitaus komplexer, weitaus vielschichtiger ist, um so mehr. Fragen, die z. B. mit jüdischer Identität sowie mit der „Entdeckung" des jüdischen Anteils an der deutschen Kultur und Geschichte zusammenhängen. Oder auch Fragen in bezug auf das Verhältnis zwischen Anarchismus, libertärem Denken und Literatur. Denn nicht zuletzt in diesem Bereich brilliert Landauer – als Kritiker, als Essayist, der sich sehr differenziert mit zeitgenössischer Literatur und älteren Größen der Weltliteratur befaßt. Insofern ist auch nicht von einem einfachen Austausch von Mühsam durch Landauer, sondern vielmehr von einer Verschiebung sprechen, wobei sich das Interesse tendenziell von der anarchistischen politischen Praxis wegbewegt. Eine Verschiebung, die sich sehr deutlich in den oben aufgeführten Titeln erkennen läßt.

Obwohl die von Walter Fähnders und Hansgeorg Schmidt-Bergmann zusammengestellte Anthologie in erster Linie den politischen Landauer vorzustellen sucht – so beschreibt das Nachwort hauptsächlich Landauers politischen Werdegang –, ist die Sammlung weitaus vielseitiger. Sie bietet insgesamt eine umfassende Übersicht (selbstverständlich keine vollständige) über die volle Bandbreite von Landauers Publizistik: neben politischen Beiträgen zur Geschichte und Theorie des Anarchismus und zur Arbeit sind auch Aufsätze über Moral, Religion, Mystik, jüdische Identität, Technologie (im Titelaufsatz) enthalten und kommt – last but not least – die literatur- und kulturkritische Seite Landauers ausführlich zu Wort, in Aufsätzen über u. a. Strindberg, Wilde, Multatuli, Whitman und Hofmannsthal.

Diese Sparte in Landauers Schaffen steht auch im Mittelpunkt der von Leonhard Fiedler, Renate Heuer und Annemarie Taeger-Altenhofer edierten Sammlung von Beiträgen eines Symposions, das im November 1992 zu Ehren des im Vorjahr gestorbenen Landauer-Forschers Norbert Altenhofer an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main stattfand, sich jedoch in erster Linie mit Landauer befaßte. Der Titel ist leicht irreführend: „Eine Bestandsaufnahme zur Rezeption seines Werkes" suggeriert ja eine Beschreibung der Landauer-Rezeption, sprich: der Wirkung Landauers. Abgesehen von einer Darstellung der Landauer-Arbeiten Norbert Altenhofers, die mehr eine Würdigung als einen Beitrag zur Wirkungsgeschichte Landauers bildet (was bei einem Symposion zu Ehren des Gewürdigten nicht als Kritik auszulegen ist), setzt sich keiner der Autoren ausführlicher mit der Landauer-Rezeption auseinander. Vorgelegt wird im Grunde genommen – wenn man einen Bezug zum Untertitel unbedingt herstellen will – eine Inventur gegenwärtiger Landauer-Lektüren. Diese beziehen sich auf den politischen Landauer – sein Selbstverständnis als „Antipolitiker", Überlegungen zu Anarchismus und Bildung (leicht anachronistisch als „libertäre Pädagogik" bezeichnet), sein Verhältnis zum Judentum (allerdings nicht nur im politischen Sinne), die Bedeutung von belasteten Kategorien, wie Heimat und Volk, in seinem Denken, verbunden mit der Schwierigkeit, Landauers politisches Denken in einem Links-Rechts-Schema (und somit auch: in einer Dichotomie Anarchismus – Nicht-Anarchismus) einzufangen. Eigentlicher Schwerpunkt der Symposionsbeiträge ist jedoch die Beschreibung Landauers als Kulturträger und Kulturschaffender: Landauers erste Versuche als Schriftsteller um 1890 (mit Ausblick auf sein politisches Engagement), die Hauptlinien seiner Arbeit als Kritiker zeitgenössischer Literatur, Landauers Auseinandersetzung mit Shakespeare sowie seine sprachphilosophischen Überlegungen (die für sein Literaturverständnis von unmittelbarer Bedeutung sind); auch in einem Beitrag über die mit Landauer verheiratete Dichterin Hedwig Lachmann wird

primär, insofern Landauer zur Sprache kommt, dessen Verhältnis zu ihrer literarischen Tätigkeit dargestellt.

Diese kulturelle Dimension von Landauers Œuvre mag auf den ersten Blick für Sozialhistoriker(innen), die sich dem politischen Landauer widmen, von geringem Interesse erscheinen. Wie aber in fast allen Beiträgen deutlich wird (ebenso wie in Landauers Essays in *Die Botschaft der Titanic*), kann Landauers politisches Denken und Wirken nicht von seinen literarischen, literaturkritischen und sprachphilosophischen Schriften getrennt werden. So sind Landauers Auffassungen über Sprache und Literatur von seinem politischen Denken geprägt und umgekehrt viele seiner politischen Überlegungen undenkbar, auch unverständlich, wenn man sein literarisches Schaffen, seine Auseinandersetzung mit Literatur und Sprache nicht berücksichtigt.

Wie eng das eine mit dem anderen zusammenhängt, macht auch der Briefwechsel zwischen Gustav Landauer und Fritz Mauthner deutlich, zwei jüdischen Intellektuellen mit literarischen Ambitionen, mit einem beide verbindenden Interesse an Sprachphilosophischem, politisch gesehen aber recht konträr ausgerichtet. War Mauthner deutschnational orientiert (und stand er im Ersten Weltkrieg somit voll auf deutscher Seite), so war Landauer bekanntlich anarchistisch, antimilitaristisch und selbstbewußt jüdisch in seinen politischen Vorstellungen. Die vorliegende Ausgabe stellt erstmals sämtliche auffindbaren Briefe und Postkarten der Korrespondenz zwischen Mauthner und Landauer vor. Damit verschafft das Buch einen interessanten, für die Landauer-Forschung sicherlich nicht unbedeutenden Einblick in den Lebenszusammenhang, insbesondere in den intellektuellen und kulturellen Zusammenhang, der den Kontext, den Hintergrund seines Schaffens bildete. Wichtig nicht zuletzt, weil durch Landauers Anregungen und Unterstützung die Veröffentlichung von Mauthners Hauptwerk, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache,* möglich wurde und Landauers Auseinandersetzung mit Sprache und Mystik ohne Mauthner kaum denkbar ist.

Hier ist aber auch gleich die Kritik an der Herausgabe der Korrespondenz anzusetzen. Zwar wird beider Interesse für Sprachliches und Sprachphilosophisches von der Bearbeiterin in ihrem sehr knapp gehaltenen, nur siebzehn Seiten zählenden Vorwort als Zentrum der Beziehung beider Männer dargestellt, die Beschreibung der Überlegungen Landauers und Mauthners bleibt freilich äußerst kursorisch, während eine zeitgeschichtliche Kontextualisierung gänzlich fehlt. So sorgfältig, wie die äußere Gestaltung des Buches aussieht, so ungeordnet, chaotisch, fehler- und lückenhaft ist die Edition der Briefe, insbesondere die Zusammenstellung des Anmerkungsapparats und des Registers. Sollten diese den Zugang zu den Texten erleichtern, so verfängt man sich hier bald im Labyrinth der Herausgeberin, in dem man viele zum besseren Verständnis der Briefe unabdingbaren Daten nur schwer oder gar nicht finden kann; die Entschlüsselung von Abkürzungen und Initialen, Angaben zu Personen, Ereignissen, Publikationen usw. werden zerbröckelt über viele Anmerkungen dargeboten, sind irgendwo im 200seitigen Apparat versteckt, sind fehlerhaft oder fehlen gänzlich. Ein willkürliches Beispiel: Brief 114 vom 22. November 1901 (S. 55) betrifft laut Überschrift im Haupttext ein Schriftstück von „Fritz Mauthner an Gustav Landauer": irreführend, denn der Text dieser – laut Verzeichnis der Briefe und ihrer Fundorte – „Postk. (Am Gesundbrunnen)" (S. 520; „Postkarte" wird in der Regel ausgeschrieben, hier aber abgekürzt, „Am Gesundbrunnen" betrifft, so läßt sich aus anderen Zusätzen im Verzeichnis ableiten, die Abbildung an der Rück- oder Vorderseite [?]), umfaßt vier mit „F. M.", zwei mit „Grete M." signierte Zeilen. Also: keine Postkarte von Mauthner an Landauer, sondern eine Karte von Fritz Mauthner und – so vermutet man – einer Grete Mauthner (sehr konsequent hat die Herausgeberin die Namen der mitkorrespondierenden Frauen weggelassen, es sei denn, sie korrespondieren miteinander; allerdings stellt sich hier die Frage: Sind hier deren Briefe alle aufgenommen, oder betrifft es nur einige willkürliche Zugaben?). Zurück zu Brief 114, denn: wer ist nun Grete M.? Grete Mauthner? Und wenn ja, was ist ihre Beziehung zu Fritz Mauthner – Ehefrau, Tochter, Cousine, Nichte, Schwester, Tante? Eine Frage, die im Anmerkungsapparat beantwortet werden sollte. Es gibt jedoch dazu keine Anmerkung. Wendet man sich dem Personenregister zu, so wird man bei Grete Mauthner auf Grete Wartenberger verwiesen und bei Grete Wartenberger auf Anmerkungen, die – so ergibt sich nach vielem Hin- und Herblättern – zusammenhängen mit einem Brief von Mauthner an Landauer (Nr. 242) vom 27. November 1905, in dem Mauthner von einem Schwiegersohn schreibt, sowie mit einem Brief von Landauer an Mauthner (Nr. 478) vom 10. April 1914, in dem eine Grete erwähnt wird. In den bewußten Anmerkungen werden der „Schwiegersohn" als „Georg Wartenberger, der Ehemann von Ms Tochter Grete" und die Grete als „Ms Tochter Grete

Wartenberger" erläutert. Ist aber die Grete M. auf der Postkarte 114 diese Tochter Mauthners? Man kann es vermuten, Aufschluß darüber bekommt man nicht, denn im Register wird unter Grete Wartenberger nicht auf Seite 55 verwiesen.
Dieses Beispiel steht nicht allein. Bezeichnend ist die Tatsache, daß Landauers erste Lebensgefährtin, Margarete [Landauer-]Leuschner, im Register dreimal mit unterschiedlichen Seitenzahlen verzeichnet ist: als Margarete Landauer, Grete Leuschner und Margarete Leuschner mit jeweils einer bzw. sechs Erwähnungen, während sie tatsächlich viel öfter in den Briefen und Anmerkungen erscheint. Landauers zweite Lebensgefährtin erscheint dagegen im Register nur als Hedwig Lachmann-Landauer, nicht mit der üblichen Seitenangabe, sondern nur mit dem Hinweis: „1. Nennung Brief Nr. 38 (1899, S. 375)", sollte heißen: S. 21 bzw. für die zugehörige Anmerkung: S. 377 f. Daß auch in vielen folgenden Anmerkungen Informationen über Lachmann zu finden sind, versteht sich; daß darauf nicht hingewiesen wird, dürfte freilich nicht mehr verwundern. Betrifft eine derartige Praxis nur die innere Logik bzw. Unlogik des Buches, so läßt sich nur darüber spekulieren, was bei der Abschrift und Eingabe der Korrespondenz alles falsch gelaufen ist. Die zahlreichen Schreib- und Druckfehler sowie falsche Jahreszahlen, die sogar für den Nichtspezialisten erkennbar sind, lassen Schlimmeres dort befürchten, wo es schwer lesbare Handschriften und kritzelige Notizen zu entziffern galt. Die Frage stellt sich, ob Zeitdruck im Spiel war, damit das Buch termingerecht im 75. Todesjahr Landauers auf den Markt gebracht werden konnte, oder ob die Herausgeberin der Aufgabe vielleicht nicht gewachsen war. Wie auch immer, es ist schade um den interessanten Briefwechsel, der durch die dürftige Editionspraxis beeinträchtigt wird.

Hubert van den Berg

KOLBE, Ino: **Zur Geschichte des Deutschen Arbeiter-Esperanto-Bundes in Leipzig (Westsachsen). Teil 1 und 2: Von den Anfängen bis zum Verbot (1933). Eine kommentierte Dokumentation.** Hrsg., kommentiert und bearb. von Detlev BLANKE. – Leipzig: Landesverband Sachsen des Deutschen Esperanto-Bundes 1996. 64, VIII, 135, 23 S.

Für die Aufgabe, die Geschichte der Arbeiteresperantobewegung in Westsachsen zu dokumentieren, ist Frau Ino Kolbe besonders geeignet: 1914 in Leipzig geboren, ist sie die Tochter des Arbeiteresperantisten Reinhold Voigt, der 1910 die Leipziger Gruppe „Frateco" und ein Jahr später auch den Deutschen Arbeiter-Esperanto-Bund (AEB) mitgegründet hatte. In mühevoller Kleinarbeit hat Frau Kolbe nicht nur Esperantozeitschriften, sondern auch die allgemeine Arbeiterpresse und Polizeiakten ausgewertet. Beigefügt sind ihrem Text u. a. ein Verzeichnis fast aller in den beiden Leipziger Arbeiterzeitungen erschienenen Artikel über Esperanto und die Namen von im Dritten Reich verfolgten Arbeiteresperantisten.
Die Materialsammlung soll, wie der Herausgeber, Detlev Blanke, schreibt, nur eine „zitierbare" Vorstufe für gründlichere historische Studien sein. Lücken sind ihm bewußt; trotz des umfangreichen Anmerkungsapparats ist unverkennbar, daß das Thema „Esperanto in der Kulturgeschichte der deutschen Arbeiterschaft" bisher nur spärlich erforscht worden ist. Man vermißt in der Dokumentation eine genauere Darstellung der Beweggründe für den Esperantoenthusiasmus von Arbeitern. Von Nutzen wären mehr Kurzporträts von der Art, wie sie Frau Kolbe mit dem Lebenslauf ihres Vaters liefert (Otto Bäßler etwa, der recht ausführlich vorgestellt wird, ist nicht gerade das Musterbeispiel eines weltoffenen Esperantisten). Auch fehlen Hinweise darauf, wie sich Einsatz für Esperanto und (partei)politisches Engagement miteinander vertrugen – aus der Sicht der Arbeiterparteien wie nach Meinung der Esperantisten selbst. Und schließlich kommen die Beziehungen zur neutralen („bürgerlichen") Esperantobewegung zu kurz.
Aber sicher werden die Materialien stimulierend wirken – auch wegen der kommunistischen Färbung, die das Buch durchzieht. Diese erklärt sich zum Teil daraus, daß Kommunisten in den zwanziger Jahren eine maßgebliche Rolle im AEB spielten, zum Teil aber auch aus dem persönlichen Hintergrund der Autorin und des Herausgebers. Zwar weist Blanke, der zwanzig Jahre lang mit Geschick und Erfolg als hauptamtlicher Sekretär des Esperantoverbands im Kulturbund der DDR tätig war, den „Vorwurf kommunistischer Nostalgie" zurück. Trotzdem erinnert die Materialauswahl stark an frühere Vorlieben der DDR-Historiographie, vor allem bei der Behandlung des Themas „Deutsch-sowjetische Freundschaft", der einseitigen Darstellung der Korrespondenz- bzw. Pressearbeit und dem überproportionalen Gewicht, das dem Wirken von Kommunisten beigemessen wird. Eher zwischen den Zeilen erfährt man, daß Walter Kampfrad, einer der führenden AEB-Funktionäre bis 1933, nach 1949 in

Schnellkursen zum „Juristen" ausgebildet, viele Jahre lang die politisch-ideologisch gelenkte Rechtsprechung vertrat und in seiner Regimetreue keinerlei Solidarität mit jenen alten Mitkämpfern zeigte, die der stalinistischen Behinderung des Esperanto in der DDR (bis Anfang der 60er Jahre) ein Ende setzen wollten.

Andererseits ist es besonders verdienstvoll, daß Ino Kolbe und Detlev Blanke in ihrem Buch die während des Leipziger Weltkongresses der Arbeiteresperantisten (1929) erschienenen Artikel sowohl der *Sächsischen Arbeiter-Zeitung* (KPD) als auch der *Leipziger Volkszeitung* (SPD) abdrucken und damit einen Vergleich ermöglichen. Der Kongreß, der letzte vor der Spaltung (1930), von der auch die Arbeiteresperantobewegung nicht verschont blieb, war von heftigen Kontroversen zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten geprägt, die sich in der Kommentierung der Zeitungen niederschlugen. Während die *Volkszeitung* neben Polemik vor allem das Mittel der Ironisierung einsetzt, fällt ihre kommunistische Konkurrentin durch einen maßlos agitatorischen, gehässigen Ton auf. Ein Beispiel dafür, daß auch Anhänger der völkerverbindenden, zu Toleranz aufrufenden Esperantobewegung nicht gegen Parteilichkeit und Verblendung gefeit waren.

Ulrich Lins

WHITEMAN, Dorit Bader: **Die Entwurzelten. Jüdische Lebensgeschichten nach der Flucht 1933 bis heute.** Aus dem Englischen von Marie-Therese Pitner (= Böhlaus zeitgeschichtliche Bibliothek, Bd. 29). – Wien, Köln und Weimar: Böhlau Verlag 1995. 393 S.

Zwischen 1938 und 1939 verließen ca. 218000 deutsche und österreichische Juden ihre Heimatländer, um im Ausland Schutz zu suchen. Das Schicksal dieser Menschen, die bislang eher am Rande der Holocaust-Forschung standen, ist das Thema des vorliegenden Buches. Zu ihnen gehört auch die Autorin selbst, die als Kind mit ihren Eltern aus Wien über England in die USA emigrierte, wo sie später als klinische Psychologin tätig war.

Die Quellengrundlage besteht aus schriftlichen Interviews mit 190 von ursprünglich 306 nach dem „Schneeballverfahren" ermittelten Emigranten. Ein Auswahlverfahren also, das im strengen Sinne nicht repräsentativ ist, was die Autorin nicht immer beachtet, ebenso wie es ihr auch mitunter an der nötigen kritischen Distanz mangelt. Nichtsdestotrotz ist dieses Buch der erste Versuch, eine möglichst große Zahl von Emigranten selbst zu Wort kommen zu lassen. Der ihnen vorgelegte unstandardisierte Fragebogen – er ist im Anhang abgedruckt – umfaßt alle wesentlichen Aspekte der Emigration: auf 15 Fragen zum persönlichen Hintergrund folgen 25 bzw. 11 bzw. 24 Fragen zu der Zeit vor, während und nach der Emigration und zuletzt 18 Fragen zu den emotionalen Auswirkungen der Emigration.

Das Ergebnis ist eine Art Alltagsgeschichte der jüdischen Emigration. In den entsprechend der Struktur des Fragebogens aufgebauten Abschnitten werden zunächst die Erfahrungen der Befragten mit „Arisierungen" und mit der Terrorisierung durch antisemitische Mitmenschen und die Repressionsorgane behandelt. Dann stehen das Heranreifen des Emigrationsbeschlusses und seine nicht selten bis an die Grenzen der psychischen Belastbarkeit gehende Umsetzung im Mittelpunkt, d. h. die Bemühungen um Aus- und Einreisedokumente, der Abschied von zurückbleibenden Angehörigen sowie die teilweise mehrere Kontinente umfassenden Emigrationswege. Zuletzt wendet sich die Autorin den Schwierigkeiten des Neuanfangs in einem fremden Land zu, d. h. dem Sprachproblem, dem Aufbau einer neuen Existenz und seinen Auswirkungen auf die hergebrachten Geschlechtsrollen, den emotionalen Nachwirkungen und schließlich der Auseinandersetzung mit der eigenen Fluchterfahrung. Ein längeres Kapitel behandelt die Erfahrungen der Teilnehmer der „Kindertransporte" nach England.

Die Darstellung beschränkt sich im wesentlichen auf eine Aneinanderreihung von kurzen oder längeren Auszügen aus ausgewählten Antworten. Durch diese problematische Darstellungsweise geht mitunter der biographische Zusammenhang verloren, weshalb der Informationsgehalt etwa im Vergleich zu dem von Wolfgang Benz 1991 herausgegebenen Buch „Das Exil der kleinen Leute" – das auch nicht im Literaturverzeichnis aufgeführt wird – streckenweise geringer ist. Whiteman gelingt es auch nicht immer, die von ihr zusammengetragene Materialfülle zu bändigen. Manchmal gibt sie ein Übermaß an unwesentlichen Details, andererseits fehlen teilweise notwendige Hintergrundinformationen. Leider hat sie auch, bis auf sehr wenige Ausnahmen, auf einen bei ihrem Ansatz durchaus möglichen systematischen Vergleich verschiedener Lebensschicksale verzichtet.

Das wirklich Hervorhebenswerte an diesem Werk ist, daß die emotionale Seite der Emigrationserfahrungen aufgrund des in den Fragebogen und die

Darstellung eingeflossenen Berufsinteresses der Psychologin in sehr starkem Maße in die Studie einbezogen wird. Besonders aufschlußreich ist weiterhin die Frage, welche Gemeinsamkeit diejenigen Menschen aufweisen, die sich rechtzeitig vor dem Genozid in Sicherheit brachten, als dieser noch gar nicht geplant, geschweige denn für die Betroffenen abzusehen war. Whiteman hält mit gutem Recht neben Mut und Weltgewandtheit ein gewisses Mißtrauen für entscheidend, das später vielen das Einleben im Emigrationsland erschwerte. Nicht wenige jüdische Emigranten wurden so zu „assimilierten Außenseitern" (S. 346). Überraschend angesichts bisheriger Erkenntnisse ist hingegen, daß Whiteman nur bei einer Minderheit der Befragten eine „Überlebensschuld" (Benz) gegenüber den Opfern des faschistischen Massenmordes feststellen konnte, was angesichts ihrer Materialbasis durchaus überzeugen kann.

Ulrich Eumann

MÜHSAM, Kreszentia: **Der Leidensweg Erich Mühsams.** – Berlin: Harald-Kater-Verlag 1994. 86 S.

Es ist immer erfreulich, wenn eine oft referierte, gleichwohl kaum erhältliche Ausgabe durch eine Neuauflage wieder zugänglich gemacht wird. In dieser Hinsicht ist die vorliegende Neuveröffentlichung der 1935 erschienenen Broschüre *Der Leidensweg Erich Mühsams* zu begrüßen, einer Darstellung von Mühsams qualvollem Schicksal in nationalsozialistischer Haft 1933/34 und seiner Ermordung am 10. Juli 1934 im KZ Oranienburg.
Zugleich ruft die Neuausgabe größere Bedenken hervor. Die Broschüre war nämlich ziemlich umstritten, als sie 1935 zum ersten Mal veröffentlicht wurde. Löste Mühsams Ermordung 1934/35 besondere Aufmerksamkeit für seinen Fall im deutschen Exil aus, so bemühten sich alle politischen Fraktionen, Mühsam als bekanntes NS-Opfer für ihre jeweilige Sache zu instrumentalisieren. Dabei löste insbesondere die kommunistische Charakterisierung von Mühsam als einem Anarchisten, der trotz politischer Differenzen der KPD und insbesondere der Roten Hilfe immer nahegestanden hätte, weil er – wie sie – die Notwendigkeit einer proletarischen antifaschistischen Einheitsfront bereits früh erkannt hätte, namentlich in anarchistischen Kreisen heftigen Widerspruch aus. In diesem Zusammenhang führte die Publikation der vorliegenden Broschüre im MOPR-Verlag, dem Verlag der Roten Hilfe, zu scharfer anarchistischer Kritik an Mühsams Witwe Kreszentia, die offenbar die Seite der KPD gewählt hätte und somit – jedenfalls aus damaliger anarchistischer Sicht – Mühsams politisches Erbe veruntreute (hinzu kam, daß sie anschließend nach Moskau fuhr und dort Mühsams Nachlaß gegen seinen ausdrücklichen Wunsch dem Maxim-Gorki-Institut verkaufte). Verstummte die Kritik allmählich, als Kreszentia Mühsams Schicksal in den Fängen der stalinistischen Terrormaschinerie bekannt und sie zu einer Symbolfigur in der anarchistischen Polemik gegen den kommunistischen Totalitarismus wurde, so war die ursprüngliche Kritik am *Leidensweg Erich Mühsams* und an dessen (nomineller) Autorin nicht gänzlich unberechtigt. Wird im Vorwort von Werner Hirsch, einem früheren Sekretär Ernst Thälmanns, das Eintreten von Mühsam als „vorbildlichem Kameraden" und „echtem Antifaschisten" für die „unverbrüchliche Einheit aller Gefangenen der faschistischen Henker" gelobt (S. 13), so heißt es im Haupttext für die Zeit vor 1933: „Überall sprach er [d. i. Mühsam] für die Einigung des Proletariats gegen den Faschismus, [...] feuerte an zum Zusammenschluß in gemeinsamer Front" (S. 22) – und in einer Ausgabe der Roten Hilfe dürfte es dem damaligen Leser deutlich gewesen sein, daß mit dieser Front die von der KPD gepredigte proletarische antifaschistische Einheitsfront gemeint war.
Bedenklich ist nun in der Neuausgabe, daß im hagiographischen, Kreszentia Mühsam heroisierenden Nachwort von Dieter Brünn diese Problematik ausgeblendet wird, die Broschüre als ihre und nur als ihre Leistung dargestellt wird, obwohl es eigentlich keinen Zweifel darüber geben kann, daß die auf dem Titelblatt als Autorin aufgeführte Witwe von seiten ihrer kommunistischen Betreuer(innen) – Werner Hirsch, Meta Kraus-Fessel und Ernst Wollenberg – Schreibhilfe bekam und die Broschüre letztendlich dazu beitragen sollte, daß – wie Hirschs Vorwort klipp und klar formuliert – „unter der Führung der Roten Hilfe (...) der Kampf für die Rettung und Freilassung *Ernst Thälmanns* und aller übrigen eingekerkerten Antifaschisten zu höchster Entfaltung" gebracht werden sollte (S. 14). Bedenklich ist diese Ausblendung nicht zuletzt deshalb, weil sich der Herausgeber in seinem Nachwort einer kritischen Betrachtung der Entstehungsgeschichte und des Stellenwerts der Broschüre entzieht, sich gleichzeitig aber offensichtlich der Problematik bewußt ist. Denn unvermittelt enthält die Ausgabe – und in dieser Hinsicht erinnert sie an die readermäßigen Mühsam-Ausgaben im Klaus-Guhl-Verlag – eine Reihe von

Beiträgen von Erich Mühsam über politische Gefangene in Rußland und die Rote Hilfe (sowie seine Austrittserklärung aus dieser Organisation). Mag dieser Anhang zur Klarstellung gedacht sein, durch den fehlenden Kommentar ist er nur für Eingeweihte verständlich. Dabei stellen sich zwei Fragen: Was soll das eigentlich, eine Broschüre der Roten Hilfe nicht als solche, nämlich als Propagandaschrift der Roten Hilfe, zu betrachten, sie als solche vielleicht auch zu würdigen (trotz aller Bedenken, die man haben kann und darstellen könnte und sollte: über den antifaschistischen Impetus kann es keinen Zweifel geben)? Und: Was bringt es eigentlich, im Hinblick auf Kreszentia Mühsam Hagiographie zu betreiben, sie als beharrliche Gralshüterin von Mühsams Erbe darzustellen, obwohl die Sachlage weitaus widersprüchlicher ist? Eine ähnliche Verklärung von Kreszentia Mühsams Biographie als Heiligen- und Märtyrerleben ist in jüngster Zeit auch anderenorts zu verzeichnen, z. B. in einer Ausgabe der Erich-Mühsam-Gesellschaft mit einer Auswahl aus ihrer Korrespondenz. Derartigen Versuchen stehen die Fakten entgegen. – Unabhängig davon verdient Kreszentia Mühsams Durchhaltevermögen auf ihrem schweren Lebensweg Bewunderung.

Hubert van den Berg

RITTER, Gerhard A.: **Arbeiter, Arbeiterbewegung und soziale Ideen in Deutschland. Beiträge zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.** – München: Verlag C. H. Beck 1996. 406 S.

Wer heute erst beginnt, sich mit der Geschichte der Arbeiterbewegung in Deutschland oder mit ihrer Kultur zu beschäftigen, der wird in allen Büchern und Aufsätzen Ritters, auch in den hier versammelten, auf vielfältige Informationen und Erkenntnisse treffen, die nicht nur Fragen beantworten, sondern auch immer neue aufwerfen. Aber auch der Leser, der sich zum wiederholten Mal in diese Materie vertieft, muß einfach immer wieder beeindruckt sein, wie souverän Ritter die einzelnen Teilaspekte darstellt, den Zusammenhang herstellt, und vor allem, wie es ihm immer wieder gelingt, den Leser zu fesseln und zu inspirieren.
„Die Geschichte der Arbeiter, der Arbeiterbewegung und der sozialen Ideen stehen im Zentrum von Gerhard A. Ritters wissenschaftlichem Werk. Seine in diesem Band versammelten Aufsätze beschäftigen sich mit diesen Gebieten, mit der Struktur der Arbeiterschaft, der Entwicklung der Arbeiterbewegung und der Geschichte der sozialen Ideen in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Sie machen mit dem Werk eine Mannes bekannt, der die deutsche Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten entscheidend beeinflußt und gefördert hat [...]. Gerhard A. Ritters Werk steht beispielhaft für die sinnvolle Verknüpfung von Arbeiterbewegungs- und Arbeitergeschichte. Ihm gelingt es, das weite Feld zu bearbeiten und zu überblicken, das sich von der Geschichte der Ökonomie, der sozialen Strukturen und der Alltagserfahrungen bis zur Geschichte des Systems und der politischen Entscheidungen erstreckt. [...] Der Erforschung der sozialen Ideen widmete Ritter große Aufmerksamkeit, und die folgende Auswahl von Aufsätzen spiegelt auch diesen Schwerpunkt wider" (S. 7). Die wichtigsten Aufsätze Ritters sind über die Jahre hinweg verstreut erschienen und z. T. schwer greifbar. Um so lobenswerter ist deshalb die Initiative des C. H. Beck Verlags in München, eine Sammlung der Beiträge zu veröffentlichen. Angesichts der Vielzahl der Aufsätze konnte es sich nur um eine kleine Auswahl handeln, wobei auf eine gewisse thematische Einheitlichkeit wie auch auf die weiterwirkende Bedeutung der Beiträge im jeweiligen Untersuchungsgebiet und auf ihr Interesse für ein breites Publikum geachtet wurde. Der Band enthält neun Aufsätze, die zentrale Probleme der deutschen Geschichte in den letzten zwei Jahrzehnten thematisieren. Die Studien verbinden verfassungs-, sozial-, kultur- und ideengeschichtliche Fragestellungen. Im Vordergrund stehen Gesellschaft und Politik im deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Es fällt deshalb auch besonders schwer, eine Auswahl zu treffen, die den Lesern Ritters Methode und Vorgehensweise verdeutlichen. Die getroffene Auswahl ist somit rein subjektiv und entspricht den Neigungen und Vorlieben des Rezensenten.
Der Aufsatz aus dem Jahr 1984 „Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive" stellt den Versuch dar, „die Geschichte der Sozialdemokratie und ihrer Ausbreitung in die allgemeine Geschichte des deutschen Reiches einzubetten, sozialhistorischen Fragestellungen nachzugehen und insbesondere die Geschichte der Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung zu verknüpfen" (S. 183). Ritter definiert darin das Jahr 1875 als Zäsur der deutschen Arbeiterbewegung, denn der Zusammenschluß von „Lassalleanern" und „Eisenachern" war wesentliche Voraussetzung für den Aufschwung zur Massenbewegung. Vorangegangen waren aber tiefgreifende

und anhaltende Prägungen der Arbeiterbewegung, zu denen vor allem die „scharfe Abwendung vom Liberalismus und den Kräften der bürgerlichen Demokratie" (S. 183) zu rechnen ist. Ritter interpretiert dabei die Niederlage und Spaltung des politischen Liberalismus, die nachhaltige Schwächung seiner demokratischen Elemente sowie den Prozeß der politischen Differenzierung und der zunehmenden Polarisierung zu Recht als eine negative Voraussetzung für die Entstehung der politischen Arbeiterbewegung. Die sozialistische Arbeiterbewegung wurde an den Rand der Gesellschaft gedrängt oder begab sich freiwillig dorthin, und ihre Wirkungsmöglichkeiten wurden stark herabgesetzt. Das Bürgertum dagegen „wurde verstärkt auf den bestehenden Obrigkeitsstaat und die alten bürokratischen und feudalen Eliten zum Schutz seiner Interessen vor einem sich offen zur Revolution bekennenden Proletariat verwiesen" (S. 148). Ritter geht in seiner Kritik aber noch einen Schritt weiter, denn er bezeichnet selbst die Gründung von Arbeiterparteien als verfrüht.

Eine zweite Zäsur macht Ritter dann für das Jahr 1890 aus, als Bismarck gestürzt wurde und die wilhelminischen Sozialreformen den sozialpolitischen Bestrebungen der Sozialdemokratie weit entgegenkamen. „Der von einigen Gruppen der hohen Beamtenschaft und von bürgerlichen und christlichen Sozialreformern mit Elan aufgegriffene Versuch, die Arbeiterschaft durch einen ‚Neuen Kurs' innerlich für den Staat zu gewinnen und so der revolutionären Agitation den Boden zu entziehen, ist aber schon nach wenigen Jahren wieder abgebrochen worden" (S. 190). Daß es auch in der Sozialdemokratie Überlegungen gab, die gesamte Ausrichtung der Partei zu korrigieren, zeigen deutlich die reformistischen Ansätze von Georg von Vollmar und der revisionistische Ansatz Eduard Bernsteins, wobei Bernsteins Kritik auf Theorie, Strategie und Taktik der Partei abzielte. Die Politik des Immobilismus wurde aber nicht nur von rechts kritisiert, sondern ab 1905 verstärkt auch von links (Luxemburg, Liebknecht). Deren Schlagwort war der politische Massenstreik als entscheidendes Kampfmittel der SPD. Ritter verdeutlicht dann anhand der regionalen Sozial- und Wirtschaftsstruktur und des Charakters der jeweiligen Arbeiterschaft die unterschiedlichen Prägungen der Partei, die ein starkes Nord-Süd-Gefälle kennzeichnete. So hatte die SPD in Süddeutschland (Bayern, Baden und Württemberg) ihre Isolation bereits durchbrochen, während die Partei im restlichen Deutschland keine Chance hatte, ohne grundlegende Erweiterung der sozialen Basis eine Mehrheit der Wähler zu gewinnen. Ritter beschäftigt sich dann eingehend mit der Betrachtung der sozialen Zusammensetzung der Mitgliedschaft der Sozialdemokratie, des regional sehr unterschiedlich verlaufenden Prozesses der Ausbreitung von Mitgliedschaft und Wählerschaft. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß die Sozialdemokratie „in ihrer Wählerschaft – wie in ihrer Mitgliedschaft – eine Klassenpartei der Arbeiter [war], die aber lange nicht alle Arbeiter erfaßte. Der typische Wähler [...] blieb der deutsche, relativ junge, protestantische, in der Stadt lebende Arbeiter mit einer Erwerbstätigkeit in Industrie oder Handwerk" (S. 209). „Die Sozialdemokratie hat es nicht vermocht, alle Arbeitergruppen für sich zu gewinnen. Noch weniger gelang ihr vor 1914 die Umwandlung von einer Klassenpartei der Arbeiter in eine Volkspartei, die zudem von den Führern der Sozialdemokratie – mit Ausnahme der Reformisten und Revisionisten – auch bewußt nicht gewünscht wurde" (S. 222).

Die Kritik am Immobilismus der SPD und ihre augenscheinliche Unfähigkeit, sich anderen gesellschaftlichen Gruppen zu öffnen, um so schon frühzeitig zur Volkspartei zu werden, hat Ritter bereits in einem Aufsatz („Die sozialistischen Parteien in Deutschland zwischen Kaiserreich und Republik") aus dem Jahr 1979 formuliert. In diesem Aufsatz werden die Parteien der Arbeiterbewegung und deren Einfluß auf das politische Geschehen behandelt. Dabei bildet „die Frage nach der Kontinuität bzw. Diskontinuität im politischen Verhalten, in der organisatorischen Struktur und der Zusammensetzung der Führungsgruppen zwischen Kaiserreich und Republik einen Kernpunkt der Erörterungen" (S. 257). Die These, daß der Zerfall der Einheit der politischen Arbeiterbewegung der entscheidende Grund für das Scheitern einer umfassenden Reform des deutschen Obrigkeitsstaates war, begründet für Ritter den wesentlichen Faktor des Scheiterns und des Zusammenbruchs der Weimarer Republik. Ausgangspunkt seiner Denkfigur ist dabei wieder die SPD, deren Grundprobleme (politische und soziale Isolation der Arbeiterschaft; Diskrepanz zwischen organisatorischer Geschlossenheit und numerischer Stärke; Machtlosigkeit im Rahmen der gegebenen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse) während und nach dem Ersten Weltkrieg weiterhin Bestand hatten. Ritter sieht in der neuen Rolle und der neuen Politik der SPD und den Fehlern der Regierung, für die die Partei mitverantwortlich gemacht wurde, die Ursache für die Spaltung der politischen Arbeiterbewegung. Eingehend analysiert er dann die

Position und die Situation der Mehrheitssozialdemokratie, die 1918 in das Dilemma geriet, „daß sie als eine in ihrem traditionellen Selbstverständnis revolutionäre Partei [...] zum Hauptgegner einer revolutionären Bewegung wurde" (S. 260). Dabei wird die Politik Eberts treffend und pointiert dargestellt, der die Kräfte von links überschätzte und die von rechts unterschätzte. Die MSPD hat zudem ihre eigene Stellung im neuen Kräfteverhältnis stark unterschätzt, was bei Mitgliedern und Funktionären erhebliche psychologische Probleme verursachte. Die Selbstgewißheit und das Selbstbewußtsein der Vorkriegszeit waren dahin. „Nicht nur in ihrer Ideologie und in ihren politischen Verhaltensweisen, auch in der Organisation der Sozialdemokratie zeigt sich das Fortwirken von Traditionen aus der Zeit vor 1914" (S. 266). Die Sozialdemokratie blieb auch nach der Revolution die stärkste deutsche Partei, aber unübersehbar hatte sie extreme Schwierigkeiten, sich an die neuen politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten anzupassen. Im Vergleich zur Vorkriegszeit hatte sich der Charakter der Partei nur sehr wenig verändert, auch die Führungsstruktur und das -personal blieben fast gänzlich unverändert. Ritter weist aber auf die außerordentlich signifikante Veränderung der Zusammensetzung der Wählerschaft hin, die dazu führte, daß die SPD nicht mehr als Partei der Großstädte bezeichnet werden kann, „[...] die ihre Wähler in Gemeinden aller Größenordnungen fast gleichmäßig gewinnt" (S. 272). Die Großstädte und die industriellen Ballungsräume wurden verstärkt zu Einflußgebieten erst der USPD und dann der KPD, die dort häufig ihre Hochburgen hatten. Beiden Parteien stellt Ritter zu Recht ein sehr schlechtes Zeugnis aus, denn beide waren sehr heterogene Parteien, deren verschiedene Fraktionen sie weitgehend handlungsunfähig machten bzw. deren Unterbindung jeglicher innerparteilicher Demokratie und deren Fremdbestimmung des Funktionärskörpers die aktuellen Interessen und Bedürfnisse der Arbeiter vergaß. Ritter macht gerade in diesem Beitrag deutlich, weshalb es den deutschen Arbeiterparteien nicht gelungen ist, die nach der Revolution entstehende neue Republik wirklich entscheidend zu prägen. Die SPD hatte während der gesamten Weimarer Republik immer das Problem, diese Republik, diesen Staat auch als Staat der Arbeiterschaft anzuerkennen und bedingungslos zu verteidigen. Das Schwanken zwischen Klassen- und Staatspartei bewahrte sie deshalb auch nicht davor, ständig dem Vorwurf des Opportunismus und des Prinzipienverrats ausgesetzt zu werden. Aber auch USPD und KPD haben eine Schwächung des politischen Einflusses der deutschen Arbeiterschaft bewirkt, weil sie systematisch die etablierten Arbeiterorganisationen bekämpften und die verhängnisvolle Polarisierung der politischen und gesellschaftlichen Kräfte entscheidend vorantrieben. Die SPD wiederum konnte ihre Verluste bei der Arbeiterschaft, die die konkurrierenden sozialistischen Parteien ihr zufügten, nicht durch eine Verbreiterung ihrer sozialen Basis, also durch die Entwicklung hin zu einer echten Volkspartei, kompensieren.

Andreas Wolf

MAGNUSSON, Lars: **The Contest for Control. Metal Industries in Sheffield, Solingen, Remscheid and Eskilstuna during Industrialization.** – Oxford und Providence: Berg Publishers 1994. VII, 223 S.

Dieser Beitrag zur historischen Industrialisierungsforschung verdient Beachtung weit über den Kreis wirtschaftsgeschichtlicher Spezialisten hinaus. Er ist in mehr als nur einer Hinsicht auch für Historiker der Arbeiterschaft und der Arbeiterbewegung von großer Relevanz. Die vormals enge, seit einiger Zeit aber fast völlig verödete Kooperation zwischen Wirtschafts- und Sozial- bzw. Arbeitergeschichte könnte auf der Basis von Studien wie der hier zu besprechenden auf eine völlig neue Stufe gestellt werden. Das hätte nicht nur auf die „großen Erzählungen" der Industrialisierungs- und Klassenbildungsgeschichte einen entscheidenden Einfluß, sondern auch auf die Standards der theoretischen und methodischen Reflexion in diesem Kontext.

Magnusson geht aus von der Debatte über den Charakter des Industrialisierungsprozesses. Während in den 1950er und 1960er Jahren über das gesamte Spektrum unterschiedlicher theoretischer und politischer Positionen hinweg das Bild von der „industriellen Revolution" als eines abrupten Aufbruchs aus stagnativen vorindustriellen Verhältnissen vorgeherrscht habe, als diskrete „Take-off"-Phase der Fabrikindustrialisierung, habe sich in den 1970er Jahren im Anschluß an das „Proto-industrialisierungs"-Paradigma eher die Vorstellung durchgesetzt, die Industrialisierung sei in der Form eines graduellen, kontinuierlichen Prozesses mit langer Vorgeschichte verlaufen, uneinheitlich und mit gravierenden regionalen Unterschieden. Zwar habe diese zweite Lesart die Identifizierung von Industrialisierung mit einer technischen Revolution überwunden, wie sie bereits bei Marx

angelegt war. Der Markt und die Nachfrageentwicklung seien nun ebenso stärker ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt wie staatliche Politik und regionale Kultur. Aber Magnusson kritisiert an dieser revisionistischen Position zu Recht, daß sie den Industrialisierungsprozeß harmonisiert und zu statisch faßt. Darüber hinaus sei im Rahmen eines solchen Erklärungsansatzes Dynamik nur noch als Konsequenz externer Faktoren (Staat, Kultur) zu begreifen und nicht mehr als Systemeigenschaft des Kapitalismus. Er entwickelt aus dieser Kritik die Fragestellung seiner Studie: Wie lassen sich die Ergebnisse der neueren Industrialisierungsforschung, insbesondere das Bild eines uneinheitlichen, langgestreckten, regional diversifizierten, historisch in spezifischen Kontexten verwurzelten Prozesses in ein historisch präziseres Erklärungsmodell von Industrialisierung integrieren, das trotzdem den disruptiven, dynamischen Charakter der Entwicklung nicht aus dem Blick verliert?

In Anlehnung an die neuere Institutionenökonomie stellt Magnusson das Konzept des „Unternehmens" ins Zentrum seiner theoretischen Überlegungen. Industrialisierung sei nicht nur als Wachstumsprozeß der Fabrikproduktion auf Kosten anderer, älterer Fertigungsarrangements zu definieren, sondern in einem weiteren, fundamentaleren Sinne als Aufstieg des modernen integrierten Unternehmens. Das Unternehmen sei nicht nur – im Sinne der Transaktionskostentheorie Oliver Williamsons – ein Transformator von „Markt" in „Hierarchie" und auch nicht lediglich – wie das neomarxistische „Kontrollparadigma" im Gefolge Harry Bravermans postuliert hat – ein Herrschaftsmechanismus gegenüber der Arbeiterschaft. Magnusson sieht das Unternehmen der Industrialisierungsepoche als reale Institution, zusammengesetzt aus handelnden Akteuren auf allen Ebenen seiner Organisation. Produktionskulturen, lange eingeschliffenen Deutungsmustern, Milieueinflüssen und unvollständigen Informationen, die sich in handlungsleitende „Strategien" übersetzen, räumt er eine wesentliche Bedeutung bei der Erklärung von Industrialisierungsprozessen ein, die aus diesem Grunde immer nur historisch, regional und an den Besonderheiten verschiedener Branchen orientiert erfolgen kann. Das macht diesen Ansatz anschlußfähig an die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (und damit bedeutsam auch für die Arbeitergeschichte), ohne einen theoretischen Anspruch auf Generalisierungen „mittlerer Reichweite" aufzugeben. Für Magnusson ist der Industrialisierungsprozeß letztlich bestimmt von Firmenbildung und Unternehmenswachstum. Seine Dynamik bezieht er aus der Konkurrenz zwischen Unternehmen um zeitweilige Sonderprofite aus technologischen und organisatorischen Vorsprüngen sowie aus vorübergehend geglückten Monopolisierungsbestrebungen und Exklusionen ganzer Konkurrentenklassen. Dabei sind „economies of scale and scope", die sich aus der Implementierung fortgeschrittener technischer Fertigungsmethoden ableiten, nur ein Anreiz für Investitionen in fixes Kapital, wie sie sich in der Errichtung zentralisierter Produktionsanlagen verkörpern. Mindestens ebenso wichtig sind die Koppelung von Produktion und Vertrieb, eine Eigenschaft, die das moderne Unternehmen geradezu definiert, und die organisatorische Monopolisierung von Marktverbindungen, technischem Know-how (Markenschutz, Patente) und Produktlinien. Das moderne Unternehmen operiert nicht auf gleichsam vorgegebenen Märkten; seine Existenz erst zieht überhaupt Demarkationslinien zwischen Betrieb und Markt, schafft Märkte, wo sie nicht oder nur rudimentär vorhanden sind und kombiniert beide Institutionen gemäß lokaler und branchenspezifischer Bedingungen, die sowohl im zeitlichen Querschnitt als auch im historischen Verlauf höchst variabel sind.

Seinen höchst instruktiven Ansatz testet Magnusson an vier vergleichenden historischen Fallstudien am Beispiel der Schneidwaren- und Kleineisenindustrie, und zwar in den Städten Sheffield, Solingen, Remscheid und Eskilstuna (Schweden), wo diese Branche jeweils eine lange vorindustrielle Tradition besaß und hochkonzentriert auftrat. Er wählt diese Branche aus, weil hier technologische Anreize für den Übergang zum zentralisierten Fabrikbetrieb lange Zeit ausschieden, revolutionäre Fertigungsmethoden, die eine Ablösung von Werkstatt- durch Fließproduktionsmethoden und damit die Ausnutzung technischer „economies of scale" ermöglicht hätten, auf absehbare Zeit nicht zur Verfügung standen. Die Analyse der Schneidwarenindustrie mit ihrer Geschichte der hochqualifizierten Handarbeit vermag also den Faktor Technologie zu kontrollieren.

Im Ergebnis gelangt Magnusson zu zwei grundsätzlichen Typen der Entwicklung. In Sheffield und Solingen erfolgte der Übergang zur Fabrikproduktion besonders langsam und punktuell, während die Branche als ganze stagnierte oder sogar schrumpfte. Die Ursache für diesen Entwicklungstypus sieht er in der besonderen Form der Kommerzialisierung der Branche an diesen Orten, die lange Zeit vor der eigentlichen kapitalistischen Industrialisierung eingesetzt hatte. Eine ausgeprägte

Arbeitsteilung zwischen den Produzenten machte in diesen Fällen quasi die ganze jeweilige Stadt zu einem fabrikartigen Mechanismus, zusammengehalten und koordiniert von Verlegern und einem subtilen System aus Mittelsmännern und Zwischenhändlern. Weder in der Produktion noch im Vertrieb, am Markt, waren hier die unzähligen kleinen Produzenten souverän; weder Umstellung auf billige Massenproduktion noch der entschiedene Rückzug auf Produktdiversifizierung und Qualitätssteigerung erschienen hier als Anreize für die Investition in fixes Kapital. Wenn es punktuelles Unternehmenswachstum gab, wie in Sheffield, so resultierte dieses aus der Bedeutungssteigerung der Vorproduktfertigung, hier der Stahlproduktion mit ihrer eingeschränkten Teilbarkeit und der Option, sich auf hochwertige Werkstoffe (Guß- und Tiegelstähle) zu konzentrieren. Die Kombination von Qualitätsstahlerzeugung und Fertigung hochwertiger Schneidwaren in breiter Produktpalette avancierte in Sheffield zur Basis weniger bedeutender Unternehmensgründungen.

In Remscheid – nur acht Kilometer von Solingen entfernt – und dem schwedischen Eskilstuna dagegen war die Arbeitsteilung zwischen kleinen Produzenten weniger ausgeprägt, ebenso wie die Produktspezialisierung. Auch die Stellung der Verlegerkapitalisten war weniger stark als in den Städten des ersten Typus. Hier konnte der Anreiz, ein größeres Vertriebsnetz zu errichten, Markenschutz durchzusetzen und Qualität und stetige Produktion zu sichern, zum Herauswachsen zentralisierter Fabrikbetriebe aus der Werkstattlandschaft der kleinen Produzenten führen. Einmal etabliert, zog die Investition in fixes Kapital weitere organisatorische Innovationen nach sich, weil man immer noch mit vielen kleinen, billig produzierenden Konkurrenten in demselben Markt agierte. Erst auf der Basis solcher „economies of scope and integration" wiederum wurde die Adaption moderner Fließfertigungsmethoden möglich und rentabel; ein komplementäres System aus vergleichsweise großen Firmen mit hohem Ausstoß und einer breiten, flexiblen Produktpalette und vielen mittleren und kleinen Zulieferern, oftmals hochspezialisiert, entstand, das auf zukünftige Marktveränderungen beweglich reagieren konnte.

Magnussons Studie illustriert die Komplexität und typologische Vielfalt des Übergangs zwischen dezentralisierter Werkstattproduktion handwerklicher Prägung und der zentralisierten Fabrikproduktion. Sie beweist, daß die Unternehmen der Industrialisierungsepoche oftmals Elemente beider Fertigungsformen kombinierten und auf flexible Weise immer neu zusammensetzten. Sie legt darüber hinaus nahe, daß sowohl für eine moderne Wirtschaftsgeschichte als auch für eine innovative Sozial- und Kulturgeschichte der Arbeiterschaft das Verhältnis von Kapitalismus und Industrialismus neu zu durchdenken ist. Es war die besonders durchgreifende Kommerzialisierung auf handwerklicher Grundlage, der besondere zeitliche Vorsprung des Kapitalismus gegenüber der Industrialisierung, welche ein kontinuierliches Hinauswachsen der Fabrik aus der Werkstatt in Sheffield und Solingen so lange verhinderte. Daraus aber läßt sich durchaus die These ableiten, daß der Industrialisierungsprozeß in Deutschland im Vergleich besonders zu den angelsächsischen Ländern in vielen Branchen ein besonderer war, ein Prozeß, bei dem eine Polarisierung zwischen isolierter Fabrikindustrialisierung und vielen kommerzialisierten Handwerken dominierte und erstere die Unternehmensbildung in den letzteren auf breiter Front hemmte. Eine solche Konstellation könnte z. B. auch die spezifische Form der frühen deutschen Arbeiterbewegung, die vor allem in diesen kommerzialisierten, nichtindustrialisierten Handwerken und Gewerben wurzelte, präziser erklären helfen. Eine auf allgemeine Vereine gestützte, parteipolitisch früh verselbständigte, auf Revolution und sozialistische Umgestaltung ausgerichtete Arbeiterbewegung scheint nur in einem solchen industriefernen, aber durch die Konkurrenz von Industrie und durch Kapitalabhängigkeit von nichtproduzierenden Geldgebern in seiner Selbständigkeit bedrohten Produzentenmilieu verbreiteten Mentalitäten und Bedürfnissen entsprochen zu haben. Es bleibt zu hoffen, daß Magnussons Studie, an der nur ein ärgerliches, nachlässiges Lektorat zu monieren ist, weitere zukünftige Untersuchungen des Industrialisierungsprozesses abseits der großindustriellen Branchen anregen wird.

Thomas Welskopp

MEYER-LENZ, Johanna: **Schiffbaukunst und Werftarbeit in Hamburg 1838–1896. Arbeit und Gewerkschaftsorganisation im industrialisierten Schiffbau des 19. Jahrhunderts.** – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Verlag Peter Lang 1995. 638 S.

WEINHAUER, Klaus: **Arbeitskampf im Hamburger Hafen. Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter 1914–1933** (= Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart). – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Schöningh 1994. 420 S.

Die Autor(inn)en dieser beiden Hamburger Dissertationen haben für ihre lokal begrenzten Branchenstudien über Werft- bzw. Hafenarbeiter Hamburg ausgewählt. Die Freie und Hansestadt an der Elbe war im Kaiserreich und während der Weimarer Republik nicht nur Deutschlands größter Seehafen und ein bedeutender Schiffbauplatz, sondern auch eine Hochburg der deutschen Arbeiterbewegung.
Seitdem sich in der Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung seit den 70er/80er Jahren ein Perspektivenwandel vollzogen hat, konzentriert sich das Interesse nicht mehr auf die Organisationsgeschichte der Arbeiterbewegung oder die Auseinandersetzung mit ihren theoretischen Debatten. Weinhauer fragt nach den treibenden Kräften der Handlungs- und Organisationsfähigkeit der Hafenarbeiterschaft und Meyer-Lenz nach der Zusammensetzung der Werftbelegschaften sowie ihrem Organisationsverhalten in der Transformationsperiode von der vorindustriellen Gesellschaft zur Moderne. Das Erkenntnisinteresse beider ist auf die einzelnen Gruppierungen der Werft- bzw. Hafenarbeiter mit ihren unterschiedlichen Berufs-, Lebens- und Organisationsgefügen gerichtet, „ohne ihnen eine a priori definierte historische Aufgabe zuzuordnen", wie es Meyer-Lenz (S. 37) formuliert. In ihren einer sozialhistorisch erweiterten Arbeiterbewegungsgeschichte zuzuordnenden Studien versuchen sie, den Arbeiteralltag mit der Organisationsgeschichte zu verknüpfen.
„Schiffbaukunst" bezeichnet die handwerkliche Produktion im Holzschiffbau, „Werftarbeit" ist dem industriell betriebenen Eisen- bzw. Stahlschiffbau zuzuordnen. Der Untersuchungszeitraum der Werftarbeiterstudie umfaßt die Zeitspanne von der Aufhebung der Zunftordnung im Hamburger Schiffbau im Jahr 1838 bis 1896, als die Hamburger Werftarbeiter dem Deutschen Metallarbeiterverband beitraten, womit ein neuer Ansatz der gewerkschaftlichen Organisation auf den Werften erfolgen sollte. Die Entwicklung eines industrialisierten Seeschiffbaus wurde durch eine technische Revolution in dieser maritimen Branche bewirkt. Die Autorin skizziert diesen sich im ausgehenden 19. Jahrhundert in Deutschland vollziehenden Prozeß, die dabei praktizierte Arbeitsteilung und Maschinisierung sowie die Produktionstechnik und Arbeitsorganisation. Tatsächlich führte der Werftbetrieb des industrialisierten Eisenschiffbaus Arbeiterschichten aus unterschiedlichsten Kategorien, Traditionen und Mentalitäten zusammen: „alte" Handwerker-Arbeiter, neue Facheliten sowie angelernte und ungelernte Arbeiter. Exemplarisch werden anhand der Werft Blohm & Voss die Trends und die Binnendifferenzierung der Belegschaft und die Verschiebung traditioneller Berufsfelder sowie die Ausbildung neuer Tätigkeitsbereiche nach dem Übergang vom Holz- zum Eisenschiffbau u. a. am Beispiel der Schiffszimmerer analysiert. Deren berufliche Position hat sich nach dem Funktionsverlust im untergegangenen Holzschiffbau, wo sie eine zentrale Bedeutung bei der Produktion besessen hatten, im Eisenschiffbau durchaus wieder stabilisiert. Der Schiffszimmermann gewinnt dort die Position eines qualifizierten Fachhandwerkers. Damit macht die Autorin u. a. deutlich, daß im Gegensatz zu den bisher gängigen Vorstellungen der „moderne" Eisenschiffbau zu keiner Dequalifikation dieser Berufsgruppe führte.
In seiner Hafenarbeiterstudie macht Weinhauer den Schauermann als typischen Träger unionistischer wie auch kommunistischer Gewerkschaftsorganisationen aus. Wenn diese sich überhaupt organisierten, so unterstützten sie Gewerkschaften mit einer konfliktorientierten Aktionsweise, die auf sofortige Verwirklichung naheliegender Ziele ausgerichtet waren – wie z. B. die AAU. Dagegen tendierten andere Arbeitergruppen – so z. B. die Ewerführer und (Staats-)Kaiarbeiter – zu Gewerkschaften, die ihren Kampf um die Verbesserung von Lohn- und Arbeitsbedingungen auf lange Sicht anlegten und eine offene Konfrontation mit den Unternehmern nur als allerletzte Möglichkeit der Konfliktregelung ansahen. Beide Autor(inn)en stellen – übereinstimmend – spezifische Affinitäten der unterschiedlichen Arbeitergruppen hinsichtlich jeweils konkurrierender gewerkschaftlicher Konzeptionen fest.
Weinhauers Erkenntnisinteresse zielt auf die Frage: Welche Faktoren haben dazu beigetragen, daß gegenüber der hohen Konfliktbereitschaft im Kaiserreich die Hamburger Hafenarbeiter während der Weimarer Republik „müde" geworden sind,

d. h. ihre Aktionsfähigkeit reduziert worden ist? Deswegen setzt der Autor sich zunächst mit der Binnenstruktur der Hafenarbeiterschaft auseinander. Die typischen Berufsgruppen im Hafenbetrieb waren die Schauerleute, Kaiarbeiter, Ewerführer und Bunkerleute. Inwieweit läßt sich die größere Konfliktbereitschaft der unständigen (gegenüber den fest beschäftigten) Hafenarbeiter aus den unterschiedlichen Lebensperspektiven beider Gruppen erklären? War auch deren Verhältnis zu den gewerkschaftlichen Organisationen davon bestimmt? Ausgehend von einer Analyse der Arbeits- und Lebensbedingungen der Hafenarbeiter, fragt er: Wie veränderte sich ihre Lage am Arbeitsmarkt, insbesondere durch Rationalisierungsmaßnahmen im Hafenbetrieb, vorgenommen durch den Hafenbetriebsverein? Er stellt die verschiedenen Gewerkschaften im Hafenbereich vor, insbesondere den (freigewerkschaftlichen) Deutschen Transportarbeiter-Verband, die linkskommunistische Allgemeine Arbeiter-Union (AAU) und für die Endphase der Weimarer Republik dann noch die Revolutionäre Gewerkschafts-Opposition (RGO). Der Autor macht deutlich, „daß die gewerkschaftliche Spaltung der Hafenarbeiterschaft nicht vorrangig auf politisch-ideologische Differenzen zurückzuführen war", sondern zwischen den unionistisch/syndikalistischen und den sozialdemokratischen Organisationen und ihren Mitgliedern „bereits im Arbeitsalltag unterschiedliche Normen und Wertmuster" vorlagen (S. 25).

Im Gegensatz zum Kaiserreich führten während der Weimarer Republik Tarifverträge, Schlichtungswesen und die durch das Betriebsrätegesetz legalisierten (und integrierten) Betriebsräte zu einer stärker formalisierten und institutionalisierten Konfliktaustragung im Hafenbereich. Zudem reduzierte die Technisierung des Hafenumschlages, z. B. durch die Schaffung neuer Einzelarbeitsplätze, „die Fähigkeit der Arbeiter zum kollektiven Handeln" (S. 383). Auch lösten sich während der Weimarer Republik die vordem homogenen Wohnviertel der Hafenarbeiter allmählich auf. Es wandelte sich das Arbeits- und Organisationsverhalten der Hafenarbeiter. Die der kapitalistischen Arbeitsmoral entgegengesetzten Wertmuster und ein vorindustriell geprägter Arbeits- und Lebensrhythmus wurden zunehmend überlagert. Immer mehr Hafenarbeiter konnten sich den betrieblichen Herrschaftsmechanismen, die auf Unterordnung, Fleiß und Pünktlichkeit abzielten, nicht mehr entziehen.

Klaus Weinhauer hat mit dieser Veröffentlichung eine fundierte, methodisch reflektierte, unnötige Details vermeidende, in sprachlicher Hinsicht und in der Art der Darstellung erfreuliche und lesenswerte Studie verfaßt.

Johanna Meyer-Lenz hat eine ambitionierte, arbeitsintensive regionalhistorische Arbeit vorgelegt, die einen wichtigen exemplarischen Beitrag zur Entwicklung des Zusammenhanges von Handwerkerkultur und Arbeiterbewegung darstellt. Sie muß sich allerdings fragen lassen, ob sie zumindest die ersten Kapitel ihrer Arbeit nicht wesentlich straffer hätte abfassen können. Und warum hat sie nicht mancherlei Details – wenn sie schon glaubte, auf deren Wiedergabe nicht verzichten zu können – wenigstens in den Anmerkungsbereich verwiesen, um den durchlaufenden Text lesbarer zu gestalten? Insgesamt 115 Tabellen unterbrechen den Text und damit auch dessen Lektüre. Die 44 Abbildungen (Fotos und zeitgenössische Zeichnungen; keine Lagepläne der Werften) erwekken – angesichts der sinnvollen Auswahl und ihres großen Informationsgehaltes – Bedauern, daß die mangelhafte Papierqualität sie kaum zur Wirkung kommen läßt.

Auf die Gefahr hin, mich dabei dem Vorwurf reduzierter Ansprüche oder gar der wissenschaftlichen „Dünnbrettbohrerei" auszusetzen, sei doch die Frage erlaubt: Müssen Dissertationen heutzutage mehr als 600 Druck(!)seiten umfassen? Solch umfangreiche Arbeiten wirken ermüdend und erhöhen nicht die Freude an der Lektüre. Wird damit nicht vielleicht zudem der Verdacht genährt, daß von einem gewissen Seitenumfang an Quantität in Qualität umschlägt? Oder stellen sich solche Autor(inn)en durch ihre Detailverliebtheit etwa selbst ein Bein?

Peter Kuckuk

BERNNAT, Hubert: **125 Jahre Arbeiterbewegung im Dreiländereck. Die Geschichte der Lörracher SPD von den Anfängen 1868 bis zur Nachkriegszeit 1948.** – Lörrach: SPD-Kreisverband und -Ortsverein 1993. 252 S.

Der bislang wenig erforschten Geschichte der Arbeiterbewegung in Lörrach, neben Mannheim einer der Gründungsorte der badischen Sozialdemokratie, hat Hubert Bernnat eine Regionalstudie gewidmet. Durchgehend verfolgt wird vor allem anhand von Wahlanalysen das Verhältnis zwischen der von der Textilindustrie dominierten Stadt im äußersten Südwesten Deutschlands und dem ländlichen Amtsbezirk. Von besonderem Interesse

sind die grenzüberschreitenden Einflüsse aus der Schweiz und aus dem Elsaß. Die enge Zusammenarbeit mit der Basler Sozialdemokratie hat den lange Zeit exponiert linken Kurs der Lörracher SPD mit beeinflußt. Bernnat hat seine Darstellung, von den gängigsten Zäsuren der allgemeinen Politikgeschichte abweichend, nach einer kurzen Einführung in drei gleichgewichtige Kapitel unterteilt: „Von der Wiedergründung bis zum Ersten Weltkrieg 1869–1914", „Vom Kriegsausbruch bis zur Weltwirtschaftskrise 1914–1928" und „Von der Auflösung der Weimarer Demokratie bis zur Nachkriegszeit 1929–1948".

In Lörrach, wo bereits 1848 der Sozialrevolutionär Gustav Struve die „Deutsche Republik" ausgerufen hatte, entstand 1868 mit Basler Unterstützung die einzige Sektion der Internationalen Arbeiter-Association in Baden. Nach kurzzeitigem Verbot und schneller Wiedergründung schloß sie sich 1869 der SDAP August Bebels an, der 1874 als Zählkandidat im Lörracher Wahlkreis fungierte. Eine wichtige überregionale Rolle spielten Sozialdemokraten aus Basel, dem Elsaß und Südbaden in den Anfangsjahren des Sozialistengesetzes, als von dort aus der Schmuggel politischer Schriften nach Deutschland organisiert wurde. Im Lauf der 1890er Jahre gelang einer jüngeren Generation von Sozialdemokraten die organisatorische und politische Festigung in der Stadt Lörrach, wo sie bei den Reichstagswahlen 1898 zur stärksten Partei wurden. Parallel dazu verlief die Aufwärtsentwicklung der Gewerkschaften. 50 Prozent der Mitglieder des Textilarbeiterverbandes in Baden waren in der Lörracher Filiale organisiert. Sehr viel schwieriger gestaltete sich der Durchbruch der Arbeiterbewegung im Umland, nicht zuletzt, weil ihr ein überzeugendes Agrarprogramm fehlte. Das Jahrzehnt bis 1914 beschreibt Bernnat als die „erfolgreichste Periode in der gesamten Geschichte der Lörracher SPD". Wahlerfolge machten die Stadt zu einer Hochburg der badischen Sozialdemokraten. Intensiv war die Zusammenarbeit mit der ebenfalls wachsenden Arbeiterbewegung in der Schweiz und im Elsaß. Die Lörracher Sozialdemokraten verfügten über eine eigene, in Basel gedruckte Zeitung. Auch in vielen kleineren Gemeinden des Amtsbezirks entstanden Ortsvereine. Den Gewerkschaften gelang der Durchbruch zur Massenorganisation, mit Streiks und Verhandlungen konnten sie wichtige Teilerfolge erzielen. Innerhalb der badischen Sozialdemokratie, deren Führung 1905 mit der „Großblockpolitik" ein Wahlbündnis mit den Nationalliberalen gegen das Zentrum einging, verfolgte der Lörracher Ortsverein einen linksoppositionellen Kurs, für den jahrzehntelang vor allem der Gewerkschaftssekretär Adolf Kieslich stand. Adolf Geck, einer der entschiedensten Gegner der revisionistischen Linie auf Landesebene, war häufiger Gastredner, und 1910 – auf dem Höhepunkt der Debatte um die Budgetbewilligung im Badischen Landtag – hielt Rosa Luxemburg eine Versammlung in Lörrach ab. Auch gegen Aufrüstung und Kriegsgefahr hatten sich die Lörracher Sozialdemokraten stark engagiert, und der Internationale Sozialistenkongreß von 1912, auf dem Jean Jaurès und August Bebel im Basler Münster den Friedenswillen der Arbeiterschaft zum Ausdruck brachten, erschien vielen als selbstverständliche Konsequenz der im Alltag erlebten grenzüberschreitenden Zusammenarbeit.

Lörrach gehörte zu den wenigen badischen Orten, an denen während der kritischen Tage vor dem Beginn des Ersten Weltkrieges eine große Protestkundgebung der Sozialdemokraten stattfand. Doch nach dem Schwenk der Parteiführung auf die Linie der Landesverteidigung bewirkten Kriegsrecht, Zensur, Kriegsdienst und später auch die schwierige Versorgungslage einen Niedergang der Partei- und der Gewerkschaftsarbeit. Nach 1917 entstand in Lörrach zunächst kein USPD-Verband, und die Rätebewegung am Kriegsende erreichte die Stadt erst mit zeitlicher Verzögerung. Hoffnungen der Lörracher Sozialdemokraten, in den Nachkriegswahlen ihren Stimmenanteil deutlich zu vergrößern, erfüllten sich nicht. Katastrophale Wahleinbrüche und die Erfolge von USPD bzw. KPD, die die SPD in Lörrach 1919 erstmals überrundeten, machten deutlich, daß die SPD die Unzufriedenheit ihrer bisherigen Anhänger nicht mehr auffangen konnte. Nur in Abwehrsituationen, etwa während des Kapp-Putsches, fanden sich die Arbeiterparteien zu Aktionsbündnissen zusammen. Die unruhige politische und schwierige wirtschaftliche Situation in den Anfangsjahren der Weimarer Republik, Erwerbslosigkeit und Inflation, die die ohnehin sehr schlecht bezahlten badischen Textilarbeiter besonders hart trafen, eskalierten im Lörracher Septemberaufstand 1923. Die unnachgiebige Haltung von Arbeitgebern in Tarifverhandlungen, lange aufgestauter Unmut vieler Arbeiter, durch den direkten Vergleich mit der stabileren Schweiz noch verstärkt, intensive Agitation der KPD, die eng mit der Zentrale der schweizerischen KP in Basel zusammenarbeitete, die Ausrufung des Generalstreiks, die Verhängung des Ausnahmezustands durch den sozialdemokratischen Innenminister Adam Remmele, Unruhen und Polizeieinsätze, bei denen drei Demonstranten

getötet und weitere verletzt wurden, schließlich eine Vereinbarung, die die kritische Situation nur oberflächlich entschärfte, hatten, so Bernnat, „Gräben aufgerissen, die bis 1933 nicht mehr zugeschüttet werden konnten". Bei den Wahlen von 1924 sank die SPD in Lörrach auf 10,1 Prozent gegenüber 26,4 Prozent für die KPD, die sich als feste Größe etablierte und bis zum Ende der Weimarer Republik stärker als die SPD blieb. Die linke Lörracher SPD-Linie einer pragmatischen Zusammenarbeit mit der KPD hatte angesichts der verheerenden Wahlergebnisse, der entgegengesetzten Politik auf Landes- und Reichsebene und der stärker werdenden Abhängigkeit der KPD von der Kommunistischen Internationale kaum noch Chancen. Immerhin gelang es, ein eigenes sozialdemokratisches Vereinsgeflecht in den stabileren Jahren der Weimarer Republik auszubauen. Neue Mitglieder- und Wählerschichten konnten dadurch jedoch nicht gewonnen werden. Mit der 1927 gegründeten Oberrheinischen Sozialistischen Vereinigung (OSV), der die sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien Basels, Südbadens und des Oberelsaß angehörten, wurde der Versuch einer Aussöhnung der ehemaligen Kriegsgegner und einer Wiederaufnahme der engen Kooperation vor 1914 unternommen.

Der Weltwirtschaftskrise und dem Aufstieg des Nationalsozialismus konnte die SPD in der Region Lörrach trotz großen individuellen Einsatzes weniger entgegensetzen als in anderen Gebieten Deutschlands. Die Spaltung der Arbeiterbewegung zeigte sich auch in der getrennten Unterstützung von SPD und KPD aus Basel. Zwar wurde auch in Lörrach die Eiserne Front gegründet, doch deren Hauptträger, die SPD, war in manchen Vorkriegshochburgen seit den Juliwahlen 1932 nur noch eine Splitterpartei. Dennoch zeigen Analysen, daß eine stärkere Zusammenarbeit der Arbeiterbewegung immer noch ein Gegengewicht gegen den Nationalsozialismus gewesen wäre: bei den Novemberwahlen 1932 stimmten im Amtsbezirk Lörrach 45 Prozent der Arbeiter entweder für die KPD oder für die SPD.

Für die Jahre von 1933 bis 1945 beschreibt Bernnat zunächst die „Machtergreifung" der Nationalsozialisten und die „Gleichschaltung" vor Ort. Ein eigener Abschnitt ist – ohne den Anspruch auf Vollständigkeit, aber teilweise weit über den Bereich der Arbeiterbewegung hinausgehend – der Verfolgung und dem Widerstand gewidmet. So war es bis Kriegsbeginn für viele Südbadener möglich, im Basler Gewerkschaftshaus Flugblätter und Informationen auszutauschen, Büroarbeit zu erledigen, politisch Verfolgten zu helfen oder in Arbeitersportvereinen tätig zu sein. Bis 1936/38 organisierte das „Grenzsekretariat Südwest" von Basel aus unter der Leitung des früheren badischen SPD-Vorsitzenden Georg Reinbold den illegalen Transport von Schriften und von Beitragsgeldern. In Lörrach selbst versuchten nach 1933 vor allem jüngere Sozialdemokraten, auch zusammen mit Mitgliedern des KJV, durch Protestaktionen und Flugblätter Widerstand zu organisieren und den Zusammenhalt untereinander aufrecht zu erhalten. Vom Bahnbetriebswerk Haltingen und vom Badischen Bahnhof in Basel aus gelang es Eisenbahnern, Schriften, aber auch politisch Verfolgte über die Grenze zu bringen. Denunziationen, Berufsverbote, Verhaftungen und Ermordungen werden anhand von Einzelschicksalen geschildert. Abschließend wird die Wiedergründung von SP und KP 1945 behandelt, die anfangs enge Zusammenarbeit in den Antifaausschüssen, bei der Reorganisation der Gewerkschaften und in der Kommunalpolitik. Bereits bei den ersten Wahlen war im Gegensatz zu den Ergebnissen aus der Weimarer Republik die Sozialdemokratie die stärkere Partei. 1948 konnte sie mit Arend Braye erstmals für mehr als ein Jahrzehnt den Lörracher Oberbürgermeister stellen.

Der Abdruck zahlreicher Schriftstücke, Bilder und tabellarischer Übersichten unterstreicht den dokumentarischen Charakter des Bandes. Leider hat sich relativ oft der Druckfehlerteufel eingeschlichen – verwirrend kann dies vor allem bei Jahreszahlen werden. Eine Zeittafel am Ende des Bandes hätte sicher die Übersicht über die enorme Materialfülle erleichtert. Doch diese Einwände wiegen leicht angesichts der hier vorgelegten, breit fundierten und lesbaren Darstellung der Geschichte der Arbeiterbewegung im Raum Lörrach, mit der durch die Auswertung einschlägiger Archiv- und Zeitungsbestände, aber auch von Material aus Privatbesitz regionalgeschichtliches Neuland betreten und dabei die allgemeine Sozial- und Politikgeschichte Deutschlands, der Nordwestschweiz und des südlichen Elsaß stets mit in den Blick genommen wird.

Jan Merk

RATZ, Ursula: **Zwischen Arbeitsgemeinschaft und Koalition. Bürgerliche Sozialreformer und Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg** (= Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 79). München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1994. 574 S.

In der 1901 gegründeten „Gesellschaft für Soziale Reform" (GfSR) fanden sich Sozialreformer konservativer und liberaler Prägung zusammen, um eine moderne Sozialpolitik vor allem mit Orientierung auf die Arbeiterschaft zu fördern. Vom „Ausgleich der Klassengegensätze" ausgehend, suchte die GfSR bei konfessioneller und parteipolitischer Neutralität eine Mittlerrolle zwischen Staatsbürokratie, Arbeiterorganisationen und politischen Parteien. Sie konnte die Beteiligung der christlichen und liberalen Gewerkschaften gewinnen, während die freien Gewerkschaften abseits blieben. Trennend wirkten die unterschiedlichen Konzeptionen des Klassenkampfes, die Gegensätze zwischen den Richtungsgewerkschaften und nicht zuletzt das Kalkül der bürgerlichen Sozialreformer, die Gewerkschaften von der SPD trennen bzw. über die Gewerkschaften die Umwandlung der SPD in eine nationale Reformpartei vorantreiben zu können. Dennoch kam es in den letzten Vorkriegsjahren zu vorsichtiger Annäherung und punktueller Zusammenarbeit. Im Weltkrieg entstanden neue und breitere Voraussetzungen durch die Beteiligung der Gewerkschaften an kriegsbedingten sozialpolitischen Aufgaben und durch die Zustimmung der Sozialdemokratie zum Burgfrieden. Daneben stellte die Hoffnung beider Seiten auf eine allgemeine politische Neuorientierung einen verbindenden Faktor dar.

Die Frage nach Möglichkeiten und Grenzen bürgerlich-sozialdemokratischer Kooperation im ausgehenden Kaiserreich und nach den Fernwirkungen für die politische Koalitionsbildung in der Weimarer Republik steht im Mittelpunkt der Untersuchung von Ursula Ratz, mit der sie ihre frühere Arbeit über die GfSR vor 1914 fortsetzt. Behandelt werden auf breiter Materialbasis neben der Geschichte des Verbandes während des Krieges Arbeitsgemeinschaften, an denen diese oder führende Mitglieder beteiligt waren: Gesprächskreise und gemeinsame literarische Unternehmungen (vor allem das von Friedrich Thimme und Carl Legien herausgegebene Werk „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland" und der weniger bekannte Sammelband Thimmes „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes"), sozialpolitische Arbeitskreise (Arbeitsvermittlung, Reichsarbeitsamt, Heimarbeit, Ernährungsfragen, Kriegswohlfahrtspflege, Tarifvertragswesen und Koalitionsrecht, Arbeitskammergesetz, Gestaltung der Übergangswirtschaft, sozialpolitische Klauseln des Friedensvertrags), ferner die gemeinsame Beteiligung an politischen Vereinigungen wie dem „Volksbund für Freiheit und Vaterland". Die Darstellung endet mit dem Beitrag der GfSR zu den sozialpolitischen Reformen von 1918/19 und ihrem Zerfall bei Beginn der Weimarer Republik. Im Anhang werden neun Dokumente über Tätigkeit und Zielsetzungen der GfSR sowie über ihre Einschätzung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse veröffentlicht.

Neben der Verbandsgeschichte und den sozialpolitischen Problemen der Kriegszeit zeigt das Buch Wirkungsmöglichkeiten und weltanschauliche Voraussetzungen sozialreformerischen Denkens im ausgehenden Kaiserreich auf. Ein zentraler Aspekt ist dabei die von führenden Mitgliedern der GfSR erstrebte Integration der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in den bestehenden Staat. Dabei wird deutlich, wie prekär trotz der günstigeren Bedingungen für eine Annäherung das Verhältnis zwischen reformorientierten bürgerlichen Kreisen und sozialdemokratischer Bewegung blieb. In der ersten Hälfte des Krieges kam es in einer „außerparlamentarischen Einheitsfront aus Gewerkschaftern und Sozialreformern" (S. 138) bei bewußter Ausgrenzung kontroverser Positionen zu fruchtbarer Kooperation in einer Reihe von Fällen. Solche Initiativen dienten allerdings nicht nur dem Ziel der Integration der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung; es ging auch um deren Einbindung in kriegspolitische Maßnahmen. Für die sozialdemokratische Seite ergab sich als Folge, daß sie vor allem auf kommunaler Ebene in gesellschaftliche und politische Organisationen hineinwuchs. Den davon ausgehenden integrativen Impulsen stand jedoch weiterhin tiefgehendes Mißtrauen gegenüber, das sich in der zweiten Kriegshälfte, besonders seit dem Januarstreik von 1918, durch Reideologisierungen erneut verschärfte. Die Mitarbeit des sozialdemokratischen Lagers beschränkte sich auf einzelne Mitglieder des reformistischen Flügels, die Führung von SPD und Gewerkschaften verharrte wie die Mitte bewußt in Distanz. Ein Grund dafür war die Frontstellung zu den christlichen und vor allem zu den „gelben" Gewerkschaften. Ebenso schwer wogen die ideologischen Vorbehalte beider Seiten. Die „nationalsoziale" Orientierung der bürgerlichen Sozialreformer mündete im Weltkrieg, beflügelt durch „Burgfrieden" und „Augusterlebnis", in die Konzepte

der „Volksgemeinschaft" und eines nationalen Sozialismus ein. Auch Liberale wie Hans Delbrück erwarteten von den Sozialdemokraten die Abkehr vom „ungesunden Internationalismus" (S. 100), vom Klassenkampf und generell vom Marxismus und erzeugten damit erneut Distanz. Das galt auch für das Ideal der „sozialen Monarchie", wie es Thimme für ein „neues Deutschland" empfahl (S. 106). Der Versuch, die „nationalen Elemente der Sozialdemokratie" zu sich herüberzuziehen bzw. über die Gewerkschaften eine neue „reine Arbeiterpartei" aufzubauen (S. 263 ff.), wurde auch auf dem rechten sozialdemokratischen Flügel, z. B. von Legien, als Absicht zur Spaltung des eigenen Lagers verstanden und abgelehnt. Im kritischen Moment des Übergangs zur Republik vertrat Hermann Oncken im Januar 1919 in bezug auf den „Volksbund für Freiheit und Vaterland" die Meinung, daß „eine gemeinsame Arbeit zwischen bürgerlichen Parteien und Sozialdemokratie [...] keine Aussicht habe" (S. 334).

Die Folgen der Tätigkeiten der GfSR während des Krieges werden von der Autorin als sehr komplex gekennzeichnet. Sie trugen zur Integration sozialdemokratischer Führungskräfte bei und schufen Grundlagen für die bürgerlich-sozialdemokratische Koalitionspolitik, hielten aber auch das wechselseitige Mißtrauen aufrecht. Die GfSR selbst suchte im Krieg ihren Ideen Einfluß zu verschaffen, wurde aber auch von politischen und militärischen Stellen benutzt, um in der Arbeiterschaft „‚erhöhtes Verständnis' für die vom Krieg auferlegten Pflichten" zu wecken (S. 248). Dem stand auf sozialdemokratischer Seite am Ende ein „Gemisch aus Verbitterung, Empörung, ‚seelischer Depression' und ‚dumpfer Gleichgültigkeit' vor allem durch wirtschaftliche Not und enttäuschte Reformhoffnungen" gegenüber (S. 250). Dennoch sieht die Verf. die Bilanz insgesamt eher positiv: es sei trotz aller Vorbehalte zu einer „Abflachung der Gräben" gekommen (S. 449), zur Grundlegung einer innovativen Sozialpolitik, die die sozialpolitische Neuordnung der Weimarer Republik vorbereitete, und zu einer bürgerlich-sozialdemokratischen Mitbeteiligung am Wandlungsprozeß vom Kaiserreich zur Demokratie. Die GfSR und ihr Umfeld zeigen, daß das Kaiserreich zu Reform und Modernisierung fähig gewesen sei. Auch wenn man dem zustimmt, bleiben vielleicht doch die ideellen und strukturellen Belastungen die eindrucksvollere Seite.

Agnes Blänsdorf

BRUNDIERS, Andreas: **Gegenrevolution in der Provinz. Die Haltung der SPD zu den Einwohnerwehren 1919/20 am Beispiel Celle** (= Hannoversche Schriften zur Regional- und Lokalgeschichte, Bd. 7). – Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 1994. 166 S.

Der Kampf um die Einwohnerwehren, deren Entstehungsbedingungen und politische Funktion als Sammelbecken für die Kräfte der bürgerlichen Reaktion auf die Auswirkungen der deutschen Novemberrevolution kennzeichnen die Entwicklung der Gegenrevolution zwischen 1918 und 1920. Hans Joachim Bieber hat den Blick auf die Bedeutung der konterrevolutionären Bürgerräte gelenkt (vgl. „Bürgertum in der Revolution. Bürgerräte und Bürgerstreiks in Deutschland 1918/20", Hamburg 1992). Für den Bereich der Einwohnerwehren als das militärische Pendant fehlten bislang weitgehend regionale oder lokale Detailstudien.

Andreas Brundiers stellt nun die Geschichte der Einwohnerwehren 1919/20 am Beispiel Celles in geschickter Weise auf dem Hintergrunde der allgemeinen Entwicklung der Wehren und Zeitfreiwilligenverbände dar. Er legt zugleich den Schwerpunkt auf den Kampf der SPD um eine republikanisch-demokratische Miliz. Celle ist insofern freilich untypisch, als hier die Kämpfe um die Gründung zur Bildung von Formationen wie einer Sicherheitskompanie, Bauernwehren und Flurwachen führten, bevor in der weiteren Phase – nach vergleichsweise lang anhaltendem Widerstand der SPD/USPD-Ratsfraktion – die Einwohnerwehr als polizeiliche Überwachungstruppe zur Bekämpfung des Schleichhandels eingerichtet wurde. Deutlich wird die Differenz zu der örtlichen SPD-Basis und der Politik der SPD-Minister Heine und Noske. Letztlich ist aber auch – trotz gewisser Phasenverschiebungen und Abweichungen im einzelnen – festzustellen, daß sich auf der Seite des Bürgertums eine Strategie durchsetzte, bei der Bürgerräte und Militär, aber auch die Verwaltungsinstanzen mit diesen zusammenwirkten, um die vorrevolutionäre Machtverteilung wieder herzustellen. Studien wie diese haben den großen Vorzug, daß sich bis in feinste Verästelungen die ideologischen Auseinandersetzungen, ihre Abhängigkeiten von zentral gesteuerten politischen Vorgängen und die personellen Kontinuitäten und Kongruenzen bei den bürgerlich-konterrevolutionären Gruppierungen verfolgen lassen. Bemerkenswerterweise bestätigt sich, daß in Celle im Unterschied zu früheren Unternehmungen die Einwohnerwehren schon im Kapp-Lütz witz-Putsch zum Teil real,

zum Teil potentiell das Rückgrat der Gegenrevolution bildeten – bis hin zu den späteren antirepublikanischen Privatarmeen und Wehrverbänden der Weimarer Republik.
Die Versuche, eine republikanische Wehr durchzusetzen, scheinen, wenn wir Brundiers folgen, an einer ambivalenten Haltung innerhalb der SPD zur Wehrfrage gescheitert zu sein. Jedenfalls wurde auch hier aufgrund von lokalen oder überregionalen Einflüssen bzw. unter dem Einwirken des Gewerkschaftsflügels das Konzept „Einwohnerwehr mit Arbeiterbeteiligung" verfolgt. Ob und inwieweit sich auch innerhalb der sozialistischen Kräfte innere Spannungen oder äußere Einflüsse auswirkten und diese gegenüber dem Bürgertum schwächten, das mit der Parole „Für Sicherheit und Ordnung gegen Spartakus" agierte, läßt sich der Untersuchung, vermutlich aufgrund der zuweilen unsicheren und schmalen Quellenlage, nicht entnehmen. Sie trägt aber in ausgezeichneter Weise zu einem „im Entstehen begriffenen Gesamtbild" (S. 14) bei. Im Vorwort weist Adelheid von Saldern zu Recht darauf hin, daß der damals kaum vollzogene Austausch der antidemokratisch eingestellten Funktionseliten ein grundlegender Geburtsfehler der Weimarer Republik war (S. 10). Brundiers' Arbeit ermöglicht einen wesentlich vertiefteren Einblick in die Konstitutionsbedingungen, innerhalb deren sich der bürgerlich-konservative Wille zur Machterhaltung gegen sozialdemokratische Versuche zur Machtgewinnung bei den zentralen Fragen der Bewaffnung und Militarisierung in örtlichen Strukturen durchsetzte. „Eine Untersuchung über die weitere Entwicklung der rechten Wehrverbände [...] hätte hier anzuknüpfen" (S. 154). Sie wird vermutlich direkte Verbindungslinien aufzeigen bis hin zum „Stahlhelm", zur Harzburger Front und zur NSDAP.

Albrecht Götz von Olenhusen

GROSSMANN, Atina: **Reforming Sex. The German Movement for Birth Control and Abortion Reform, 1920–1950.** – New York und Oxford: Oxford University Press 1995. XVII, 304 S.

Vor dem Hintergrund der auch in der Bundesrepublik nach wie vor anhaltenden Auseinandersetzungen um die Regelung der Abtreibung kommt dem vorliegenden Buch der amerikanischen Historikerin Atina Grossmann unmittelbar aktuelle Bedeutung zu. Die Autorin erinnert an die Kräfte, die sich in der Weimarer Republik um eine Reform des Sexualverhaltens und des rigiden Abtreibungsrechtes bemühten. Sie stellt damit eine Massenbewegung vor, die in verschiedenen Organisationen – etwa dem „Reichsverband für Geburtenregelung und Sexualhygiene" – in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre wohl etwas mehr als 150000 (meist männliche) Mitglieder umfaßte. Daneben standen Expertenorganisationen wie die „Gesellschaft für Sexualreform" oder der „Verein Sozialistischer Ärzte". „Laien" und „Fachleute", vornehmlich aus dem Bereich der Medizin, stritten in dieser Bewegung – bei gewichtigen programmatischen Unterschieden im einzelnen – gemeinsam für Familienplanung, „enlightened eroticism" (S. 26) und gegen die Kriminalisierung von Abtreibungen. Linksorientierte jüdische Ärzte und Ärztinnen spielten in diesem Kampf eine führende Rolle.
Das Buch gliedert sich in acht Kapitel. Nach einem knappen Resümee der demographischen Entwicklung vor und nach dem Ersten Weltkrieg skizziert Grossmann das vornehmlich von Medizinern entwickelte Konzept der „Medikalisierung der Sexualität", das ungewollte Schwangerschaften verhindern und damit Abtreibungen überflüssig machen wollte. Eugenische Gedankengänge wurden rasch zur gängigen Münze in der Sexualreformbewegung, wobei entscheidende Details – etwa die Frage der Zwangssterilisation von „Erbkranken" – allerdings sehr strittig blieben. Die Autorin untersucht sodann die Praxis der sexualreformerischen Arbeit in Berliner Eheberatungsstellen und Krankenkassenambulatorien. Die anschließende Darstellung der KPD-Kampagne gegen den Paragraphen 218 im Jahr 1931 offenbart einen Kontrast zwischen politischer Propaganda und sozialer Realität: während die Kampagne Frauen vor allem als hilflose, von Tod und Schande bedrohte Opfer von hartherzigen Ärzten und skrupellosen Quacksalbern präsentierte, war der Schwangerschaftsabbruch für viele Frauen in den 1920er Jahren ein wiederholt eingesetztes Mittel der Familienplanung. Trotz der rigiden Strafandrohung war Abtreibung in der Weimarer Republik ein Alltags- und Massenphänomen; gerade sog. „respektable" Ärzte fanden sich vielfach unter der Hand schnell zu einer entsprechenden Hilfeleistung bereit; zumindest in Berlin waren Abtreibungen – so zitiert Grossmann einen beteiligten Zeitzeugen – „almost legal" (S. 106).
Es folgt ein Abschnitt über den vornehmlich aus fiskalischen Gründen erfolgenden Abbau der Berliner Ambulatorien und Beratungsstellen in den Jahren der Weltwirtschaftskrise. Die nationalsozialistische Machtübernahme schließlich bereitete der

Weimarer Sexualreform ein radikales Ende: ihre wichtigsten Exponenten mußten ins Exil flüchten, die Massenorganisationen wurden aufgelöst, die Berliner Ambulatorien geschlossen. Grossmann betont zudem, die Errichtung der Diktatur habe auch im prekären Bereich der Eugenik Entwicklungslinien unterbrochen: "It is not the case that Weimar sex reformers, softened up by years of eugenic discourse and faith in state intervention, paved the way for, or were easily seduced into, support for Nazi population policy" (S. 165). In den beiden verbleibenden Kapiteln schildert die Autorin zum einen die Schicksale deutscher Sexualreformer und -reformerinnen im Exil; zum anderen untersucht sie die Frage, welche Bedeutung die Weimarer Tradition für die Formulierung der Familienpolitik in der Bundesrepublik bzw. in der DDR hatte. Während einige wenige Exilanten aus der UdSSR, die den stalinistischen Terror glücklich überstanden hatten, östlich der Elbe das Weimarer Modell der Integration von Sexualberatung und medizinischer Betreuung in Expertenzentren erneut durchsetzten, vereitelten der grassierende Antikommunismus und ein latenter Antisemitismus in der Bundesrepublik alle Versuche, an die linksorientierte und jüdisch geprägte Weimarer Sexualreformbewegung anzuknüpfen. Erst 1952 entstand mit „Pro Familia" eine bundesdeutsche Organisation zur Förderung der Familienplanung, die jedoch vornehmlich nach Remaskulinisierung der Familie und nach Stärkung des „Willens zum Kinde" strebte. Nur in der Abtreibungsfrage waren die beiden Staaten einander doch recht nahe, da auch die DDR die Möglichkeiten zum Schwangerschaftsabbruch restriktiv regelte. Bereits 1950 erfolgte das Verbot von Abtreibungen aus sozialen Gründen (zuvor war in der SBZ ein recht liberales Indikationsmodell praktiziert worden), weil solche Notlagen im „Arbeiter- und Bauernstaat" nicht mehr vorkommen könnten. In einer sehr kurzen Schlußbemerkung hebt die Autorin noch einmal hervor, daß der Hinweis auf vergleichbare Argumentationsmuster und ein identisches Vokabular noch keineswegs die Antwort auf die Frage nach den Kontinuitäten zwischen der Weimarer Republik, der NS-Zeit und den beiden Nachkriegsstaaten im Bereich der Bevölkerungs- und Familienpolitik liefere: "In different political contexts, the elements of a consensus about motherhood, eugenics, and rationalized sexuality fit together very differently" (S. 212).

Atina Grossmann bietet in ihrer flüssig zu lesenden Arbeit eine fundierte Gesamtschau eines besonders avancierten, aber auch von starken Widersprüchen gekennzeichneten Bereichs der Weimarer Sozialpolitik. Die programmatischen Diskussionen in der inhomogenen Sexualreformbewegung werden detailliert und überzeugend dargestellt. Auch dank der Ausdehnung des Untersuchungszeitraums bis in die 1950er Jahre hinein kommt die Autorin trotz deutlicher Sympathie für die sozial und politisch engagierten Ärztinnen und Ärzte der Weimarer Zeit zu abgewogenen Urteilen über deren Handeln und Denken. Die simple Glorifizierung als Vorkämpfer für Frauenrechte wird hier ebenso vermieden wie die einseitige Anklage wegen angeblicher Vorbereitung der NS-Politik.

Allerdings erscheint die Weimarer Republik in Grossmanns Darstellung doch wohl als allzu „modern". Die Gegenkräfte, die die Wirkung der Sexualreformbewegung wirkungsvoll eindämmten, bleiben weitgehend im dunkeln; die Konzentration auf Berlin verzeichnet das Bild. So erscheint es doch als zweifelhaft, ob Abtreibungen auch in katholischen Regionen so einfach „zugänglich" und so selbstverständlich Bestandteil der Familienplanung waren wie in Berlin.

Karl Christian Führer

GRÄSER, Marcus: **Der blockierte Wohlfahrtsstaat. Unterschichtjugend und Jugendfürsorge in der Weimarer Republik**. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1995. 306 S.

Mit der an der Universität Frankfurt am Main angefertigten Dissertation von Marcus Gräser findet die Geschichte der Jugendfürsorge in der Weimarer Republik bereits ihre dritte ausführliche Darstellung: Detlev Peukert und Elizabeth Harvey haben 1986 bzw. 1993 bereits entsprechende Studien vorgelegt. Der Schwerpunkt aller drei Untersuchungen liegt auf der Fürsorgeerziehung, einer gerichtlich verfügten Zwangsmaßnahme, die „gefährdete" Jugendliche aus ihrer Familie und ihrer gewohnten Umgebung entfernte. Die angeordnete Unterbringung bei Pflegefamilien oder in gefängnisähnlichen Heimen sollte die nach dem Urteil der Behörden sittlich devianten Jugendlichen gesellschaftlich wieder integrieren. 1928 unterstanden reichsweit 98 000 Mädchen und Jungen vornehmlich aus Familien der untersten sozialen Schichten dieser öffentlich verfügten Zwangserziehung. Zumal in den letzten Jahren der Republik geriet dieser Bereich der öffentlichen Jugendfürsorge in eine schwere Krise: gewalttätige Revolten in mehreren

Heimen artikulierten den Widerstand der Zöglinge gegen die an ihnen versuchte bürgerliche Verbesserung. In Reaktion auf diese Ereignisse begann unter den Fachleuten eine intensive Diskussion über die sog. „Unerziehbaren", in der auch „rassenhygienische" Argumente eine zunehmend wichtige Rolle spielten. Die dramatischen Finanzschwierigkeiten der öffentlichen Hand in der Weltwirtschaftskrise nach 1929 führten schließlich zur praktischen Umsetzung der in diesen Auseinandersetzungen vorformulierten Politik: 1932 wurden die angeblich „Unerziehbaren" und alle älteren Jugendlichen aus der Fürsorgeerziehung entfernt. In Kombination mit dem gleichzeitigen Ausschluß der Jugendlichen von den Leistungen der Arbeitslosenversicherung ergab dies einen weitgehenden Rückzug des Staates aus der Jugendfürsorge: die Unterschichtjugend blieb gerade in den Jahren der Wirtschaftskrise weitgehend aufsichtslos.

Von den Fakten her kann Gräser auf dem von ihm gewählten, eng begrenzten und bereits intensiv bearbeiteten Feld wenig wirklich Neues mitteilen. Der Autor versucht daher, seine Arbeit durch eine Neubewertung und Neuinterpretation der Tatsachen zu profilieren. Dabei setzt er sich vor allem kritisch mit Peukert auseinander, der die Krise der Fürsorgeerziehung als ein Beispiel für die „Pathogenese der Moderne" und für die Widersprüche der industriellen „Disziplingesellschaft" präsentiert hat. Diese Interpretation kann, wie Gräser überzeugend einwendet, nicht erklären, warum die Revolten der Zöglinge und der nachfolgende Um- und Abbau der Fürsorgeerziehung erst in den Jahren nach 1927 erfolgten. Die eigene Deutung des Autors argumentiert historisch konkret: die Ursache für die von den Zeitgenossen stark beachtete Krise der Fürsorgeerziehung lag nach seiner Ansicht in der Antiquiertheit der in den Heimen angebotenen Berufsausbildung, die aus den Zöglingen vor allem Landarbeiter(innen) machen wollte. Dieses an den Realitäten des Arbeitsmarktes vorbeigehende Ausbildungsziel schrieb die Marginalisierung der Zöglinge fest und schuf einen dauerhaft „deklassierten Teil der Unterschicht". Zudem gewann das Training allgemeiner Arbeitnehmertugenden wie Disziplin und Tüchtigkeit angesichts der Massenarbeitslosigkeit der Jahre nach 1929 zunehmend absurde Züge (S. 126 f.). Reformbemühungen scheiterten: zum einen verweigerten die Kirchen, die zahlreiche „freie" Erziehungsheime trugen, jede Anpassung an die Gegebenheiten der industriellen Welt; zum anderen hinderten hehre Ideale von der anzustrebenden „Persönlichkeitsbildung" auch die wenigen reformwilligen Praktiker daran, ihren Auftrag nüchtern als Dienstleistung zu definieren. Eine entschiedene Wendung hin zu einer modernen Berufsausbildung blieb daher in der Fürsorgeerziehung aus (S. 145).

Der von den Zöglingsrevolten inaugurierte „Auslesediskurs" war denn auch durchaus von Gemeinsamkeiten zwischen konservativen und reformerischen Kräften gekennzeichnet. Gräser bestreitet allerdings die von Peukert daraus abgeleitete These von der inhärenten „rassistischen Entwicklungsdynamik der Humanwissenschaften". Er sieht in der zunehmenden Dominanz rassistischer Kategorien in der zeitgenössischen Diskussion nur eine „eigentümlich zeitbedingte Verschränkung einer verunsicherten Fürsorge mit der Deutungsmacht und den Handlungsangeboten der Rassenhygiene", deren Attraktivität vor allem darin bestand, daß sie die Unsicherheit der Praktiker zu beseitigen versprachen, was denn „Verwahrlosung" eigentlich sei und was sie verursache (S. 163). Die Rückständigkeit der Fürsorgeerziehung, deren Anspruch und Praxis nicht in die moderne Industriegesellschaft paßten, und damit „Ungleichzeitigkeiten in Modernisierungsprozessen" sind laut Gräser die eigentliche Ursache für die Krise der Fürsorgeerziehung und der Grund für die Blockade einer „nüchternen, auf die industrielle Lebens- und Arbeitswelt ausgerichteten Wohlfahrtspflege" (S. 230).

Gräsers flüssig formulierte Darstellung ist durchaus ein Gewinn für die Geschichtswissenschaft. Die Auseinandersetzung mit Peukerts allzu abgehobenen Wertungen ist anregend zu lesen, auch wenn die eigenen Deutungen des Autors nicht durchweg überzeugen. Fragwürdig erscheint etwa die wiederholt vorgetragene Behauptung, die Fürsorgeerziehung habe den „Kern" der Jugendfürsorge der Weimarer Republik dargestellt (z. B. S. 47 und S. 90). Ist das Ausbleiben von Reformen in diesem Bereich in den Jahren nach 1918 nicht eher ein Indiz für ein Schattendasein zumal der „freien" (d. h. kirchlichen) Heime? Zudem stellt sich das Problem, daß nur etwa die Hälfte aller Zöglinge in Anstalten untergebracht wurde (S. 91). Die übrigen lebten in Pflegefamilien. Über diesen Bereich der Fürsorgeerziehung aber erfahren wir nichts. Unbefriedigend – weil nicht ausreichend kritisch reflektiert – schließlich ist die These des Autors, die Hinwendung zu einer modernen Berufsausbildung hätte die Probleme der Fürsorgeerziehung lösen können. Zumal für die Jahre der Weltwirtschaftskrise wirkt dieser Erziehungsoptimismus wenig überzeugend. Trotz solcher Einschränkungen handelt es sich bei Gräsers Arbeit insgesamt um einen

interessanten Beitrag zur Diskussion um das Wesen der Weimarer Sozialpolitik.

Karl Christian Führer

PAUCKER, Arnold: **Standhalten und Widerstehen. Der Widerstand deutscher und österreichischer Juden gegen die nationalsozialistische Diktatur** (= Stuttgarter Vorträge zur Zeitgeschichte, Bd. 4). – Essen: Klartext Verlag 1995. 71 S.

Der renommierte Historiker und langjährige Herausgeber des Jahrbuchs des Leo-Baeck-Instituts, Arnold Paucker, beschäftigt sich seit Jahren mit Fragen des Widerstands vor allem deutscher Jüdinnen und Juden. Der vorliegende Essay ist die erweiterte und um einen umfangreichen Anmerkungsteil ergänzte Fassung eines 1994 in Stuttgart gehaltenen Vortrags, der sich mit zentralen Problemen der historischen Forschung zu diesem Thema auseinandersetzt und dabei auch auf die spezifische Situation der österreichischen Juden eingeht, die sonst eher selten Beachtung gefunden hat. Wie der Autor selbst einleitend bemerkt, setzt er bei seinen Betrachtungen ein gehöriges Maß an Vorwissen voraus. Wer sich also zunächst einen historischen Überblick über die verschiedenen Widerstandsformen und deren Akteure verschaffen will, der sei auf den immerhin 25 Seiten umfassenden Anmerkungsteil verwiesen, der neben einem Überblick über die einschlägige Literatur auch zahlreiche Fakten und vertiefende Bemerkungen zu einzelnen Kontroversen bietet.

Pauckers Darstellung basiert auf zwei grundsätzlichen und in der wissenschaftlichen Diskussion keineswegs unumstrittenen Definitionsentscheidungen: So faßt er zum einen den Begriff des Widerstands vergleichsweise eng als vornehmlich politischen und/oder militärischen Kampf gegen die nationalsozialistische Diktatur. Die verschiedenen Formen der Selbstbehauptung dagegen, die von Trotz und Spott bis hin zum „Untertauchen" vor Deportationen reichen konnten, möchte er dagegen – bei aller Anerkennung des dazugehörigen Mutes – höchstens als Grenzfälle, als Widerstand „im weitesten Sinne" verstanden wissen, obgleich gerade dies diejenigen Reaktionsmöglichkeiten waren, die der großen Mehrheit der jüdischen Bevölkerung unter der Diktatur offenstanden.

Eine solche „strenge" Definition macht folglich in bezug auf die Situation der deutschen und österreichischen Juden nur dann Sinn, wenn sie mit einer vergleichsweise großzügigen Auslegung des Begriffes „jüdisch" einhergeht: hier plädiert Paucker dafür, die in der Literatur häufig zu findende und seiner Ansicht nach oftmals künstliche Gegenüberstellung von „jüdischem Widerstand" und „Widerstand von Juden" aufzugeben und statt dessen alle widerständigen Handlungen von Akteuren jüdischer Herkunft dem jüdischen Widerstand zuzuordnen. Sicher ist ihm dabei insofern zuzustimmen, als die Übergänge zwischen primär politisch und primär „ethnisch" motiviertem Handeln individuell häufig fließend waren und sich außerdem mit der Zeit verändern konnten, wie etwa für manche Mitglieder der Gruppe Baum nachgewiesen wurde – ganz abgesehen von der zu jeder Zeit größeren Gefährdung der jüdischen Widerstandskämpferinnen und -kämpfer. Andererseits stellt sich die Frage, ob durch eine derart umfassende Definition, die etwa den kommunistischen Spanienkämpfer oder den US-amerikanischen Soldaten deutsch-jüdischer Herkunft mit einschließt, nicht gleichzeitig die Spezifik des jüdischen Widerstands als Widerstand gegen die rassistische Verfolgung des eigenen Volkes verwischt werden könnte, da sie im allgemeinen, internationalen Kampf gegen den deutschen Faschismus aufzugehen droht.

Die Diskussion um diese Definitionsproblematik ist bis heute nicht beendet, so daß es letztlich vom Erkenntnis- bzw. Vermittlungsinteresse der jeweiligen Autoren abhängt, was diese unter „jüdischem Widerstand" verstanden wissen möchten. Paucker scheint es bei seinem Stuttgarter Vortrag in erster Linie um die Darstellung der Breite des Widerstands der deutschen und österreichischen Juden gegangen zu sein, die im wahrsten Sinne des Wortes „an allen Fronten" gegen Hitler kämpften. So konzentriert er sich zum einen auf den politischen Widerstand innerhalb Deutschlands während der ersten Jahre der nationalsozialistischen Diktatur, als sich ca. 1000 bis 1500 Kommunisten und Sozialisten jüdischer Herkunft an den Aktivitäten ihrer jeweiligen Parteien beteiligten. Hinzuzuzählen sind die politisch aktiven Mitglieder der verschiedenen Gruppen der jüdischen Jugendbewegung – der Autor schätzt sie auf 500 bis 600 Jungen und Mädchen –, die z. T. personell eng mit den Jugendorganisationen der linken Parteien verbunden waren. Die Gruppe um Herbert Baum ist das bekannteste Beispiel, sie stellt jedoch im Rahmen des politischen Widerstands insofern eine Ausnahme dar, als sie bis in die Kriegsjahre hinein aktiv blieb, in einer Zeit also, in der der Widerstand der Arbeiterparteien schon weitgehend gebrochen und ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung geflohen war. Zum

anderen betont Paucker die breite Partizipation von deutschen und österreichischen Juden am militärischen Kampf gegen Deutschland, die von Spanien bis auf den Balkan, von Belgien bis nach Schanghai reichte. Zu Recht weist er darauf hin, daß oftmals der gleiche Name an verschiedenen Orten zu finden ist: erst in der illegalen Arbeit in Deutschland, dann als Interbrigadist in Spanien, später als Partisan in einem der besetzten europäischen Länder. Nahezu unbekannt geblieben ist hierzulande die starke Beteiligung gerade österreichischer Jüdinnen und Juden am Widerstand in Belgien, Frankreich und auf dem Balkan, die Paucker aus den Materialien des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands erschlossen hat.

Die Einbettung des jüdischen in den allgemeinen Widerstand ist ein weiteres zentrales Anliegen des Autors, und so unterzieht er die Haltung der nichtjüdischen deutschen Widerstandsgruppen zur verfolgten Minderheit einer genauen Analyse. Seine Darstellung des Verhältnisses der jüdischen Führung in Deutschland, d. h. der Reichsvertretung/-vereinigung zum konservativen Widerstand, und vor allem der Rolle Leo Baecks dabei sind vielleicht die spannendsten Passagen des Essays, zumal sich Paucker dabei auf kaum bekannte Vorgänge und Dokumente beziehen kann. Die Ausführungen zum Verhalten der Kommunisten und der nationalkonservativen Opposition gegen Hitler sind deutlich geprägt von der schmählichen Debatte des Sommers 1994, als eine publizistische Kampagne auf die Eliminierung der Darstellung der kommunistischen Aktivitäten und Persönlichkeiten aus der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin abzielte. So verweist Paucker, wenn auch in noch recht vorsichtigen Worten, auf den Antisemitismus der „Männer des 20. Juli" und sieht sich gleichzeitig gezwungen, die Motive der jungen jüdischen Antifaschisten, einschließlich der Kommunisten unter ihnen, zu verteidigen: ein, so scheint es, im Deutschland der neunziger Jahre immer noch – oder schon wieder – notwendiges Unterfangen.

Stefanie Schüler-Springorum

Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion. Berlin 1939 bis 1945. Hrsg. von Wilfried LÖHKEN und Werner VATHKE. – Berlin: Edition Hentrich 1993. 208 S.

Sehr lange hat es gedauert, bis sich die Geschichtswissenschaft in Deutschland mit dem Widerstand von Juden gegen den Nationalsozialismus beschäftigt hat. Nachdem einzelne Arbeiten dazu, verstärkt in den achtziger Jahren, publiziert worden waren, stellte 1993 die von einer Gruppe von Studenten, Lehrern und Hochschullehrern konzipierte Ausstellung „Juden im Widerstand" für die Region Berlin einen wichtigen Beitrag zur öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Thema dar. In der Edition Hentrich erschien zur Ausstellung ein Aufsatzband, der auch die Eröffnungsrede des Direktors des Londoner Leo-Baeck-Institutes, Arnold Paucker, enthält. Knapp skizziert er darin nicht nur die Dimensionen des bewaffneten Widerstands deutscher Juden in Spanien, in den von Deutschland besetzten europäischen Ländern und innerhalb der alliierten Armeen, sondern vor allem die Problematik jüdischen Widerstands in Deutschland, wo nicht einmal innerhalb kommunistischer oder national-konservativer Widerstandskreise Platz für die Ziele jüdischen Widerstands war. Sehr viel schärfer, zugespitzter geht Eike Geisel in seinem Essay „Störenfriede der Erinnerung" auf die hoffnungslose Verlassenheit der Juden innerhalb der deutschen Gesellschaft ein und auf die entlastende Funktion, die die These von der Passivität der deutschen Juden für die nichtjüdischen Deutschen bis heute beim Rückblick auf den Nationalsozialismus hat. Eindringlich wird so die Brisanz des lange überfälligen Ansatzes, Juden nicht nur als Opfer, sondern Juden im Widerstand zu betrachten, deutlich gemacht.

Einzelne Beispiele jüdischen Widerstands aus den Jahren von 1938 bis 1943, von der Einführung der jüdischen Zwangsnamen bis zur generellen Überstellung aller jüdischen Angeklagten an die Gestapo, hat Simone Erpel für ihren Beitrag ausgewählt. Die fragmentarische, ohnehin nur die Sicht der Verfolgungsbehörden wiedergebende Überlieferung anhand der Akten des Generalstaatsanwalts beim Landgericht Berlin zeigt eine große Bandbreite von der Selbstbehauptung in alltäglichen Situationen und politischer Meinungsäußerung bis zur Teilnahme an organisiertem Widerstand und zum Untertauchen in die Illegalität. Der bekanntesten, in der Geschichtsschreibung des Widerstands am meisten berücksichtigten Gruppierung um Herbert Baum sind zwei Aufsätze

gewidmet. Eric Brothers versucht durch die Auswertung von Interviews mit Freunden und Zeitzeugen eine biographische Annäherung an Herbert Baum, von dem kaum schriftliche Zeugnisse existieren. Michael Kreutzer zeichnet ein differenziertes Bild der verschiedenen Gruppen um Herbert Baum. Die zu kurz greifende Frage nach jüdischem *oder* kommunistischem Widerstand läßt er dadurch hinter sich, daß er die beteiligten Menschen und die verschiedenen zeitlichen Phasen – von den Gruppenaktivitäten in den dreißiger Jahren, dem Entschluß zum praktischen Widerstand, dem Brandanschlag auf die antisowjetische Propagandaausstellung im Frühjahr 1942 und dem mißglückten Versuch des Untertauchens – in den Vordergrund seiner Darstellung rückt. Eine Ausnahmeerscheinung, die „Gemeinschaft für Frieden und Aufbau", in der Juden und Nichtjuden gemeinsam ab Herbst 1943 in Berlin und Luckenwalde den Unterschlupf gefährdeter Personen organisierten und Flugblattaktionen starteten, beschreibt Barbara Schieb-Samizadeh. Führende Köpfe waren der jüdische Elektrotechniker Werner Scharff, der trotz einer gelungenen Flucht aus Theresienstadt zu den riskanten Unternehmungen bereit war, und der nichtjüdische Justizangestellte Hans Winkler. Nach zwei Verhaftungswellen im Oktober und Dezember 1944 wurde Scharff zusammen mit fünf anderen Mitgliedern der Gemeinschaft von der Gestapo ermordet. Über sie und über die überlebenden Beteiligten informieren Kurzbiographien im Anhang an den Aufsatz. Christine Zahn schreibt über die zionistische Jugendgruppe „Chug Chaluzi" (Kreis der Pioniere), in der sich etwa 40 junge Menschen der drohenden Deportation entzogen, indem sie ab Februar 1943 im Berliner Untergrund lebten. Die auch von nichtjüdischen Menschen geleistete Hilfe bei der Ernährung und Unterkunft organisierte zunächst der Lehrer Jizchak Schwersenz, nach dessen Flucht in die Schweiz ab Februar 1944 Gad Beck. Wie gerade im letzten Kriegsjahr auch von der Genfer Weltzentrale der Hechaluz-Bewegung Hilfe geleistet werden konnte, wird in einem Interview mit dessen damaligem Leiter Nathan Schwalb-Dror geschildert.

Auch wenn seit einigen Jahren nicht nur für die Gruppen um Herbert Baum, sondern ebenfalls für die Gemeinschaft für Frieden und Aufbau und für Chug Chaluzi eigene Darstellungen vorliegen, bleibt der besprochene Band angesichts der lückenhaften Quellenlage, aufgrund der Sicherung der persönlichen Erinnerung von Überlebenden, nicht zuletzt aber durch die gemeinsame Einordnung unter das im öffentlichen Bewußtsein nach wie vor vernachlässigte Thema „Juden im Widerstand" wertvoll.

Jan Merk

STEINBACHER, Sybille: **Dachau – die Stadt und das Konzentrationslager in der NS-Zeit. Die Untersuchung einer Nachbarschaft** (= Münchner Studien zur neueren und neuesten Geschichte, Bd. 5). – Frankfurt a. M.: Verlag Peter Lang 1993. 289 S.

Besuchern, die mit der S-Bahn in Dachau ankamen, bot sich jahrelang ein für die meisten sicher verblüffender Anblick. Schon in der Unterführung begrüßte sie ein großes, buntes Plakat, das zum Besuch der „schönen Stadt Dachau" einlud, und erst nach einigem Suchen entdeckte man den unscheinbaren Hinweis in Schwarzweiß: „Fußweg zur KZ-Gedenkstätte". Wollte man den Inhalt der vorliegenden „Untersuchung einer Nachbarschaft" fotografisch wiedergeben, so eignete sich kaum etwas besser als dieses makabere Ensemble. Angeregt durch das bis heute immer wieder für Schlagzeilen sorgende, schwierige Verhältnis der Stadt Dachau zu „ihrer" KZ-Gedenkstätte, hat die Münchner Historikerin Sybille Steinbacher die vielfältigen Beziehungen von Stadt und Lager zum Thema ihrer Magisterarbeit gewählt und dabei auf der Basis einer beeindruckenden Materialfülle einiges zu Tage befördert, was dem eben erwähnten „Ensemble" ein beklemmendes historisches Fundament verleiht.

Da ist zunächst die Geschichte des Lagergeländes selbst, auf dem schon vor 1933 entscheidende Weichen für die Geschicke Dachaus gestellt wurden: das fünf Kilometer von der Stadt entfernte Areal wurde während des Ersten Weltkriegs für den Bau einer Pulver- und Munitionsfabrik gerodet, die der Stadt einen kurzzeitigen wirtschaftlichen Aufschwung und bald darauf langanhaltende Probleme brachte. Die mehrere tausend Menschen umfassende Belegschaft wurde 1919 arbeitslos, als die Fabrik im Rahmen der Abrüstungsbestimmungen des Versailler Vertrages stillgelegt wurde. Das in wenigen Jahren vom Marktflecken zur Industriearbeiterstadt mutierte Dachau bekam die Krisen der zwanziger Jahre nun um so heftiger zu verspüren und stand fortan an der Spitze der bayerischen Elendsstatistik. Kein Wunder also, daß die Stadt die erneuten Aktivitäten auf dem Gelände im Frühjahr 1933 freudig begrüßte, erhoffte man sich doch von der Eröffnung des Lagers einen

wirtschaftlichen Aufschwung, der auch prompt einsetzte, aber wieder nur von kurzer Dauer war: ab 1935 war die SS-Verwaltung völlig autark, und auch der letzte Versuch, als Stadt vom Lager zu profitieren, die Eingemeindung des verwaltungstechnisch zu zwei benachbarten Dörfern gehörenden KZs im Jahre 1939, blieb wirtschaftlich gesehen ein Mißerfolg. Lediglich private Unternehmen konnten ab 1942/43 durch den Einsatz von Zwangsarbeitern aus dem Lager Gewinne verbuchen.

Was sich in der ökonomischen Perspektive als kaum erstaunlich erweist, bedarf auf der politischen Ebene jedoch der Erklärung, die leider auch die Autorin nicht liefern kann. Wie kam es, daß die beiden dominanten sozialmoralischen Milieus der Katholiken und der Sozialisten in Dachau, die von ihr als bis 1933 intakt und gegen den Nationalsozialismus resistent beschrieben werden, derart schnell zusammenbrachen und sich die NS-Propaganda gerade hier „in besonders exzessiver Weise" entfalten und auf „fruchtbaren Boden" fallen konnte? Spielte die Nähe zum ersten Konzentrationslager dabei vielleicht doch eine größere Rolle, als sich aus den Quellen erschließen läßt?

Diese lassen ein Bild von der Haltung der Bevölkerung zum Lager entstehen, das gerade aufgrund seiner Normalität – und Aktualität – bedrückt: Wie überall anders auch, war diese Haltung im allgemeinen geprägt von subjektiven ökonomischen Interessen und vor allem von einer ausgeprägten Gleichgültigkeit. Dies änderte sich ansatzweise ab 1942/43 durch die direkte Konfrontation mit Häftlingen, die in städtischen Betrieben Zwangsarbeit leisteten und von einigen Dachauer Bürgerinnen und Bürgern heimlich Nahrungsmittel zugesteckt bekamen. Die Autorin legt jedoch zu Recht Wert darauf, daß diese durchaus mutige humanitäre Hilfe nicht mit politisch motiviertem Widerstand gleichzusetzen ist. Die wenigen Widerstandsversuche, die aus Dachau aktenkundig wurden, hatten wiederum keinerlei Bezug zur Situation der Häftlinge im Lager.

Umgekehrt pflegten die Stadt und ihre Bewohner vielfältige und intensive Kontakte zur SS-Wachmannschaft, die 1939 immerhin fast ein Fünftel der Dachauer Bevölkerung ausmachte. In der Lokalpresse wurde man bis Sommer 1934 unter der Rubrik „Aus dem Konzentrationslager" regelmäßig über Ereignisse und „Neuzugänge" informiert, später konnte man sich an den kulturellen Veranstaltungen erfreuen, die im SS-Gemeinschaftshaus am Lagergelände stattfanden. Diese und andere Befunde – etwa die zwielichtige Rolle des Stadtpfarrers Pfanzelt – fügen sich zu einer auf der gesellschaftlichen Ebene wohl recht guten „Nachbarschaft" zusammen, und man muß vielleicht die über Jahrzehnte erprobten Verdrängungskünste der Dachauer Öffentlichkeit kennen, um die Brisanz mancher Ergebnisse zu verstehen, die von Steinbacher konsequent unter Nennung aller Namen präsentiert werden. Dagegen bedarf es keiner lokalen Vertrautheit, um bei Szenen wie dieser nicht unwillkürlich an die derzeitige Debatte um „Eliminierungswünsche" in der deutschen Bevölkerung zu denken. Als die Dachauer Politprominenz 1934 in einer Gaststätte Fasching feierte, wählte sie sich eine anscheinend besonders erheiternde Kulisse: „Stilisierte Stacheldrahtzäune, drohende Mauern, als Schutzhäftlinge verkleidete Gestalten und grimmige Wachleute" lieferten zünftiges „Konzentrationslagerambiente".

So, wie sich aus solchen Details durchaus Rückschlüsse auf den moralischen Zustand nicht nur der Dachauer Bevölkerung ziehen lassen, spiegelt letztlich auch die fehlende Auseinandersetzung der Stadt mit dieser Vergangenheit nur – lokal verschärft – allgemeine bundesrepublikanische Wirklichkeit wider. Sybille Steinbachers akribische Studie sollte daher nicht nur in Dachau aufmerksam gelesen werden.

Stefanie Schüler-Springorum

DIEWALD-KERKMANN, Gisela: **Politische Denunziation im NS-Regime oder Die kleine Macht der „Volksgenossen".** – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1995. 256 S.

WOLTERS, Rita: **Verrat für die Volksgemeinschaft. Denunziantinnen im Dritten Reich** (= Forum Frauengeschichte, Bd. 19). – Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1996. 134 S.

Zu Beginn der 90er Jahre hat sich erneut ein Perspektivenwechsel in der Forschung zum Dritten Reich vollzogen: die Fokussierung auf Widerstand und Verfolgung wurde abgelöst durch Fragen, wie sich die nationalsozialistische Herrschaft auffächerte und wo die Transmissionsriemen zwischen Regime und Gesellschaft auszumachen sind. Fragt man also nach der sozialen Praxis von Herrschaft, so stößt man, wie es die parallelen Arbeiten von Klaus Michael Mallmann und Gerhard Paul über das Saargebiet[1] und Robert Gellately in seiner Studie über Würzburg[2] zeigen, auf die massenhafte Denunziation als ein Instrument zur Herrschafts-

sicherung und ein Indiz für die Akzeptanz des Regimes.

Parallel hierzu vollzog sich auch eine Öffnung in der Frauengeschichte: das bisherige Bild von Frauen im Nationalsozialismus als Opfern eines patriarchalischen Systems rückte in den Hintergrund bzw. wurde entscheidend verändert. Nunmehr wird verstärkt nach den Anteilen von Frauen an der Aufrechterhaltung der NS-Herrschaft, nach Verhaltensmustern von Mitmachen und Täterschaft gefragt. Es scheint nahezuliegen – anders ist der Erfolg des eher literarischen Buches von Helga Schubert über die „Judasfrauen"[3] wohl kaum zu erklären –, Denunziation als typisch weibliches Täterverhalten zu klassifizieren, legen doch die gängigen Konnotationen von Denunziation mit Klatsch und Petzen dieses nahe.

Mit ihrer Dissertation, die sich auf die Auswertung eines einmaligen Quellenbestandes, nämlich mehr als 1300 Akten und Unterlagen der NSDAP-Kreisleitungen und des gesamten Schriftverkehrs mit den NSDAP-Ortsgruppen in Lippe konzentriert, legt Gisela Diewald-Kerkmann erstmalig eine Arbeit vor, die sich ausschließlich auf die Darstellung des Phänomens „Denunziation" konzentriert. Durch die sicher notwendige Beschränkung auf diesen Quellenfundus ergibt sich jedoch ein entscheidender Einwand: Der Bestand enthält 292 Denunziationsfälle, eine Zahl, die zwar erheblich höher liegen dürfte als in den Jahren der Weimarer Republik, doch trotzdem auf den ersten Blick nicht sehr hoch ist. Im selbständigen Freistaat Lippe wohnten 1933 175 538 Menschen, d. h., in den zwölf Jahren des Dritten Reiches waren es weniger als 0,2 Prozent, die denunzierten. Das heißt, die Aussage, daß die Parteistellen sich „vor Angebern nicht retten konnten", steht in einem gewissen Widerspruch zur Quellenbasis (S. 83). Allerdings dürfte die Gesamtzahl der Denunziationen tatsächlich höher gewesen sein: viele „Volksgenossen" denunzierten mündlich oder wandten sich direkt an die Polizei oder andere Stellen. Um die Grundthese der Arbeit zu erhärten, daß es sich bei der Denunziation um ein massenhaftes Phänomen und um ein entscheidendes Instrument zur Herrschaftssicherung gehandelt habe, müßte man die Fälle von Denunziation in Bezug setzen zu den im weiteren Sinne politischen Delikten, die von Polizei, Gestapo und Justiz (Verfahren wegen Heimtücke) verfolgt wurden. Hier nämlich zeigen Ergebnisse aus verschiedenen Regionen, daß 60 bis 80 Prozent der Fälle, die von der Gestapo verfolgt wurden, durch Anzeigen aus der Bevölkerung zustande kamen.

Denunziation ist kein Phänomen des Nationalsozialismus: Diewald-Kerkmann weist ausdrücklich darauf hin, daß es keine gesetzliche Anzeigepflicht gegeben habe und daß der Versuch von Reinhard Heydrich, diese 1939 zu installieren, an den Bedenken des Generalbevollmächtigten für die Wirtschaft, des Oberkommandos der Wehrmacht, des Reichsjustizministers, des Reichspropagandaministers und des Preußischen Finanzministers scheiterte (S. 20). Hingegen bestand, und dies wurde in verschiedenen Kampagnen betont, eine „sittliche Pflicht" der Volksgenossen, jede Form von Dissens und Nonkonformität zur Anzeige zu bringen. Tatsächlich, und das ist das Erschreckende an den Studien zur Denunziation, setzte das Regime bestehende Hemmschwellen – auch im nationalsozialistischen Deutschland behielt das Wort „Denunziation" seinen verächtlichen Beigeschmack – außer Kraft. Bereits im Mai 1933 versuchten die Nationalsozialisten, die erwartete oder tatsächliche Flut von Denunziationen einzudämmen: eine falsche Anzeige konnte mit einem Jahr Gefängnis bestraft werden.

In einem zweiten Kapitel versucht Diewald-Kerkmann, die Ursachen für das Ansteigen von Denunziationen im Nationalsozialismus aufzuzeigen. Sie zieht zum einen die Kontinuitätslinien zum deutschen Militarismus, zum anderen betont sie die Entwicklung eines spezifisch deutschen „antagonistischen" und ausgrenzenden Nationalismus, den die Nationalsozialisten in ihre Volksgemeinschaftsideologie problemlos integrieren konnten. Wichtiger aber erscheinen ihr die Brüche. Es gelang den Nationalsozialisten, „tradierte Moralbegriffe und Normen auszuhöhlen und mit eigener Ideologie sowie eigenen Machtansprüchen zu besetzen" (S. 35). Im Zentrum aber stand die emotionale Suggestivität der „Volksgemeinschaft", deren egalisierende Momente und emotionale Aufladungen dazu führten, daß die Mehrheit der „Volksgenossen" das Regime freiwillig akzeptierte. Der Antisemitismus, oder besser: der Rassismus, war die Kehrseite der Volksgemeinschaftsideologie. Die Nationalsozialisten machten den Rassismus zum Dreh- und Angelpunkt staatlichen Handelns – und, wie Denunziationen gegen Juden zeigen, dies wurde von der Bevölkerung nicht nur akzeptiert, sondern gestützt. Die massenhafte Denunziation geschah in einem politisch-sozialen Klima, in dem jeder zum Volksfeind erklärt werden konnte. Die Justiz stellte ihr Instrumentarium dem „Maßnahmenstaat" (Ernst Fraenkel) zur Verfügung, in dem „das gesunde Volksempfinden und der Wille des Führers" oberste Richtschnur waren.

Leider, aber dies wäre wohl Thema einer weiteren Studie, koppelt Diewald-Kerkmann diese Überlegungen nicht an Befunde aus der Region Lippe zurück.

Nach der Machtergreifung schien es zunächst, daß die NSDAP an Bedeutung und Renommee verlor. Wie das Beispiel Lippe zeigt, waren nicht alle Parteileiter mit dem Wandel der Rolle der Partei zu einem „weltanschaulichen Erziehungsinstrument" zufrieden. Seit 1935 wurde sie zu einem wichtigen Kontroll- und Disziplinierungsinstrument aufgebaut, das wiederum die Denunziation aus der Bevölkerung für sich als Legitimations- und Herrschaftsinstrument benutzte.

Anhand der Auswertung der Akten kommt Diewald-Kerkmann zu einigen Korrekturen der bisherigen „Denunziationsgeschichte". Allerdings ist auch hier zu fragen, inwieweit einige ihrer Ergebnisse doch stärker mit den Besonderheiten des lippischen Raumes zu tun haben – so blieben in dörflichen Regionen die sozialen Milieus meist intakter als in den Industrieregionen, außerdem war in Lippe die NSDAP bereits vor 1933 stärkste Partei gewesen.

Die Denunziationsbereitschaft stieg nicht schlagartig nach der „Machtergreifung", sondern mußte offenbar durch direkte Kampagnen der NSDAP angestachelt werden. Der neu eröffnete Kampf gegen die Juden 1935, der für das Regime auch Ablenkungscharakter hatte, hatte einen ersten großen Anstieg von Denunziationen zur Folge. Eine ähnliche Zäsur bildete das Jahr 1942/43. In einer Phase des Krieges, in dem nach der Niederlage bei Stalingrad das Vertrauen der Bevölkerung zum Führer zu schwinden drohte, wurde erneut ein „erbarmungsloser Kampf gegen Minderwertige, Volksschädlinge und Defätisten" geführt. Auch hier ist zu fragen, ob der Befund, daß es dieser Kampagnen bedurfte, um die Denunziationsbereitschaft zu erhöhen, verallgemeinerbar ist. – Nicht halten läßt sich anhand des Materials aus Lippe die These, Denunziation sei ein typisches weibliches Verhalten gewesen: tatsächlich stammten bedeutend weniger Anzeigen von Frauen als von Männern (32 zu 235). Typisch für Denunziation in diktatorischen Regimes ist, wie das Beispiel Lippe zeigt, daß den meisten Denunziationen private Motive zugrunde lagen, die mit einem politischen Mäntelchen kaschiert wurden. Insofern wäre auch der Begriff „politische Denunziation", wie Diewald-Kermann ihn gebraucht, zu problematisieren. Motive wie sozialer Neid, ungelöste Konflikte am Arbeitsplatz, im Wohnbereich oder in der Familie waren vorherrschend. Sie waren jedoch gekoppelt mit Pflichtbewußtsein, und/oder der „Liebe zum Führer".

In einem weiteren Kapitel widmet sich Diewald-Kerkmann der strafrechtlichen Verfolgung in der Nachkriegszeit nach Kontrollratsgesetz Nr. 10 (Verbrechen gegen die Menschlichkeit) und kommt zu dem Schluß, daß die deutsche Justiz wenig Engagement an den Tag legte, diese Fälle zu verfolgen, hätte sie doch dann auch die eigene Mitwirkung an dem Zustandekommen der Unrechtsurteile gegen Denunziationsopfer thematisieren müssen. In einem Schlußresümee betont Diewald-Kerkmann, daß die Offenlegung der strukturellen Voraussetzungen für Denunziation gerade in totalitären Regimes darauf verweist, daß die Bereitschaft hierzu ein jederzeit mobilisierbares Potential darstellt.

Rita Wolters will in ihrer Studie den Aspekt weiblicher Täterschaft, so wie er in jüngster Zeit von der historischen Frauenforschung problematisiert wurde, am Beispiel der Denunziation im Dritten Reich beleuchten. Ihr Material ist die Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen, die von Rüter u. a. in Amsterdam zusammengetragen wurden.[4] Unter diesen Urteilen befinden sich auch etliche Denunziationsfälle. Auf dieses Material hatte sich bereits Helga Schubert gestützt, wobei Wolters zu völlig anderen und differenzierteren Ergebnissen kommt. Die Fallbeispiele, die Wolters ausführlich dokumentiert, beziehen sich sowohl auf Anzeigen im familiären Bereich, also dort, wo die gängige Sekundärliteratur die Denunziation an Frauen bindet, aber auch aus dem öffentlichen Bereich, z. B. aus dem Berufsleben. Eine besondere Kategorie stellen die weiblichen V-Leute der Gestapo dar.

Bevor sie sich den Einzelfällen zuwendet, rekurriert Wolters auf einen juristischen Täterbegriff, nämlich den der mittelbaren Täterschaft, wie er für die Denunziation in Frage kommt. Gerade für die Täter aus der Distanz ist das Rechtsempfinden oft herabgesetzt, zumal er oder sie häufig die Folgen der Anzeige ausklammert. In ihrem Rekurs auf die historische Frauenforschung fordert sie, daß von pauschalisierenden Aussagen über Frauen als Opfer oder als Täterinnen Abstand genommen werden müsse. Die Handlungen der Frauen seien rückzukoppeln an ihren jeweiligen gesellschaftlichen Status, an Mentalität, an Rassismus und Antisemitismus. In ihrem kurzen Überblick über die Rechtsprechung nach 1945, in dem sie zu einem ähnlichen Urteil wie Diewald-Kerkmann kommt, problematisiert sie die Nutzung dieser Urteile als Quelle. Da NS-Täter und -Täterinnen bis zu einem

gewissen Grad mit dem Entgegenkommen der deutschen Justiz rechnen konnten, müssen die gerichtlichen Äußerungen sehr vorsichtig interpretiert werden. Bei den Fallbeipielen wird deutlich, daß Denunziation in der Regel in einem Gruppenzusammenhang erfolgte und daß Frauen wahrscheinlich mehr Männer als Frauen denunzierten. Wenn sie Geschlechtsgenossinnen denunzierten, dann waren es meist Jüdinnen. Wolters ist ausgesprochen vorsichtig mit Verallgemeinerungen, da ihr Quellenfundus begrenzt ist. Geschah die Anzeige im privaten Bereich, so war meist ein längerer Entscheidungsprozeß vorangegangen. Während die Angeklagten nach 1945 die eigene Verantwortung leugneten und Selbstschutz, Pflichtgefühl oder Zwang von außen vorschoben, wiesen die Gerichte ihnen durchaus andere Motive, wie Neid, Verbitterung und Haß, nach. Seltener ließ man nationalsozialistische Überzeugung gelten. Hier wäre zu prüfen, ob dies nicht auch eine geschlechtsspezifische Komponente hat; nach meinem Eindruck wurde dieses Motiv bei Männern eher akzeptiert, und zwar dann durchaus als strafmindernd.

Abschließend setzt sich Wolters kritisch mit der These auseinander, Frauen hätten vor allem in privaten Räumen denunziert. Eine derartige Vorstellung impliziere die saubere Trennung von Privatem und Öffentlichem, die so nicht existiere; gerade totalitäre Regime versuchten, diese Scheidelinien aufzuheben. Vielmehr nutzten Frauen bei der Denunziation ihre Machtbefugnisse für eigene Interessen und/oder dokumentierten so ihr Einverständnis mit dem Regime. So verweisen Frauen als Denunziantinnen auch darauf, daß das oft beschworene Bild von weiblicher Passivität unangemessen ist. Forschungsdesiderat bleibt, so Wolters, die Faktoren für das Herabsetzen der Hemmschwelle zur Denunziation aufzuspüren.

Beide Autorinnen haben einige Bausteine beigetragen, doch sicherlich wäre eine interdisziplinäre Zusammenarbeit von Jurist(inn)en, Psychoanalytiker(inne)n und Historiker(inne)n sehr wünschenswert und fruchtbar.[5] Wichtige Aufschlüsse könnten auch vergleichende Studien geben. So deutet einiges darauf hin, daß es kulturelle Muster von Denunziationen gibt, etwa in Rußland, wo unter dem Zarismus Denunziation ein probates Mittel war, sich gegen Willkür und Korruption zu schützen. Auf diese Tradition konnten sich die Kommunisten nach der Revolution stützen, von Stalin wurde sie zum perfekten Herrschaftsmittel umfunktioniert – Opfer und Täter waren hier nicht selten in einer Biographie vereint.

1 *Klaus Michael Mallmann und Gerhard Paul, Herrschaft und Alltag. Ein Industrierevier im Dritten Reich, Bonn 1991.*

2 *Robert Gellately, Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933–1945, Paderborn 1993.*

3 *Helga Schubert, Judasfrauen. Zehn Fallgeschichten weiblicher Denunziation im Dritten Reich, Frankfurt a. M. 1990.*

4 *Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945–1966. Bearb. v. Rüter-Ehlermann, Rüter u. a., Amsterdam 1968–1981, Bde. I–XII.*

5 *Ein erster Versuch fand auf einer von der Stiftung Volkswagenwerk finanzierten Tagung in Halle (Februar 1996) statt.*

Inge Marßolek

Mai, Gunther: **Der Alliierte Kontrollrat in Deutschland 1945–1948. Alliierte Einheit – deutsche Teilung?** (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 37). – München: Oldenbourg Verlag 1995. XIII, 536 S.

Der Alliierte Kontrollrat war das oberste Regierungs- und Kontroll-, Koordinierungs- und Verwaltungsorgan der Besatzungsmächte in Deutschland. Wie Gunther Mai in seiner Einleitung feststellt, ist diese Behörde „bislang fast ausschließlich von ihrem unrühmlichen Scheitern her beurteilt worden" (S. 1). Vor allem Zeugnisse von damals aktiv Beteiligten und solche Arbeiten, die auf Archivalien amerikanischer und britischer Provenienzen basierten, haben das bisherige Bild über den Kontrollrat geprägt.

Der Autor gliedert seine voluminöse Monographie in drei Teile. Im ersten Abschnitt analysiert er die Bemühungen um den Erhalt der Einheit Deutschlands und die Entstehung des Kontrollrats. Spätestens im Sommer 1946 (Pariser Außenministerkonferenz) war dieses Unterfangen gescheitert, da weder Zentralverwaltungen noch Parteien oder Gewerkschaften gesamtdeutsch installiert werden konnten. Der zweite Teil befaßt sich mit der Wirtschaftseinheit. Die Hoffnungen, über eine Wirtschaftseinheit auch die politische Einheit zu erhalten, scheiterten (Marshallplan 1947). Gegensätzliche Auffassungen in Fragen der Sozial-, Wirtschafts- und Eigentumsverfassung implizierten Strukturveränderungen, die unvereinbare Entwicklungen einleiteten. Schließlich untersucht Mai

im dritten Teil, wie von den Besatzungsmächten die Kontrollratstätigkeit beendet und die deutsche Teilung „organisiert" wurde.

Der Autor hat beispielhaft umfangreiche Akten aus amerikanischen, britischen, französischen und deutschen Archiven ausgewertet. Neuere Arbeiten, die auf sowjetischen Archivalien basieren, hat er ebenso souverän verarbeitet, wie er überhaupt die gesamte alte und neue Forschungsliteratur nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern einer kritischen Analyse unterzogen hat.

Gunther Mai stellt dar, daß der Kontrollrat zwar „als ein Symbol der friedensstiftenden Kooperationsfähigkeit der Vereinten Nationen über den Krieg hinaus" galt, aber „sich als strukturell ungeeignet für die Aufgabe" (S. 487) erwies. Die widerstreitenden deutschlandpolitischen Zielvorstellungen der Westmächte einerseits und der Sowjetunion andererseits konnten hier nicht ausgeglichen werden. „Im Gegenteil: Die konkrete Entscheidungs- und Verwaltungspraxis beleuchtete tagtäglich grell die Unvereinbarkeit der west-östlichen Differenzen, die auf der Ebene der Regierungschefs oder der Außenminister von Formelkompromissen überdeckt worden war" (S. 487). Der Alliierte Kontrollrat – so Mai – „verwaltete Deutschland auf der Grundlage des kleinsten gemeinsamen Nenners der nationalen Großmachtinteressen" (S. 487). Im Kontrollrat gestalteten die Großmächte nicht ihre Deutschlandpolitik. Vielmehr diente dieses Gremium dazu, die deutschlandpolitischen Vorgaben der beteiligten Regierungen zu exekutieren. An diesen gegensätzlichen Zielvorstellungen ist letztlich auch der Kontrollrat zerbrochen.

Gunther Mai hat eine Studie zur Geschichte der Nachkriegsentwicklung und der alliierten Deutschlandpolitik vorgelegt, die zu den wichtigsten der letzten Jahre zählt. Freilich hat es eine solche Lektüre auch in sich. Das teilweise spröde Material hat offensichtlich dazu beigetragen, daß die Monographie kaum als Lesebuch bezeichnet werden kann. Wer sich aber durch die engbedruckten Seiten durchgearbeitet hat, wird am Ende der Mühe mit dem kompaktesten Wissen und vielen neuen Erkenntnissen zum Kontrollrat reichlich beschenkt.

Den Band, der allen mit der Nachkriegszeit beschäftigten Forschern und Forscherinnen wärmstens zu empfehlen ist, schließt ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister ab.

Ilko-Sascha Kowalczuk

HANAUSKE, Dieter: **„Bauen, bauen, bauen ...!" Die Wohnungspolitik in Berlin (West) 1945–1961** (= Publikationen der Historischen Kommission zu Berlin). – Berlin: Akademie Verlag 1995. XXII, 1442 S.

Diese Darstellung der Berliner Wohnungspolitik vom Kriegsende bis zum Ende der Nachkriegszeit hat allein aufgrund ihres außerordentlichen Umfangs zwei gravierende Nachteile. Zum einen: Eine wirtschaftliche Verlagskalkulation ist angesichts der bei geschichtswissenschaftlichen Titeln üblichen Auflagenhöhen kaum noch möglich. So warf der K. G. Saur Verlag, bei dem der Titel ursprünglich erscheinen sollte, schließlich das Handtuch. Beim Akademie Verlag konnte die Publikation erst durch die Bereitschaft der großen Berliner Wohnungsunternehmen, eine Reihe von Exemplaren abzunehmen, gesichert werden. 298 DM sind dennoch ein prohibitiver Preis. Zum anderen: Geschichtswissenschaft sollte das Publikum nicht ganz aus dem Auge verlieren. Wenn schon die oft monierte „unliterarische" wissenschaftliche Schreibart – auch in diesem Buch herrscht sie vor – wenig geeignet ist, Leser außerhalb der Fachgrenzen anzusprechen, so tut ein derart exorbitanter Umfang (hier: 1226 Textseiten) ein übriges, um Lesebarrieren zu errichten und den Text letztlich auch für das Fachpublikum in die Nähe der Inkommensurabilität zu bringen. Auch wenn ein Thema aspekt- und inhaltsreich wie die Berliner Wohnungspolitik dieser Jahre ist, sollte eine historische Studie gerade nicht derart detailliert die Totalität zu erfassen und zu bewältigen suchen. Nach dieser Vorbemerkung nun zum Inhalt.

Hanauske liefert eine „systematische historiographische Darstellung", den „Versuch systematischer Politikfeld-Historiographie" (S. 22) der größten deutschen Stadt, eine Pionierstudie, die die ganze Vielfalt und Bandbreite der Wohnungspolitik auf der kommunalen Ebene auslotet. Hanauske formuliert als Ziel: „Auf der Basis eines breiten Quellenfundaments erfolgt eine detaillierte Tatsachenschilderung, die allgemeine Aussagen zu Einzelfragen, zu Teilbereichen und zum Gesamtthema ermöglicht, bis schließlich am Ende, genauer: an der Spitze, die angestrebte historiographische Gesamtbewertung als allgemeinste, daher einfache, aber ‚pyramidal' gestützte Aussage formuliert werden kann" (S. 7).

Die Arbeit setzt sich nach einem komprimierten und nützlichen Überblick über die wohnungspolitische Gesetzgebung des betreffenden Zeitraums hauptsächlich aus zwei Kapiteln zusammen. Das erste betrachtet die Berliner Wohnungspolitik der

Jahre 1945 bis 1948, die Zeit der Notbehelfe und Instandsetzungen. Die Teilung der Stadt wertet Hanauske als wichtige Zäsur, fortan beschränkt er sich auf die Westberliner Entwicklung. Das zweite Kapitel befaßt sich dann mit der Wohnungspolitik der fünfziger Jahre, der hohen Zeit des sozialen Wohnungsbaus. Der Schlußpunkt wird 1961 gesetzt, hier sei nach der Teilung der Stadt der zweite markante Einschnitt. Diese Periodisierung bringt für die Proportionen des Buches den Nachteil, daß das Kapitel über die frühe Phase mit gut 200 Seiten auskommt, während die Politik der fünfziger Jahre auf mehr als 900 Seiten ausgebreitet wird. Insgesamt beanspruchen vier der fünf Kapitel zusammen gerade gut 300 Seiten, während das vierte Kapitel allein den dreifachen Umfang hat. Beide Kapitel sind – das ist gut – parallel aufgebaut, behandeln nacheinander Stadtplanung, Wohnungsbestandspolitik, Wohnungsbaupolitik und die gemeinnützige Wohnungswirtschaft, wobei die Reihenfolge von Bestands- und Baupolitik der Bedeutung der Komponenten innerhalb der Gesamtwohnungspolitik für den jeweiligen Zeitraum entsprechend wechselt. Jeweils vorgeschaltet sind in beiden Kapiteln kursorische Ausführungen zum allgemeinpolitischen, wirtschaftlichen und sozialen Handlungsrahmen und zur allgemeinen wohnungspolitischen Entwicklung. Für den Zeitraum 1949–1961 bedient sich Hanauske empirisch-statistischer Methoden „zur Durchführung diachroner und synchroner Vergleiche". Er leistet hier umfassende statistische Analysen zur Wohnungsproduktion, zur Wohnungsbestandsentwicklung und zur Entwicklung der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft. Auf 117 Seiten statistischen Anhangs mit 78 Tabellen sind die Ergebnisse zusammengestellt. Alle Kapitel und größeren Abschnitte enden – im Grundsatz begrüßenswert – mit einer Zusammenfassung, was gegen Ende des Buches wiederum zum Nachteil ausschlägt, denn hier (auf den Seiten 1122 bis 1226) kumulieren die Zusammenfassungen zu insgesamt mehr als 100 Seiten (insgesamt enthält das Buch knapp 160 Seiten an Zusammenfassungen). Dies ist wiederum entschieden zu lang. Die Darstellung macht vor allem eines deutlich: Zeitgeschichtliche Studien zur Bundesrepublik können sich eines (quantitativ und qualitativ) reichhaltigen Quellenmaterials bedienen, wie es für keine andere Epoche existiert. Dies gestattet grundsätzlich eine große Präzision bei der historischen Rekonstruktion, mitunter allerdings mit dem Nebeneffekt einer so eigentlich kaum noch wünschenswerten Aufblähung der Darstellung.

Kann Hanauske – insbesondere für die frühen Jahre – noch die Lückenhaftigkeit oder gar das Fehlen einzelner Quellenbestände beklagen, so wird dem Zeithistoriker der sechziger und siebziger Jahre ein sicher an Vollständigkeit reichendes Quellenmaterial zur Verfügung stehen. Dieses wird dann womöglich derart umfangreich sein, daß es eher darauf ankommt, nicht alle vorhandenen, sondern die für die Fragestellung am besten geeigneten Quellen auszuwählen.

Im übrigen können – dies hatte Wolfgang Bohlebers politikwissenschaftliche Studie zur selben Thematik, erschienen 1990, wie auch eine Publikation Hanauskes zur aktuellen Berliner Wohnungsmarktlage und -politik gezeigt – auch unter weitgehender Außerachtlassung unveröffentlichter Materialien durchaus treffende und profunde Darstellungen gelingen. Das Vordringen zu den inneren Diskussionsverläufen und Entscheidungsprozessen kann dabei freilich durch Rückgriff allein auf publizistische Quellen nicht vollständig geleistet werden. Hier wird das Aktenstudium unverzichtbar bleiben. Allerdings ist der Bereich dessen, was durch Archivalienauswertung ans Licht gebracht werden muß, durch die immense Zunahme veröffentlichter Quellen kleiner geworden. Ein Blick in Hanauskes Quellenverzeichnis bestätigt vorstehende Überlegungen: der Fundus unveröffentlichter wie veröffentlichter Quellen bereits für die fünfziger Jahre ist überwältigend.

Im Schlußkapitel setzt sich Hanauske intensiv mit den Ergebnissen Bohlebers auseinander (S. 1209 bis 1217) und stellt kontrafaktische Überlegungen an. Es scheint allerdings fraglich, ob kontrafaktische Betrachtung bei einer derart komplizierten, von vielen Rahmenbedingungen abhängigen Materie wie der Wohnungspolitik überhaupt etwas Nennenswertes erbringen kann, ob nicht schon allein die Nachzeichnung der realhistorischen Entwicklungen schwierig genug ist und die Komplexität der Thematik Antworten auf kontrafaktische Fragen allzu spekulativ erscheinen ließe.

Quintessenz ist, daß Hanauske die „sehr negative Gesamtbewertung" Bohlebers als unzutreffend, als bei weitem zu negativ einschätzt, seine Prüfung kontrafaktischer Handlungsalternativen bringt ihn zu der Erkenntnis, daß der Berliner Senat, zumindest was die fünfziger Jahre betrifft, keinen grundsätzlich anderen Kurs hätte einschlagen können. Die Ursachen der negativen Bilanz hatte Bohleber in der Benachteiligung des privaten Haus- und Grundbesitzes, im Unterlassen einer gezielten Wohneigentumsförderung sowie in der mißlungenen oder nicht nachdrücklich genug betriebenen

Industrialisierung des Wohnungsbaus gesehen. Hanauske kann diese Urteile empirisch widerlegen und muß lediglich einräumen, daß im Rahmen der verfolgten Grundstrategie andere Gewichtungen möglich gewesen wären. Auch der Kritikpunkt, Bohleber habe die Zäsur 1961 übersehen, ist wohl nur zu berechtigt.

Hanauskes Darstellung ist ein Handbuch, das offenbar alles enthält, was für die Berliner Wohnungspolitik belangvoll war. Seine Darstellungsweise und seine Ergebnisse sind von großer Solidität. Ein wissenschaftliches Lektorat, das heute allerdings selten geworden ist, hätte der Studie gutgetan: manche überflüssigen Selbstkommentare und Regieanweisungen hätten eliminiert werden, die Darstellung gestrafft und um einiges gekürzt werden können.

Dieter Hanauske hat mit der Erforschung der Berliner Wohnungspolitik eine Herkulesarbeit geleistet, der Umfang seiner Darstellung entspricht dem von mindestens drei herkömmlichen Dissertationen. Er hat die Arbeit allein auf sich genommen und bewältigt. Dafür gebührt ihm Ehre genug.

Thomas Biewer

Von der SBZ zur DDR. Studien zum Herrschaftssystem in der Sowjetischen Besatzungszone und in der Deutschen Demokratischen Republik. Hrsg. von Hartmut MEHRINGER (= Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer). – München: R. Oldenbourg Verlag 1995. 315 S.

Der vorliegende Sammelband enthält sieben Einzelstudien, die auf den ersten Blick in keiner inhaltlichen Beziehung zueinander stehen.

Gunter Ehnert beschreibt die Versuche, in Thüringen im Jahre 1945 in bezug auf die Wiedergründung von Parteien einen eigenen Weg zu gehen. In diesem Land, das von den Amerikanern besetzt war und erst Anfang Juli – entsprechend den alliierten Beschlüssen – Teil der sowjetischen Besatzungszone wurde, ist unter der Führung des aus dem KZ Buchenwald befreiten Sozialdemokraten Hermann Brill der Versuch unternommen worden, mit der Gründung eines „Bundes demokratischer Sozialisten" einen Ausweg aus der Spaltung der politischen Arbeiterbewegung zu finden. Der Verfasser dieser Studie, der sich, wie auch die anderen Autoren dieses Bandes, auf nun zur Verfügung stehendes Archivmaterial (hier u. a. des Hauptstaatsarchivs in Weimar) stützen kann, weist mit Recht darauf hin, daß regionale Besonderheiten in der frühen Entwicklung der SBZ/DDR lange Zeit nicht die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gefunden hätten. Angesichts der radikal veränderten Materiallage nach 1989/90 ist hier noch ein weites Betätigungsfeld für Historiker und historisch interessierte Sozialwissenschaftler zu beackern.

Daß diese mühsame Kleinarbeit Erkenntnisgewinne verspricht, zeigt der Aufsatz von Ehnert. Ihm gelingt es, die Ambivalenz und die Widersprüche zwischen verschiedenen politischen Strategien – der KPD und der SPD, des Zentralausschusses in Berlin und der Sozialdemokraten in Thüringen –, Differenzen innerhalb der führenden Sozialdemokraten in Thüringen und das komplizierte Verhältnis zur Besatzungsmacht anschaulich zu schildern. Es ging, wie der Verfasser feststellt, nicht darum, ob, sondern wie die Sozialdemokratie wiedergegründet werden sollte. Daß sich diese Fragen nicht so einfach über den Leisten „Einheit oder Freiheit" (Albrecht Kaden) schlagen lassen, macht diese Regionalstudie erneut deutlich.

Michael Schwartz behandelt in seinem Beitrag ebenfalls einen relativ kleinen Ausschnitt einer umfassenderen Entwicklung: den Wiederaufbau einer quasistaatlichen Verwaltung lange vor Gründung der DDR. Am Beispiel der „Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler – ZVU" schildert er die Widersprüche zwischen regionaler und zentralistischer Politik und das anfängliche Fehlen einer stringenten Institutionenpolitik sowohl der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) als auch der deutschen Stellen.

Da die SBZ in der unmittelbaren Nachkriegszeit in besonderer Weise mit dem Flüchtlingsproblem belastet war (bis 1949 stieg ihr Anteil an der Bevölkerung auf etwa 25 Prozent, in Mecklenburg erreichte er über 45 Prozent) läßt eine nähere Betrachtung der mit diesem Problem befaßten Behörde, die übrigens erst im Herbst 1945 eingerichtet wurde, Rückschlüsse auf die, falls vorhanden, institutionenpolitischen Konzepte der Akteure, insbesondere der SMAD, zu.

Am Beispiel der ZVU kann der Autor zeigen, daß sich das politische System der SBZ in den ersten Jahren bis 1948/49 durch eine erhebliche Dynamik auszeichnete, die politisch-administrative Spielräume für einzelne Institutionen zuließ, die aber im Zuge der Stalinisierung des politischen Lebens immer weiter eingeschränkt worden sind. Das Verhältnis der Zentralverwaltungen zu den Länderverwaltungen sei keineswegs bipolar gewesen, sondern müsse als facettenreiche „polykratische" Struktur beschrieben werden. Besonderes Interesse

verdienen auch die Hinweise auf das Verhältnis zur sowjetischen Militäradministration (SMA), von der sich alle Autorität der deutschen Verwaltungen ableitete.

Als interessante Einsicht kann verbucht werden, daß in der Anfangszeit der neuen quasistaatlichen Verwaltung, bedingt durch die Rolle der SMA, die Verwaltungen, selbst wenn sie wie die ZVU über einen hohen Anteil an SED-Mitgliedern verfügten, nicht ohne weiteres als bloße „Erfüllungsgehilfen" der Parteipolitik der SED angesehen werden können, daß sich jedoch eigene Entscheidungsspielräume im Zuge der 1948 massiv betriebenen Zentralisierungspolitik sehr schnell reduzierten.

Ähnlich interessante Einblicke in die Binnenstruktur der neuen „demokratischen Verwaltung" in der SBZ gestattet auch der Beitrag von *Frank Zschaler:* „Die Entwicklung einer zentralen Finanzverwaltung in der SBZ/DDR 1945–1949/50". Die Entwicklung in der SBZ sei nicht von Beginn an, wie dies die Verfasser totalitarismustheoretisch orientierter Studien immer wieder behaupten, auf die Übernahme des sowjetischen Modells festgelegt gewesen. Zschaler geht von der These aus, daß der jeweilige Zustand der Finanzverwaltung als ein recht zuverlässiger Indikator für den Wechsel ordnungspolitischer Konzepte angesehen werden könne. Erst im Frühjahr 1948 werden die Weichen eindeutig in Richtung „Zentralverwaltungswirtschaft", einer Beseitigung der föderalen Staatsstruktur, der Wirtschaftsplanung nach sowjetischem Vorbild und der nunmehr systematischen Verdrängung privaten Unternehmertums und der Veränderung der Eigentumsstrukturen gestellt. Mit der Übertragung der Gesetzgebungsbefugnisse an die Deutsche Wirtschaftskommission (DWK) durch die SMAD im Februar 1948 wurde nicht nur ein entscheidender Schritt zur Eigenstaatlichkeit der SBZ/DDR, sondern auch in Richtung einer Sowjetisierung des neuen Staatswesens eingeleitet, die 1949/50 mit dem Ende der föderalen Finanzverfassung die anfänglichen Gestaltungsspielräume der Finanzpolitik beseitigte.

Die drei Studien über die unmittelbare Nachkriegszeit werden ergänzt durch drei Beiträge zu politisch-ideologischen Entwicklungen in den 50er und frühen 60er Jahren.

In gewisser Weise kann der Aufsatz von *Michael Buddrus* über die von 1956 bis 1961 in Naumburg an der Saale, in den Gebäuden einer alten preußischen Kadettenanstalt und späteren Nationalpolitischen Erziehungsanstalt (Napola) der Nazis, errichteten Kadettenschule der Nationalen Volksarmee als Ergänzung der Organisationsstudien aus der Frühphase der SBZ/DDR gelten. Sie belegt einen nicht nur angesichts des *genius loci* absurden Versuch, eine Kaderschmiede für den militärischen Nachwuchs zu etablieren. Auch in anderen Bereichen von Staat und Partei existierten besondere Kaderbildungsinstitutionen, oder sie wurden Schritt für Schritt geschaffen (Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft, Zentralinstitut für sozialistische Wirtschaftsführung beim ZK der SED, Justizhochschule des MfS, Parteihochschule „Karl Marx" u. a. m.). Hier handelte es sich aber um Weiterbildungs- und Kaderrekrutierungsinstitutionen, an die Nachwuchskader nach dem Abschluß der allgemeinen Ausbildung in Schulen und/oder Hochschulen „delegiert" wurden. In die Kadettenanstalt wurden Jugendliche aufgenommen, die später als Offiziere der NVA dienen sollten (hier gibt es eine gewisse Nähe zu einigen „Spezialschulen"). Die Anstalt sollte es, ähnlich wie die „Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten" nach 1945 für Lehrer, ermöglichen, in kurzer Zeit einen Stamm junger Offiziere heranzubilden, die nicht durch eine eigene politisch-ideologische Schulung gegangen waren und nicht durch eine Vergangenheit in der deutschen Wehrmacht kompromittiert waren. Diese Institution erwies sich, wie der Verfasser detailliert belegen kann, als Fehlgründung. Daß sie in den späteren Darstellungen der Militärpolitik der SED nicht einmal mehr erwähnt werden durfte, hat aber eher damit zu tun, daß diese Anleihe ausgerechnet bei der Paradeinstitution des preußisch-deutschen Militarismus doch zu weit gegangen war und sich auch von den mit politisch-ideologischen Verrenkungen vertrauten Propagandisten der Militärpolitik der SED nicht vermitteln ließ.

Ein zweiter Aufsatz zum Zeitraum Mitte der 50er Jahre von *Hermann Wentker* befaßt sich mit den Konflikten über die Einführung der Jugendweihe im Jahre 1954. Der Autor zeigt sehr eindruckvoll, daß selbst in der Hochphase des „Totalitarismus" in der DDR die Durchsetzung der politisch-ideologischen Vorstellungen der Partei sich vielerlei gesellschaftlichen Widerständen gegenübersah.

In der Literatur über den „Kirchenkampf" der SED in den 50er und 60er Jahren hat – nicht zu Unrecht – in der Regel der Gegensatz Staat/Partei und Kirche im Mittelpunkt gestanden. Das Verdienst des Aufsatzes von Wentker ist es, aufzuzeigen und mit Archivmaterial belegen zu können, daß der radikale Kurswechsel der Kirchen- und Religionspolitik der SED 1954 nicht nur einen Konflikt mit den Kirchen provoziert hat, sondern auch Schwierigkeiten im Verhältnis der SED zu den „Massenorganisationen" und „Blockparteien",

insbesondere der CDU, provozierte und schließlich zu ernsthaften Überlegungen in Teilen der Parteiführung, vor allem vertreten durch Paul Wandel, führten, die Jugendweihe zu reformieren, d. h., sich dem Druck aus der Gesellschaft und seitens der Kirchen zu beugen.

Auch wenn sich nach dem Ungarnaufstand die aggressive, orthodoxe Position Ulbrichts durchsetzte und für zwei Jahrzehnte die Kirchenpolitik der SED bestimmte, kann der Verfasser mit einigem Recht an diese Episode die These knüpfen, daß zumindest für das Jahr 1956 die Vorstellung von einer monolithischen Partei- und Staatsführung und „einem mächtigen Diktator Ulbricht" zu relativieren sei. Diese Vermutung ist weder neu noch originell, das Interessante ist, daß sie, nunmehr gestützt auf Archivmaterial, fundierter geäußert werden kann und hier am Beispiel eines Politikbereichs formuliert wird, der nicht unmittelbar, wie die bekannten Führungskämpfe in der SED-Führung in den 50er Jahren, reine „Apparatpolitik" darstellt.

Die beiden letzten Beiträge des Bandes fallen aus dem bisher erkennbaren impliziten Zusammenhang institutioneller Einzelfallstudien heraus. *André Steiner* dokumentiert Briefe Walter Ulbrichts an Nikita S. Chruschtschow im Vorfeld des Mauerbaus 1961, in denen die sowjetische Parteiführung über die wirtschaftlichen Probleme der DDR informiert wird, die politisches Handeln nötig machten. *Ute Haese* schildert Motive und Hintergründe des 1981 erfolgten Besuchs des katholischen Bischofs Schaffran bei Erich Honecker.

In seiner Einleitung meint der Herausgeber, daß die Beiträge des hier vorgestellten Bandes „weitgespannt und allgemein" seien – zu weitgespannt nach Meinung des Rezensenten. Dies mindert zwar die inhaltliche Kohärenz der Publikation, keineswegs aber die Qualität der Einzelbeiträge, die je unterschiedlich einen genauen und skrupulösen Blick auf Binnenstrukturen und kleinteilige Aspekte eines Herrschaftssystems werfen, das in den großen Würfen von Makrotheorien als monolithisch, monistisch und totalitär erscheint. Man mag an einigen Stellen die Tendenz, Widersprüche und Konflikte innerhalb des Systems herauszufiltern und zu bewerten, angesichts der großen Entwicklungslinien für überzogen halten, unbestreitbar kommt den Autorinnen und Autoren der Fallstudien aber das Verdienst zu, sich nicht von politisch-ideologisch motivierten Verdikten über das totalitäre System der DDR das Fragen verleiden zu lassen.

Gert-Joachim Glaeßner

SOLGA, Heike: **Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR.** – Berlin: Akademie Verlag 1995. 265 S.

Dem Selbstbild der DDR als einer klassenlosen Gesellschaft wurde von der westlichen DDR-Forschung schon widersprochen, als es diesen Staat noch gab. Die Datenlage war damals jedoch nicht so, daß sie eine empirische Rekonstruktion der Klassenlagen der DDR erlaubt hätte.

Mit ihrer nun vorliegenden soziologischen Dissertation kann Heike Solga nicht nur diese Forschungslücke schließen, sie kann darüber hinaus aufzeigen, wie sich die einmal etablierte Klassenstruktur der DDR weiter reproduziert hat. Unter Bezugnahme auf die Definitionen von Karl Marx und Max Weber charakterisiert Solga den Klassenantagonismus in der DDR anhand der politischen und ökonomischen *Verfügungsgewalt* über die Produktionsmittel. Damit bleibt die Untersuchung nicht nur auf „die zwei *Grundklassen* der DDR-Gesellschaft: die *Parteielite* als die kollektive Besitzerin des staatlichen Eigentums einerseits und die *Arbeiterklasse* andererseits" (S. 67 f.) beschränkt. Hinzu treten die „*administrative Dienstklasse* sowie die *operative Dienstklasse*" (S. 68) als Teilhaber an der Macht, als Anhängsel der herrschenden Klasse mit partieller Selbstherrschaft.

Nach den Perioden der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung und dem Aufbau des Sozialismus konstatiert Solga eine „Stabilisierungsphase" (S. 107), die sie etwa vom Mauerbau bis zum Ende der siebziger Jahre datiert. Nun wurde die DDR von der „Aufsteiger- zur Etabliertengesellschaft" (S. 207) mit einem hohen Maß sozialer Reproduktion bestehender Klassenlagen: eindeutig zeigt sich nun, daß sich „die Chancen der Kinder von Arbeitern, Angestellten und zum Teil auch von Bauern [...], über Bildungsmobilität soziale Aufstiege zu realisieren, verschlechterten" (S. 210), und dies zugunsten der operativen und administrativen Dienstklassen: *„Die privilegierten Klassenlagen reproduzierten sich selbst"* (ebd.). Der Zugang zu diesen sozialistischen Dienstklassen, der von Anfang an wesentlich durch einen politischen Ausleseprozeß beeinflußt war, bewirkte ab ungefähr 1980 eine Karriereblockade für die jüngere Generation, eine Phase „sozialer Redifferenzierung" (S. 121).

Darin sieht die Autorin nicht nur einen Beleg für ihre These, „daß die gesamte Entwicklung der DDR-Gesellschaft den Lebensabschnitten, Bedürfnissen und Interessen *einer* Generation folgte,

nämlich denen der ‚alten Garde'" (S. 123), sondern auch einen wichtigen Grund für den Zusammenbruch des DDR-Regimes. Die jüngere, in ihren Karrierechancen blockierte Generation entdeckte in wachsendem Maße die Verletzung des selbstgewählten Gleichheitspostulats der SED, also die Nichterfüllung eines zentralen Legitimationskriteriums der Herrscher. Zusammen mit Verschlechterungen in anderen Lebensbereichen führte dies zu einer wachsenden Unzufriedenheit, weshalb gerade junge Menschen Ende der achtziger Jahre in Scharen das Land verließen. Dies wirkte zunehmend auch auf die älteren Generationen.

Den Beleg für die These der Verschlechterung der Mobilitätschancen erbringt Solga durch eine detaillierte empirische Analyse der Mobilitätsprozesse und -chancen. Dabei kann sie nachweisen, daß für die Zeit der Gründungsjahre und der Bildungsexpansion im Zuge der „wissenschaftlich-technischen Revolution" von einer relativen Offenheit der DDR-Gesellschaft gesprochen werden kann, die sich dann jedoch verlor. „Die intergenerationale Reproduktion der basalen Ungleichheitsstrukturen über die Bildungs- und Berufswege sowie das Heiratsverhalten der Kinder wurde zum primären Mobilitätsmuster" (S. 208 f.). – Das Ergebnis der anregenden Studie läßt sich also in einem Satz zusammenfassen: Die DDR war eine staatssozialistische Klassengesellschaft, spätestens ab 1970 mit dem Zusatz „starr".

Franz-Josef Hutter

HÜBNER, Peter: **Konsens, Konflikt und Kompromiß. Soziale Arbeiterinteressen und Sozialpolitik in der SBZ/DDR 1945–1970** (= Zeithistorische Studien, Bd. 3). – Berlin: Akademie Verlag 1995. 247 S.

In mehr als einer Hinsicht war die Industriearbeiterschaft in der DDR eine wesentliche Bevölkerungsgruppe. Nach dem Selbstverständnis der DDR als „Arbeiter- und Bauernstaat" kam ihr eine ebenso zentrale Rolle zu wie nach dem Selbstverständnis der SED als „Partei der Arbeiterklasse". Zwar gibt es unterschiedliche Einschätzungen der Größenordnung des Arbeiteranteils an den Erwerbstätigen der DDR, doch stimmen sie alle darin überein, daß dieser Anteil im Vergleich zu den westlichen Industrieländern bemerkenswert hoch war. Dennoch hat bisher die Forschung innerhalb und außerhalb der DDR nur in sehr geringem Umfang das politische und soziale Verhalten dieser Industriearbeiterschaft untersucht. Diese Forschungslücke zu schließen ist das Hauptanliegen der hier anzuzeigenden Studie des Potsdamer Sozialhistorikers Peter Hübner.

Ausgehend von zentralen Fragestellungen seiner Dissertation aus der DDR des Jahres 1988 und unter intensiver Benutzung der damals nicht für ihn verfügbaren Quellen untersucht er die Fragen der Konstituierung, Artikulation und Durchsetzungsversuche sozialer Interessen der Industriearbeiterschaft der DDR. Sein besonderes Augenmerk gilt dabei den Basisstrukturen der Arbeiterschaft, vor allem den Arbeitsbrigaden, als einem zentralen „‚Ort' des Arbeiterlebens in der DDR" (S. 15). Diese führten mit Brigadeabenden, Sportveranstaltungen usw. Elemente der älteren deutschen Arbeiterbewegungskultur fort und konstituierten im Laufe der Jahre neuartige soziale „Substrukturen der inzwischen weitgehend entdifferenzierten DDR-Gesellschaft" (S. 232). Gefördert wurde dies nicht zuletzt auch durch ein zunehmendes Versagen der gewerkschaftlichen Interessenvermittlung in der „Diktatur des Proletariats", beispielsweise im Bereich der Arbeitsnormpolitik, die als „genetischen Defekt" (S. 42) den stetigen Widerspruch zwischen lohnbedrohender Zeitdrükkerei einerseits, der Festsetzung „weicher" Normen andererseits aufwies.

Der Versuch der Arbeiter, mittels der Brigaden ihre Interessen gegenüber Betriebsleitungen durchzusetzen, wurde zwar von SED und FDGB Anfang der sechziger Jahre als „Syndikalismus" gebrandmarkt und bekämpft, stärkte jedoch die Brigaden als soziale Substrukturen und zeitigte durchaus Erfolge (vgl. S. 238 f.). In einer Gesellschaft, in der sich jede Form von Interessenartikulation und -durchsetzung zuvörderst unmittelbar auf die SED verwiesen sah, öffneten die Brigaden einen quasi parteifreien Raum für die Arbeiterschaft im einzelnen Betrieb gegenüber der Betriebsleitung.

Insgesamt fallen die Befunde von Hübners Studie durchaus ambivalent aus: „Soziale Entdifferenzierungsprozesse begegneten neuen Differenzierungen, der Bewahrung industrieller Arbeitermilieus standen die aufweichenden Wirkungen einer nivellierenden Lohn- und Sozialpolitik gegenüber, der politisch verursachte Niedergang von Organisationsstrukturen der Arbeiterklasse ‚produzierte' fragmentarische Ersatzstrukturen an der Basis, Alltagsopportunismus ging mit kritischer Distanz gegenüber dem Regime einher, Zustimmung zu diesem mit privatem ‚Eigensinn'" (S. 10).

Hübners quellengesättigte empirische Studie, der bedauerlicherweise keine Register beigegeben sind,

stellt mit ihren zahlreichen Illustrationen der Vielschichtigkeit der inneren Entwicklung der DDR-Gesellschaft einen wichtigen Beitrag zu einer Sozialgeschichte der DDR dar und öffnet Perspektiven zur Erforschung sozialen Wandels in einer Diktatur.

Franz-Josef Hutter

WOJAK, Irmtrud: **Exil in Chile. Die deutsch-jüdische Emigration während des Nationalsozialismus 1933–1945** (= Reihe Dokumente, Texte, Materialien. Veröffentlicht vom Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Bd. 16). – Berlin: Metropol-Verlag 1994. 304 S.

Lateinamerika ist bisher als Fluchtziel von der NS-Diktatur vertriebener Juden wenig untersucht worden. Zudem hatte sich die bisherige Forschung zunächst auf das Exil von kulturellen und politischen Eliten konzentriert. Nach Lateinamerika emigrierten aber bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges zwischen 90000 und 110000 Juden. Besonders Ende der dreißiger Jahre, als viele Länder ihre Türen verschlossen, nahmen diese Länder eine hohe Zahl jüdischer Immigranten aus Europa auf. Außer neueren Untersuchungen zu Argentinien fehlten bisher länderspezifische Studien dieser erzwungenen Wanderung in die Neue Welt. Irmtrud Wojak schloß nun eine der Lücken mit ihrer 1994 von der Ruhr-Universität Bochum als Dissertation angenommenen Arbeit über das Exil in Chile. Bald darauf erschien übrigens eine ähnliche Studie zu Ecuador.[1] Die Dinge kommen also in Fluß.

Obwohl nach Chile immerhin 12000–13000 Jüdinnen und Juden flüchteten, war dieses Fluchtziel meist nicht deren Wunschziel (S. 55). Zudem hatte 1933 der Staat Chile wie auch eine Reihe anderer lateinamerikanischer Länder jede Einwanderung aus ökonomischen Gründen erschwert. Darüber hinaus hatte das Außenministerium den chilenischen Konsul in Hamburg sogar 1933 explizit angewiesen, keinen Personen „de esta raza", also Juden, Visa zu erteilen. Zu diesem Zeitpunkt spielte Chile als Fluchtziel aber im Gegensatz zu den anderen ABC-Staaten, Argentinien und Brasilien, noch keine Rolle. Erst nach dem Novemberpogrom 1938 geriet bei der verzweifelten Suche der Vertriebenen nach einem Visum, egal wohin, Chile ins Blickfeld, denn nun war es neben Bolivien und Shanghai plötzlich fast das letzte Land, das ohne Quotenbegrenzung oder horrende Vorzeigegelder Flüchtlinge einließ.

Die Autorin schildert die NS-Vertreibungspolitik ebenso wie die Entwicklung der Einwanderungsbestimmungen Chiles. Obwohl es Restriktionen gab, war die Aufnahmepolitik besonders ab 1938 unter der neuen Volksfrontregierung de Cerda moderat. Unter diesem günstigen Klima wandten sich besonders das „politische Exil" und dessen neugründete Organisationen, wie „Das andere Deutschland" und „Freies Deutschland", ebenso wie viele chilenische Vereinigungen und Parteien offen gegen die Verfolgung der Juden in Deutschland. 10000 Menschen demonstrierten 1938 in Santiago gegen das Novemberpogrom. Über hundert Persönlichkeiten, darunter Pablo Neruda, schickten ein Protesttelegramm an Hitler. Gleichzeitig gab es jedoch antisemitische Stimmungen, die zum Teil vom traditionellen Einfluß Deutschlands, zum Teil von der deutschen Kolonie herrührten und die politisch instrumentalisiert, 1939/40 in einer sog. jüdischen Einwanderungsaffäre gipfelten, die zum Rücktritt des Außenministers führte.

Die Untersuchung beruht auf archivalischen Quellen sowohl aus Chile als auch aus Deutschland und einem von der Autorin durchgeführten Oral-history-Projekt, womit sie die Quellenbasis zur deutsch-jüdischen Emigration erheblich erweitert. Unter Hinzufügung eines Datensamples von 910 Immigranten (Visaanträge im chilenischen Außenministerium) zu ihren 47 Interviews kann sie individualgeschichtliche und soziologische Perspektiven verbinden. Ebenso koppelt sie ihre Darstellung politischer oder institutioneller Entwicklungen immer wieder mit einzelnen Lebensverläufen. Letzteres macht Geschichte anschaulich, birgt aber die Gefahr von Zufälligem in sich. Die Autorin hält ausdrücklich fest, daß die Zusammensetzung der Chileemigration sozial und quantitativ der jüdischen Bevölkerung in Deutschland entsprach (S. 71). Wie sie selbst betont, ließen sich aufgrund ihres Quellenmaterials 40 Prozent der Migranten aber gar nicht fassen (S. 268). Offensichtlich infolge ihrer stark von der Selbstdarstellung der Interviewten geprägten Perspektive verweist sie stets auf die Bürgerlichkeit der Immigranten, ja spricht pauschal vom Wiedereinstieg in die bürgerliche Existenz nach einer „durch die Flucht bedingten sozialen Deklassierung" (S. 196). Keinesfalls aber stammten alle Immigranten aus solchen Verhältnissen. Und für deren Verarmung war nur das NS-Regime verantwortlich, wie die Autorin in der Zusammenfassung richtig ausführt (S. 269).

Ihrem Anspruch aus der Einleitung, sich die deutsch-jüdische und politische Immigration nach Chile als Ausgangspunkt zu nehmen, „um die Hin-

tergründe, Mechanismen und Konflikte sich in diesem Jahrhundert wiederholender Fluchtbewegungen und Akkulturationsprozesse aufzuzeigen und zu bewerten", konnte die Autorin zwar nicht gerecht werden, doch nicht weniger verdienstvoll ist, daß sie die historischen Umstände im Zielland Chile und die Widersprüche der dortigen Einwanderungspolitik genau schildert, außerdem den Weg, die Ankunft, das Eingewöhnen und den beruflichen Neuanfang der vertriebenen Juden in der südamerikanischen Fremde sowie die Entstehung der jüdischen Gemeinde und sozialer Institutionen skizziert und auf Unterschiede zur politischen Emigration und deren teilweise andersartige Probleme detailliert hinweist.

1 *Marie-Luise Kreuter, Wo liegt Ecuador? Exil in einem unbekannten Land 1938 bis zum Ende der fünfziger Jahre (= Reihe Dokumente, Texte, Materialien. Veröffentlicht vom Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Bd. 18), Berlin 1995.*

Wolf Gruner

ARDELT, Rudolf G.: **Vom Kampf um Bürgerrechte zum „Burgfrieden". Studien zur Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie 1888–1914** (= Studien zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte, Bd. 1; Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung). – Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1994. 198 S.

Untersuchungen zur Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie im Habsburgerreich konzentrierten sich bisher vor allem auf zwei Themenbereiche: ihren Umgang mit der Nationalitätenproblematik und die Entwicklung des Austromarxismus. Über die politische Praxis oder die inneren Strukturen der Partei hingegen liegen kaum Analysen vor. Hier setzt Ardelt ein, der in diesem Band fünf Arbeiten zum Verhalten der Partei in bestimmten historischen Situationen vorlegt (bis auf eine 1979–1986 schon an anderer Stelle veröffentlicht). Drei davon gelten der Frage, wie die SDAP sich zwischen Hainfeld (1888/89) und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs auf die verfassungsmäßigen Verhältnisse in Österreich einstellte, die vierte behandelt das erste Halbjahr des Weltkriegs, die letzte den Prozeß Friedrich Adlers 1917. Sie stehen unter der übergreifenden Leitfrage, wie die grundsätzlich am liberalen parlamentarischen System orientierte Partei auf die autoritär geprägten, halbabsolutistischen Verhältnisse in der Monarchie reagierte. Dabei werden zahlreiche Facetten aus der Politik der Parteiführung im ausgehenden Habsburgerreich sowie aus dem Denken und Verhalten führender österreichischer Sozialdemokraten sichtbar. Insgesamt zeigen diese Studien, wie lohnend eine erneute Beschäftigung mit der Geschichte der politischen Arbeiterbewegung unter veränderten Fragestellungen sein kann.

Das Hainfelder Programm der SDAP sieht Ardelt nicht, wie allgemein üblich, als unaufgelösten Widerspruch zwischen radikaler Theorie und reformistischer Praxis. Es fordere die liberalen Freiheitsrechte von 1848 ein als Vorbedingung für die „Konstituierung des Proletariats als politisch bewußte Klasse" und damit als erste Etappe auf dem Weg zur sozialistischen Transformation der Gesellschaft. Victor Adler zufolge galt es, „das Volk physisch und geistig reif zu machen" (S. 11), da es unmöglich sei, das Proletariat „ohne eine Revolution der Gehirne" (S. 15) aus dem Zustand der „Versklavung" in einem Schritt zum sozialistischen Umschlag zu führen. Ardelt zeigt die SDAP seit Hainfeld als „eine Art Bürgerrechtsbewegung" mit dem Ziel, die „klassische bürgerliche Öffentlichkeit" herzustellen. Bis 1905 (Einführung des allgemeinen Wahlrechts mit guten Ergebnissen für die Sozialdemokraten) schien dieser Weg erfolgreich. Als jedoch von 1907 an die demokratischen Rechte schrittweise wieder eingeschränkt wurden, erwies sich die zur Großorganisation gewordene SDAP, die noch 1905 mit außerparlamentarischen Mitteln um das Wahlrecht gekämpft hatte, als aktionsunfähig gegenüber einer Regierung, die ihr das gewonnene Feld wieder entzog. Dem Gesamtinteresse des Habsburgischen Reiches verpflichtet, zugleich in fundamentaler Opposition gegen die bestehenden Zustände, entwarf sie alternative politische Konzepte, ohne dafür einen echten Handlungsrahmen zu besitzen. Auch gegenüber den als Verfassungsbruch empfundenen Maßnahmen der Regierung Stürghk vom Frühjahr 1914 verharrte sie in hilflosem „Attentismus". Die Ursache sieht Ardelt in der grundsätzlichen Festlegung der Partei auf die Aktionsmöglichkeiten einer liberaldemokratischen Ordnung sowie in der Sorge, die aufgebaute Organisation zu gefährden. Sie geriet so „in eine der tiefsten Krisen, die letztlich in das Versagen im Juli und August 1914 einmündete" (S. 37).

Das Verhalten der SDAP bei Kriegsausbruch, nach Ardelt die größte Krise ihrer gesamten Geschichte, wurde im Gegensatz zur SPD in der Geschichts-

schreibung bislang nur eher kursorisch behandelt und als Durchbruch des „offenen Revisionismus" sowie der „Staatstreue" erklärt. Ardelt widmet ihr die längste Studie des Bandes, in der die reichhaltigen Quellen des Wiener Parteiarchivs für die Zeit von Juli bis Dezember 1914 ausgewertet werden. Sein Interesse gilt den gruppendynamischen Prozessen in der Parteielite, die durch den Kriegsausbruch in eine „Struktur- und Identitätskrise" geraten sei. Auslösendes Moment sei weniger die reformistische Orientierung der Führung gewesen, sondern – neben der Furcht vor Repressionen und dem schon zuvor eingeübten attentistischen Verhalten – „politischer Orientierungsverlust" als Folge der mangelnden mentalen Vorbereitung auf den Kriegsausbruch mit lähmenden „kognitiven Dissonanzen". Die SDAP glaubte nicht, daß die Monarchie es auf einen Krieg ankommen lassen würde, der die ganze Existenz des Staates aufs Spiel setzte; sie ging bis zuletzt davon aus, daß es sich wie seit 1908 um eine „Kriegshetze" zu innenpolitischen Zwecken handele. Im Vordergrund stand nicht, ob die Partei gegen die Kriegsgefahr auftreten könne, sondern die Sicherung der Existenz der Partei sowie die Hoffnung auf neue Verhältnisse nach dem Krieg. Vorherrschend war nach der Kriegserklärung das Gefühl der Ohnmacht, bei Victor Adler gepaart mit Pessimismus und der Unfähigkeit, die Gründe für die Entscheidung zum Krieg zu begreifen. Obgleich die Parteiführung in einem Manifest vom 24. Juli 1914 der eigenen Regierung die Schuld am Krieg zuschrieb, erkannte sie wie die ganze Zweite Internationale die Pflicht zur Landesverteidigung an und war überzeugt, die Position des Landes im Krieg nicht gefährden zu dürfen. Dazu trat, wie bei der SPD, das Motiv des berechtigten Kampfes gegen den russischen Zarismus. Ein besonderes Dilemma lag dabei für manche führende Sozialdemokraten, wie Ardelt mit eindrucksvollen Zitaten nachweist (S. 120 ff.), in dem Umstand, daß sie nicht nur die innenpolitische Ordnung ihres Staates ablehnten, sondern an der Möglichkeit und Wünschbarkeit der Fortexistenz des Vielvölkerstaates zweifelten.

Gegen den „Geist absoluter Passivität" in der Partei (S. 101) richtete sich die erbitterte Kritik Friedrich Adlers. Er hatte schon im Juni 1914 gegen den „nackten, unverhüllten Absolutismus" der Regierung Stürgkh schärfere Formen des Protestes gefordert: es gebe ein „Notrecht von Völkern" gegen das Unrecht von Regierungen, man müsse die Regierung „in den Anklagezustand" versetzen (S. 69). Dies suchte er 1916 mit dem Attentat auf den Grafen Stürgkh und seinem Gerichtsprozeß vom Mai 1917 in die Tat umzusetzen. Ardelt zeichnet die Bedeutung dieses Motivs für Friedrich Adler überzeugend nach und interpretiert den Prozeß als Teil von Adlers Auseinandersetzung mit den inneren Zuständen in Österreich wie mit der Politik der SDAP seit 1914. Er habe die Gerichtsverhandlungen auf dem Hintergrund wachsender Kriegsmüdigkeit und innenpolitischer Unruhe in eine Tribüne der öffentlichen Anklage verwandelt, auf der er seine Tat erklären konnte als Ausdruck des Rechtes und der Pflicht des Staatsbürgers zum Widerstand gegen ein System des Unrechts, der Willkür und der „Verlogenheit" im Geiste Metternichs.

Agnes Blänsdorf

TEC, Nechama: **Bewaffneter Widerstand. Jüdische Partisanen im Zweiten Weltkrieg.** Aus dem Amerikanischen von Anna Kaiser. – Gerlingen: Bleicher Verlag 1996. 324 S.

Versteckt in den osteuropäischen Wäldern überlebten zwischen 10000 und 15000 jüdische Männer, Frauen und Kinder den deutschen Massenmord an ihrem Volk während des Zweiten Weltkriegs. Um so erstaunlicher ist es, daß die Geschichte dieser „Waldjuden" oder auch „Familienlager" genannten Gruppen so gut wie unerforscht geblieben ist. Die amerikanische Autorin Nechama Tec, die schon durch zwei andere Bücher zur Thematik der „Retter" und „Geretteten" hervorgetreten ist, hat nun eine Studie zur größten und bekanntesten dieser Gruppen vorgelegt, dem nach ihrem legendären Führer Tuvia Bielski und seinen Brüdern benannten Bielski-Familienlager in Weißrußland.

Aufgrund der gerade für die Familienlager außerordentlich dürftigen Quellenlage stützt sich Tec vorwiegend auf die Auswertung schriftlicher und mündlicher Erinnerungen, vor allem auf eine große Zahl von ihr selbst geführter Interviews mit überlebenden Gruppenmitgliedern und mit anderen Partisanen, die das Bielski-Lager über einen kurzen oder längeren Zeitraum erlebten und so gewissermaßen die „Außenansicht" bieten können. Der Problematik ihrer Materialbasis ist sich die Autorin durchaus bewußt, und so bemüht sie sich immer wieder um ein sorgfältiges Abwägen der einzelnen Aussagen und um die Transparenz ihrer eigenen Schlußfolgerungen. Das Kunststück, auf der Basis vieler einzelner Lebensläufe und individueller Perspektiven die Geschichte einer

Gruppe zu erzählen, gelingt ihr so in bewundernswerter Weise, obgleich das nur allzu verständliche Bemühen, möglichst vielen Lebensgeschichten durch ausführliche Schilderungen gerecht zu werden, an manchen Stellen zu einer gewissen Umständlichkeit und zu vermeidbaren Wiederholungen führt. Die Leser werden dafür jedoch mit anderen, geradezu abenteuerromanhaften Passagen entschädigt, die Tec immer wieder zu verknüpfen weiß mit einer unbestechlichen und alles andere als heroisierenden Analyse, die das Buch über die üblichen Partisanengeschichten weit hinaushebt.

So werden die Protagonisten eingangs ausführlich unter der Fragestellung vorgestellt, wieso gerade sie in der Lage waren, die Realität des Völkermords zu erkennen und sich selbst und andere zu retten. Den Brüdern Tuvia, Asael und Zus Bielski kam dabei, neben ihrer bäuerlichen Herkunft und der daraus folgenden Vertrautheit mit der Umgebung, der vom Anfang der Verfolgung an enge Zusammenhalt in der eigenen Familie zugute, der zum Ausgangspunkt der später auch auf Freunde, Bekannte und Fremde ausgedehnten Rettungsaktionen wurde. Fast nebenbei gelingt Tec in diesem ersten Teil eine eindrucksvolle Schilderung, wie das nationalsozialistische Grauen über die jüdischen Gemeinschaften in den kleinen weißrussischen Städtchen hereinbrach – begleitet von der bekannten Ungläubigkeit, der Unsicherheit und den Illusionen, die die zunächst willkürlich erscheinende Verfolgungspolitik der deutschen Besatzer bei den Betroffenen hervorrief. Nachdem dem zögernden Abwarten auch einige Mitglieder der Familie Bielski zum Opfer gefallen waren, schlossen sich die zum Teil schon illegal in den Wäldern lebenden Brüder mit ihren Familien im Mai 1942 zu einer Gruppe zusammen, die im Laufe des Jahres auf über 200 Personen anwachsen sollte und schließlich, bei der Befreiung im Sommer 1944, 1200 Menschen umfaßte. Das erklärte, wenn auch intern keineswegs unumstrittene Ziel der Bielski-Gruppe war es, so viele Juden wie möglich zu retten – und dies schloß bewußt auch die Aufnahme und Versorgung all jener mit ein, die sonst wohl kaum in den Wäldern hätten überleben können: also der Frauen, Kinder und alten Menschen, die konstant etwa 70 bis 80 Prozent der Mitglieder ausmachten. Immer wieder wurden Abgesandte in die Ghettos geschickt, die die Bewohner zur Flucht überreden und diese organisieren sollten, und später, nach der Zerstörung der Ghettos, durchstreiften Kundschafter die Umgebung auf der Suche nach Flüchtlingen. Das Überleben des Bielski-Familienlagers – im Gegensatz zu so vielen anderen – gründete in dieser ersten Phase vor allem auf zwei Faktoren: zum einen auf den guten, meist noch aus der Vorkriegszeit stammenden Beziehungen zu nichtjüdischen Bauern der Umgebung, die die Partisanen trotz Lebensgefahr immer wieder mit Waffen und Verstecken versorgten, zum anderen auf dem früh legendären Ruf der Bielski-Kämpfer, die die ihnen anvertrauten Menschen schonungslos zu verteidigen wußten. Als sich die Lage in den Wäldern im Laufe des Jahres 1943 durch die Ankunft organisierter sowjetischer Partisaneneinheiten zusehends verbesserte, kam den Bielski-Brüdern ihr Verhandlungsgeschick und letztlich wohl auch ihre unpolitische Grundhaltung zugute, die sie befähigte, sich rechtzeitig wichtige „Beschützer" unter den Kommandanten zu suchen und, wo nötig, Kompromisse zu schließen, solange diese nicht ihrem wichtigsten Interesse, der Rettung von Menschen, zuwiderliefen. Zudem gelang es dem Bielski-Lager, sich innerhalb der Partisanenbewegung als unentbehrlicher Dienstleistungslieferant zu etablieren und die in der Nähe operierenden Einheiten medizinisch, handwerklich und am Ende sogar mit selbstgebackenem Brot zu versorgen.

Je mehr sich die Gesamtsituation der Gruppe vor allem seit Herbst 1943 entspannte, desto stärker traten Alltagskonflikte in den Vordergrund, deren Beschreibung die Autorin dankenswerterweise einen großen Platz einräumt. Meist ging es dabei um Macht bzw. um die Positionierung des oder der einzelnen in der neu entstehenden sozialen Hierarchie in einer Umgebung, in der (fast) alle herkömmlichen Statuskriterien obsolet geworden waren. Am Beispiel der Nahrungszuteilung etwa wird deutlich, wie die ursprüngliche Idee der Gleichheit rasch der neuen Rangordnung weichen mußte, die vornehmlich nach der Nützlichkeit des Individuums für die Gesamtheit differenzierte. Ähnliches galt für die überlebenswichtige Einhaltung der Disziplin, die nicht nur mit Gefängnisstrafen (!), sondern im Extremfall, d. h. bei Angriffen auf die Autorität der Führung, auch mit Exekutionen durchgesetzt wurde. Neben solchen dramatischen Vorfällen erfährt man jedoch auch allerhand über die verschiedensten Alltagsprobleme des Familienlagers, wie etwa Krankheiten, Alkoholmißbrauch, Empfängnisverhütung oder Abtreibungen. Am spannendsten sind vielleicht die Analysen des Verhältnisses zwischen Männern und Frauen in der Bielski-Gruppe: im Gegensatz etwa zu den aus der Jugendbewegung oder den linken Parteien stammenden jüdischen Partisanen bestand im Bielski-Lager noch nicht einmal der Anspruch weiblicher

Gleichberechtigung. Frauen blieben – bis auf den Wachdienst – auf ihre traditionelle Rolle beschränkt und hatten somit einen durchweg niedrigeren sozialen Status hinzunehmen in einer Gemeinschaft, deren höchste Werte Stärke und Kampfkraft waren. Zwar waren hiervon auch „schwächliche", meist intellektuelle Männer betroffen, aber nur für Frauen galt, daß man durch den Tausch von Sexualität gegen Sicherheit, also durch den „Schutz" eines angesehenen Partners – und im Grunde nur dadurch – in der sozialen Rangordnung aufsteigen und so nicht nur die eigene Situation, sondern oft auch die der Eltern und/oder Kinder entscheidend verbessern konnte. Daß solche Dinge berichtet werden, ist – nicht nur bei dieser Thematik – keineswegs üblich und wohl dem offensichtlich hartnäckigen, aber auch sensiblen Nachfragen der Autorin zu verdanken, die mit den ihr anvertrauten Details durchweg verantwortungsbewußt umzugehen weiß.

Nur über eins haben auch ihre Gesprächspartner geschwiegen: über die psychische Dimension des Leidens, verursacht durch den Mord an Familien und Freunden. Daß dies schon in den Wäldern wohl überlebensnotwendig war, verdeutlicht eine der erschütterndsten Szenen des Buches: Während einer Purimaufführung der Kinder der Gruppe springt plötzlich ein Partisan auf und ruft: „Wo sind meine Kinder? Rache! Rache!" Keiner der Anwesenden weiß auf diesen Ausbruch zu reagieren, sie verharren eine Weile regungslos und gehen dann schweigend auseinander.

Stefanie Schüler-Springorum

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

Michael Bakunin, Gottfried Semper, Richard Wagner und der Dresdner Maiaufstand 1849. Symposium der Friedrich-Ebert-Stiftung am 27. Oktober 1995 in Dresden. Hrsg. vom Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung. – Bonn: Selbstverlag 1995. 100 S.

Nach einem Vorwort von Gerhard Stümpfig, Leiter des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, gibt die Broschüre die sieben Referate der Tagung wieder. Nächst dem Einführungsvortrag des Architekten Gerd de Bruyn zum Dresdner Maiaufstand erinnert Helmut Dahmer (Darmstadt) an den Berufsrevolutionär Michael Bakunin, und Peter von Oertzen (Hannover) unternimmt den Versuch einer „Aktualisierung" von dessen Anarchismus. Die Architekten Sokratis Georgiadis (Stuttgart) und Günter Behnisch (Darmstadt) befassen sich mit Gottfried Semper. Und nach dem Beitrag Udo Bermbachs (Hamburg) über Richard Wagner würdigt der Komponist Giacomo Manzoni die Kreativität seines historischen Berufskollegen. Die Referate wurden nicht in ihrer ursprünglichen Abfolge abgedruckt, sondern nach sachlich-biographischen Gesichtspunkten neu geordnet. Sie sind mit sparsamen Anmerkungen versehen und wurden von den Autoren für die Drucklegung überarbeitet. Die fruchtbare Tagungsatmosphäre vermag das Heft leider nur eingeschränkt zu vermitteln, da auf die Wiedergabe der interessanten und durchaus kontroversen Diskussion (vgl. meinen Tagungsbericht in: IWK, 32. Jg. (1996), H. 1, S. 76–81) verzichtet wurde. Das ursprüngliche Motto der Veranstaltung – „Revolutionäre des Geistes" –, wurde im Titel des Hefts aus guten Gründen weggelassen: Bakunin war quasi „Politiker", nur Semper und Wagner Kulturschaffende; für letztere blieb die Revolutionsteilnahme aber eine Episode. Der Moderator der Tagung, de Bruyn, übernahm auch die Redaktion der vorliegenden Broschüre. Sie ist professionell gestaltet und schließt mit Kurzporträts der Referenten ab.

Peter Russig

Fascism. Hrsg. von Roger Griffin (= Oxford Readers). – Oxford und New York: Oxford University Press 1995. XVII, 410 S.

Im Gegensatz zum angelsächsischen Sprachraum ist in Deutschland die Gattung des *textbooks* nicht sonderlich populär, und ähnliches gilt auch für den

Begriff des Faschismus. Griffin versammelt im vorliegenden Band über 200 Texte, die, gemäß seiner Definition von Faschismus, übereinstimmende Charakteristika aufweisen. Er bestimmt den Begriff in Anlehnung an seine 1993 veröffentlichte Studie „The Nature of Fascism" folgendermaßen: "Fascism is a genus of political ideology whose mystic core in its various permutations is a palingetic form of populist ultra-nationalism" (S. 4).
Abgeleitet von dieser Maxime erblickt Griffin zehn weitere Merkmale, die in ihrer Mehrzahl allen faschistischen Bewegungen seit dem Ende des Ersten Weltkriegs gemein sind: Antiliberalismus, Antikonservatismus, charismatische „Führer", Rassismus und einige andere Wesenszüge liefern ein Raster, anhand dessen ein weiter textueller Bogen vom Wandel Benito Mussolinis vom Sozialisten zum Faschisten über die Entwicklung in Deutschland und in ganz Europa von der Zwischenkriegszeit bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs und darüber hinaus geschlagen werden kann. Filippo Marinetti und Ernst Jünger sind dabei ebenso mit kurzen Textauszügen vertreten wie Vidkun Quisling und Jacques Doriot. Hinzu kommt, daß auch zeitgenössische Analysen, beispielsweise von Max Horkheimer, George Orwell und Wilhelm Reich, nachgedruckt werden und faschistische Phänomene der Zeit nach 1945 ebenso berücksichtigt werden wie Bewertungen. Eine deutsche Ausgabe könnte eine empfindliche Lücke auf dem Buchmarkt schließen.

Thomas Franz

SABROW, Martin: **Der Rathenaumord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Republik von Weimar** (= Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 69). – München: R. Oldenbourg Verlag 1994. 231 S.

Über den Mord an Walther Rathenau wurden seit der Tat heftige und langwierige Kontroversen geführt, und Sabrow kann mit seiner Freiburger Dissertation dennoch einige wichtige neue Erkenntnisse liefern, da er mit einer Genauigkeit, die jene der Juristen der Weimarer Republik um einiges übertrifft, argumentiert und ihm zudem das Glück zuteil wurde, in Moskau neu entdeckte Archivalien benutzen zu können.
Seit jeher beschäftigte die Frage nach den „Drahtziehern" des Attentats um Hermann Ehrhardt Publizistik, Justiz und Geschichtswissenschaft, und der Verfasser kann eine beeindruckende Rekonstruktion der Hintergründe und des Tathergangs bereitstellen, die die Verantwortlichkeit der „Organisation ‚Consul'" mehr als wahrscheinlich macht. Zudem verliert er den Bezug zur allgemeinen politischen Entwicklung der Weimarer Republik nicht aus den Augen, und lediglich die Tatsache, daß er seine Ergebnisse am Ende des Buches nicht noch einmal zusammenfaßt, schmälert den Wert der Studie geringfügig. Die allgemeinen Umstände führten leider auch dazu, daß „die Verantwortung der Terrororganisation ‚Consul' für die Ermordung des deutschen Außenministers Walther Rathenau und ihre dahinterstehende Verschwörung zum Sturz der Republik bis zum Ende der ersten deutschen Demokratie von der Aufdeckung verschont blieb" (S. 215).
Der Autor vermag die Vorstellungswelt der Verschwörer überzeugend zu rekonstruieren und sieht ihr zentrales Motiv im Kalkül der möglichen Niederwerfung einer „linken" Regierung, die infolge des Mordes durch den „Druck der Straße" die Macht im Staat hätte erobern sollen. Nach Kapp-Putsch und „Ostlandkämpfen" spricht vieles für den Gedanken, daß die radikale Rechte einen „Aufstand der Marxisten" hervorrufen wollte, um letztendlich selbst eine Militärdiktatur errichten zu können.

Thomas Franz

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078, D-12249 Berlin, Telefon: 030/7792-412, Telefax: 030/7759685

MITTEILUNG über ein Projekt | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐
Staatsexamensarbeit .... ☐
Gutachten ..... ☐
Habilitationsschrift ..... ☐
Dissertation ..... ☐
Diplomarbeit ..... ☐
Magisterarbeit ..... ☐
Edition ..... ☐
Monographie ..... ☐
Aufsatz ..... ☐
sonstiges .....
.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐
Bearbeiter/in ..... ☐
Auftraggeber ..... ☐
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG .... ☐
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐
andere Geldgeber ..... ☐
.....
Stipendium ..... ☐
..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
.....
..... Bezeichnung und ggf. Anschrift

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

..... (Ort, Datum)

..... (Unterschrift)

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft
der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen,
Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhaltsverzeichnis und Register

Berlin 32. Jahrgang 1996

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078, D-12249 Berlin
Telefon: 030/7792-412 (G. Krüschet); -414 (F. J. Frohn); Telefax: 030/7759685

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Lychener Straße 74, D-10437 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,–, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,–, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,–, Ausland: DM 12,–). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/150101 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, und Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,– pro Heft bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1. 5. 1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Kottbusser Damm 77, D-10967 Berlin
Druck: Offsetplus, Reuchlinstraße 10–11, Gewerbehof, D-10553 Berlin

Aufsätze und Miszellen

Cahn, Jean-Paul: Die SPD und der Bericht der Internationalen Sozialistischen Algerien-Untersuchungskommission (1957–1958). Einige Bemerkungen über die internationale sozialistische Fact-Finding-Mission 2/172

Faust, Manfred: Die Anfänge der Arbeiterbewegung im linksrheinischen Braunkohlenrevier 3/297

Goch, Stefan: Westdeutsche Trotzkisten im Widerstand gegen den Nationalsozialismus und im Exil 2/143

Grebing, Helga: Stellungnahme 2/251

Gruner-Domić, Sandra: Zur Geschichte der Arbeitskräftemigration in die DDR. Die bilateralen Verträge zur Beschäftigung ausländischer Arbeiter (1961–1989) 2/204

Hausmann, Christopher: August Winnig und die „Konservative Revolution". Ein Beitrag zur ideengeschichtlichen Debatte über die Weimarer Republik 1/23

Kontroverse um Helga Grebings Rezension der „Erinnerungen" Wilhelm Dittmanns. Vorbemerkung der Redaktion 2/237

Kubina, Michael: „In einer solchen Form, die nicht erkennen läßt, worum es sich handelt ..." Zu den Anfängen der parteieigenen Geheim- und Sicherheitsapparate der KPD/SED nach dem Zweiten Weltkrieg 3/340

Pittwald, Michael: Zur Entwicklung völkischen Denkens in der deutschen Arbeiterbewegung: der Nationalrevolutionär Ernst Niekisch 1/3

Rintelen, Karlludwig: Wilhelm Dittmanns Erinnerungen: Rezension einer Rezension 2/237

Rojahn, Jürgen: Kolossaler Humbug – oder einfach eine unbequeme Quelle? Zu Helga Grebings Rezension der Edition der Dittmann-Memoiren 2/242

Rudolph, Karsten: Das Scheitern des Kommunismus im deutschen Oktober 1923 ..... 4/484

Schelz-Brandenburg, Till: Der halbe Dittmann soll es sein?! Zu Helga Grebings Kritik an der Edition der Dittmann-Memoiren von Jürgen Rojahn 2/248

Skrzypczak, Henryk: Anspiel. Vorabdruck aus: Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer 1/47

Skrzypczak, Henryk: Anzeige eines Wechsels 1/1

Spiekermann, Uwe: Die Ernährung städtischer Arbeiter in Baden an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Monotone Einheit oder integrative Vielheit? 4/453

Steinberg, Hans-Josef: Henryk Skrzypczak zum 70. Geburtstag 2/141

Tagungsberichte

Eiber, Ludwig: Bibliographie, Ausstellungsprojekt und Kolloquium zur „Geschichte der Gewerkschaften in Bayern" 1/88

Gordon, Robert: Summary of the Eighteenth Annual North American Labor History Conference, Held at the McGregor Memorial Center, Detroit, Michigan, October 17–19, 1996 ..... 3/390

Grahn, Gerlinde: Kommunisten im norwegischen Widerstandskampf: Die Wollweber-Organisation. Ein Bericht 3/386

Haß, Matthias: „Täter und Tatgehilfen im Nationalsozialismus. Zur Darstellung der Täter in den Gedenkstätten". Tagung der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung und der Stiftung Topographie des Terrors, Berlin, in Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftlichen Beirat für Gedenkstättenarbeit des Landes Niedersachsen vom 20. bis 22. November 1996 im Historischen Museum in Hannover 3/375

Klotz, Johannes: „Freiheit oder Einheit. Die Zwangsvereinigung von SPD und KPD und die Folgen". Bericht über ein Forum der Historischen Kommission beim Parteivorstand der SPD am 14./15. März 1996 im Berliner Rathaus 1/82

Russig, Peter: „Revolutionäre des Geistes. Michael Bakunin, Gottfried Semper, Richard Wagner und der Dresdner Maiaufstand 1849". Ein Tagungsbericht 1/76

Vogt, Annette: 100 Jahre Frauen in der Wissenschaft. Eine Tagung an der Universität Bremen, 17.–19. Februar 1997 ..... 4/552

Berichte über Archiv- und Bibliotheksbestände

Braun, Heinz: Die Überlieferung des FDGB in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv 4/520

Florath, Bernd: Die Archive der Robert-Havemann-Gesellschaft: Robert-Havemann-Archiv und Matthias-Domaschk-Archiv 4/535

Zimmermann, Rüdiger: Neue Aktivitäten der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung 4/539

Forschungsstandanalysen und Literaturberichte

Litten, Freddy: Eine international bedeutsame Edition zur sowjetischen Chinapolitik? 2/231

Vögele, Jörg: Gesundheitspolitik in Stadt und Region. Zu einigen neueren Darstellungen 3/394

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete

Bearbeitet von Franz Jean Frohn (106 und 108) und Dirk H. Müller (107)

		I. Projektverzeichnis	II. Nachträge	III. Bisher nicht gemeldete, unpublizierte Arbeiten, die verfügbar sind
Nr.:	Heft:	Seite:	Seite:	Seite:
106 (96-001–94-021)	1	94	98	—
107 (96-022–96-060)	3	400	409	414
108 (96-041–94-063)	4	560	563	—

Neue Literatur
(KA = Kurzanzeige)

Albrecht, Willy: Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS). Vom parteikonformen Studentenverband zum Repräsentanten der Neuen Linken, Bonn 1994 *(Nils Ferberg)* 2/289

American Policy and the Reconstruction of West Germany, 1945–1955. Hrsg. von Jeffrey M. Diefendorf, Axel Frohn und Hermann-Josef Rupieper, Washington, D. C., und Cambridge, GB, 1993 *(Curt Garner)* 1/122

Ardelt, Rudolf G.: Vom Kampf um Bürgerrechte zum „Burgfrieden". Studien zur Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie 1888–1914, Wien 1994 *(Agnes Blänsdorf)* 4/602

Ayaß, Wolfgang: „Asoziale" im Nationalsozialismus, Stuttgart 1995 *(Karl Christian Führer)* 3/438

Beck, Hermann: The Origins of the Authoritarian Welfare State in Prussia. Conservatives, Bureaucracy, and the Social Question, 1815–70, Ann Arbor 1995 *(Christiane Eifert)* 1/114

Berger, Stefan: The British Labour Party and the German Social Democrats, 1900–1931. A Comparative Study, Oxford 1994 *(Thomas Franz)* 1/131

Bernnat, Hubert: 125 Jahre Arbeiterbewegung im Dreiländereck. Die Geschichte der Lörracher SPD von den Anfängen 1868 bis zur Nachkriegszeit 1948, Lörrach 1993 *(Jan Merk)* 4/580

Bessel, Richard: Germany after the First World War, Oxford 1993 *(Klaus Weinhauer)* 1/120

Best, Heinrich, und Wilhelm Weege: Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49, Düsseldorf 1996 *(Manfred Jehle)* 4/566

Brodersen, Momme: Walter Benjamin. Eine kommentierte Bibliographie, Morsum/Sylt 1995 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 4/567

Brundiers, Andreas: Gegenrevolution in der Provinz. Die Haltung der SPD zu den Einwohnerwehren 1919/20 am Beispiel Celle, Bielefeld 1994 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 4/584

C. L. R. James and Revolutionary Marxism. Selected Writings of C. L. R. James 1939–1949. Ed. by Scott McLemee and Paul Le Blanc, Atlantic Highlands / New Jersey 1994 *(Horst Lauscher)* 1/109

Carl von Ossietzky. Dargestellt von Gerhard Kraiker und Elke Suhr, Reinbek bei Hamburg 1994 *(Marike Werner)* 1/106

Deutsche Literatur im Exil in den Niederlanden 1933–1940. Hrsg. von Hans Würzner und Karl Kröhnke, Amsterdam und Atlanta, Ga., 1994 *(Maria-Luise Kreuter)* 3/444

Diewald-Kerkmann, Gisela: Politische Denunziation im NS-Regime oder Die kleine Macht der „Volksgenossen", Bonn 1995 *(Inge Marßolek)* 4/591

Dittler, Erwin: Adolf und Marie Geck, 1910. 2 Hefte, Kehl-Goldscheuer 1994 *(Ursula Herrmann)* 3/427

Dittler, Erwin: Rohtraud Weckerle-Geck. 12 Hefte. 1945 bis 1968/82 (mit wechselnden Untertiteln, H. 3–8: Rohtraud Weckerle-Geck und die Arbeiterbewegung in Offenburg und Südbaden beim Neubeginn nach dem 2. Weltkrieg. Korrespondenz und Dokumente), Kehl-Goldscheuer 1995 *(Ursula Herrmann)* 3/427

Der Dresdner Maiaufstand von 1849, Dresden 1995 *(Peter Russig)* (KA) 2/293

Duda, Gerhard: Jenö Varga und die Geschichte des Instituts für Weltwirtschaft und Weltpolitik in Moskau 1921–1970. Zu den Möglichkeiten und Grenzen wissenschaftlicher Auslandsanalyse in der Sowjetunion, Berlin 1994 *(John Perkins)* 2/266

Düding, Dieter: Zwischen Tradition und Innovation. Die sozialdemokratische Landtagsfraktion in Nordrhein-Westfalen 1946–1966, Bonn 1995 *(Alexander Brandenburg)* 3/441

Editionsrichtlinien der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA). Hrsg. von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung, Amsterdam, Berlin 1993 *(Alexander Brandenburg)* 3/424

Die Eiserne Internationale. Periodikaverzeichnis des Bestandes Internationaler Metallgewerkschaftsbund (IMB) in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bearb. von Walter Wimmer und Felicitas Kallus, Bonn 1994 *(Willy Buschak)* 1/103

Entscheidungen der SED 1948. Aus den Stenographischen Niederschriften der 10. bis 15. Tagung des Parteivorstandes der SED. Hrsg. von Thomas Friedrich u. a., Berlin 1995 *(Franz-Josef Hutter)* 3/425

Fascism. Hrsg. von Roger Griffin, Oxford und New York 1995 *(Thomas Franz)* (KA) 4/605

Fichter, Tilman: Die SPD und die Nation. Vier sozialdemokratische Generationen zwischen nationaler Selbstbestimmung und Zweistaatlichkeit, Berlin und Frankfurt a. M. 1993 *(Francis L. Carsten)* 2/267

Friedjung, Prive: „Wir wollten nur das Paradies auf Erden". Die Erinnerungen einer jüdischen Kommunistin aus der Bukowina. Hrsg. und bearb. von Albert Lichtblau und Sabine Jahn, Wien, Köln und Weimar 1995 *(Mariana Hausleitner)* 3/429

Führer, Karl Christian: Mieter, Hausbesitzer, Staat und Wohnungsmarkt. Wohnungsmangel und Wohnungszwangswirtschaft in Deutschland 1914–1960, Stuttgart 1995 *(Detlef Lehnert)* 2/271

Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Karsten Rudolph und Christl Wickert, Essen 1995 *(Andreas Wolf)* 1/110

Gramsci, Antonio: Gefängnisbriefe. Kritische Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. von Ursula Apitzsch u. a. Bd. 1: Briefwechsel mit Giulia Schucht, Hamburg und Frankfurt a. M. 1995 *(Sabine Kebir)* 2/256

Gräser, Marcus: Der blockierte Wohlfahrtsstaat. Unterschichtjugend und Jugendfürsorge in der Weimarer Republik, Göttingen 1995 *(Karl Christian Führer)* 4/586

Grossmann, Atina: Reforming Sex. The German Movement for Birth Control and Abortion Reform, 1920–1950, New York und Oxford 1995 *(Karl Christian Führer)* 4/585

Großbritannien und der deutsche Widerstand 1933 bis 1944. Hrsg. von Klaus-Jürgen Müller und David N. Dilks, Paderborn u. a. 1994 *(Thomas Franz)* 2/291

Gustav Landauer (1870–1919). Eine Bestandsaufnahme zur Rezeption seines Werkes. Hrsg. von Leonhard M. Fiedler, Renate Heuer und Annemarie Taeger-Altenhofer, Frankfurt a. M. und New York 1995 *(Hubert van den Berg)* 4/568

Gustav Landauer – Fritz Mauthner: Briefwechsel 1890–1919. Hrsg. von Hanna Delf, München 1994 *(Hubert van den Berg)* 4/568

Häfner, Lutz: Die Partei der linken Sozialrevolutionäre in der russischen Revolution 1917/18, Köln, Weimar und Wien 1994 *(Markus Wehner)* 3/446

Hahn, Manfred: Archivalienkunde des vormarxistischen Sozialismus, Stuttgart 1995 *(Waltraud Seidel-Höppner)* 3/422

Hanauske, Dieter: „Bauen, bauen, bauen ...!" Die Wohnungspolitik in Berlin (West) 1945–1961, Berlin 1995 *(Thomas Biewer)* 4/595

Heidenreich, Frank: Arbeiterkulturbewegung und Sozialdemokratie in Sachsen vor 1933, Weimar, Köln und Wien 1995 *(Adelheid von Saldern)* 3/437

Henke, Hans-Gerd: Der „Jude" als Kollektivsymbol in der deutschen Sozialdemokratie 1890–1914, Mainz 1994 *(Mario Keßler)* 2/275

Herrmann, Karl Georg: Die Geschichte des Internationalen Bergarbeiterverbandes 1890–1939, Frankfurt a. M. und New York 1994 *(Willy Buschak)* 1/132

Hopmann, Barbara, u. a.: Zwangsarbeit bei Daimler-Benz, Stuttgart 1994 *(Alfred Reckendrees)* 2/284

Hornstein, David P.: Arthur Ewert. A Life for the Comintern, Lanham, New York und London 1993 *(Reiner Tosstorff)* 2/267

Hübner, Peter: Konsens, Konflikt und Kompromiß. Soziale Arbeiterinteressen und Sozialpolitik in der SBZ/DDR 1945–1970, Berlin 1995 *(Franz-Josef Hutter)* 4/600

Inventar der Befehle des Obersten Chefs der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) 1945–1949. Bearb. von Jan Foitzik, München u. a. 1995 *(Rainer Karlsch)* 1/104

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Reihe B, Bd. 1: Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden. Bearb. von Volker Eichler, München u. a. 1996 *(Gerlinde Grahn)* 4/564

Jaeger, Friedrich: Bürgerliche Modernisierungskrise und historische Sinnbildung. Kulturgeschichte bei Droysen, Burckhardt und Max Weber, Göttingen 1994 *(Eckhardt Fuchs)* 1/101

Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 1994. Hrsg. von Hermann Weber u. a., Berlin 1994 *(Eric D. Weitz)* 2/255

Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion. Berlin 1939 bis 1945. Hrsg. von Wilfried Löhken und Werner Vathke, Berlin 1993 *(Jan Merk)* 4/589

Karrenbrock, Helga: Märchenkinder – Zeitgenossen. Untersuchungen zur Kinderliteratur der Weimarer Republik, Stuttgart 1995 *(Thomas Trösch)* (KA) 3/448

Klocksin, Jens Ulrich: Kommunisten im Parlament. Die KPD in Regierungen und Parlamenten der westdeutschen Besatzungszonen und der Bundesrepublik Deutschland (1945–1956), Bonn 1993 *(Theodor Bergmann)* 1/125

Kolbe, Ino: Zur Geschichte des Deutschen Arbeiter-Esperanto-Bundes in Leipzig (Westsachsen). T. 1 und 2: Von den Anfängen bis zum Verbot (1933). Eine kommentierte Dokumentation. Hrsg., kommentiert und bearb. von Detlef Blanke, Leipzig 1996 *(Ulrich Lins)* 4/571

Die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) im Raum Köln–Aachen gegen Ende der Weimarer Republik. Eine Dokumentation zum Jahr 1932. Bearb. von Günter Bers, Reinbek 1993 *(Eric D. Weitz)* 2/257

Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Verdrängte Vergangenheit, Österreich-Identität, Waldheim und die Historiker. Hrsg. von Gerhard Botz und Gerald Sprengnagel, Frankfurt a. M. und New York 1994 *(Ernst Wangermann)* 1/102

Kubina, Sylvia: Die Bibliothek des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906–1978), Berlin 1995 *(Andreas Graf)* (KA) 2/292

Kultur im Stalinismus. Sowjetische Kultur und Kunst der 1930er bis 50er Jahre. Hrsg. von Gabriele Gorzka, Bremen 1994 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 1/126

L'emigrazione tra Italia e Germania. Hrsg. von Jens Petersen, Manduria, Bari und Rom 1993 *(Rolf Wörsdörfer)* 1/129

Labour and Leisure in Historical Perspective, Thirteenth to Twentieth Centuries. Hrsg. von Ian Blanchard, Stuttgart 1994 *(Hasso Spode)* (KA) 2/293

Landauer, Gustav: Die Botschaft der Titanic. Ausgewählte Essays. Hrsg. von Walter Fähnders und Hans-Georg Schmidt-Bergmann, Berlin 1994 *(Hubert van den Berg)* 4/568

Lenz, Rudolf: Karstadt. Ein deutscher Warenhauskonzern 1920–1950, Stuttgart 1995 *(Andreas Wolf)* 3/434

Lexikon der Anarchie / Encyclopaedia of Anarchy / Lexique de l'anarchie. Hrsg. von Hans Jürgen Degen, 3. Ergänzungslief., Bösdorf [1996] *(Peter Lösche)* 4/565

Lindenberger, Thomas: Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin 1900 bis 1914, Bonn 1995 *(Klaus Weinhauer)* 2/276

Magnusson, Lars: The Contest for Control. Metal Industries in Sheffield, Solingen, Remscheid and Eskilstuna during Industrialization, Oxford und Providence 1994 *(Thomas Welskopp)* 4/576

Mai, Gunther: Der Alliierte Kontrollrat in Deutschland 1945–1948. Alliierte Einheit – deutsche Teilung?, München 1995 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 4/594

Mason, Timothy W.: Social Policy in the Third Reich. The Working Class and the 'National Community', Providence und Oxford 1993 *(Klaus Weinhauer)* 1/121

Meyer-Lenz, Johanna: Schiffbaukunst und Werftarbeit in Hamburg 1838–1896. Arbeit und Gewerkschaftsorganisation im industrialisierten Schiffbau des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. u. a. 1995 *(Peter Kuckuk)* 4/579

Michael Bakunin, Gottfried Semper, Richard Wagner und der Dresdner Maiaufstand 1849. Symposium der Friedrich-Ebert-Stiftung am 27. Oktober 1995 in Dresden. Hrsg. vom Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1995 *(Peter Russig)* (KA) 4/605

Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e. V. – Microfilm Archives of the German Language Press: 9. Bestandsverzeichnis. Bearb. und Red.: Manfred Pankratz, Dortmund 1994 *(John Perkins)* (KA) 2/292

Mühsam, Kreszentia: Der Leidensweg Erich Mühsams, Berlin 1994 *(Hubert van den Berg)* 4/573

„Der Ofen ist aus!" Stahlarbeiter erzählen ihre Geschichte. Hrsg. vom Vorstand neues alter e. V., Hattingen-Welper, Iserlohn 1995 *(Andreas Wolf)* 3/442

von Ossietzky, Carl: Sämtliche Schriften. Oldenburger Ausgabe. Hrsg. von Werner Boldt u. a., 8 Bde., Reinbek bei Hamburg 1994 *(Marike Werner)* 1/106

Paucker, Arnold: Standhalten und Widerstehen. Der Widerstand deutscher und österreichischer Juden gegen die nationalsozialistische Diktatur, Essen 1995 *(Stefanie Schüler-Springorum)* 4/588

Pitzschke, Angela: Frauenleben und Frauenpolitik. Lebensgeschichte und politisches Engagement von Frauen der politischen Linken in der Nachkriegszeit, dargestellt am Beispiel Kassels, Pfaffenweiler 1994 *(Heinz Niggemann)* 2/288

Politischer Wandel, organisierte Gewalt und nationale Sicherheit. Beiträge zur neueren Geschichte Deutschlands und Frankreichs. Festschrift für Klaus-Jürgen Müller. Hrsg. von Ernst Willi Hansen, Gerhard Schreiber und Bernd Wegner, München 1995 *(Thomas Franz)* 3/430

Pollock, James K.: Besatzung und Staatsaufbau nach 1945. Occupation Diary and Private Correspondence 1945–1948. Hrsg. von Ingrid Krüger-Bulcke, München 1994 *(Curt Garner)* 1/122

Poste, Burkhard: Schulreform in Sachsen 1918–1923. Eine vergessene Tradition deutscher Schulgeschichte, Frankfurt a. M. u. a. 1993 *(Ursula Langkau-Alex)* 2/280

Ratz, Ursula: Zwischen Arbeitsgemeinschaft und Koalition. Bürgerliche Sozialreformer und Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg, München u. a. 1994 *(Agnes Blänsdorf)* 4/583

Redder, Ute: Die Entwicklung von der Armenhilfe zur Fürsorge in dem Zeitraum von 1871 bis 1933. Eine Analyse unter Aufgaben-, Ausgaben- und Finanzierungsaspekten am Beispiel der Länder Preußen und Bayern, Bochum 1993 *(Günther Schulz)* 2/270

Reutter, Friederike: Heidelberg 1945–1949. Zur politischen Geschichte einer Stadt in der Nachkriegszeit, Heidelberg 1994 *(Thomas Franz)* (KA) 2/294

Ritter, Gerhard A.: Arbeiter, Arbeiterbewegung und soziale Ideen in Deutschland. Beiträge zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, München 1996 *(Andreas Wolf)* 4/574

Ruck, Michael: Bibliographie zum Nationalsozialismus, Köln 1995 *(Peter Steinbach)* 2/252

Ruhl, Klaus-Jörg: Verordnete Unterordnung. Berufstätige Frauen zwischen Wirtschaftswachstum und konservativer Ideologie in der Nachkriegszeit (1945–1963), München 1994 *(Josef Kaiser)* 3/439

Rupieper, Hermann-Josef: Die Wurzeln der westdeutschen Nachkriegsdemokratie. Der amerikanische Beitrag 1945–1952, Wiesbaden 1993 *(Curt Garner)* 1/122

Sabrow, Martin: Der Rathenaumord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Republik von Weimar, München 1994 *(Thomas Franz)* (KA) 4/606

von Saldern, Adelheid: Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute, Bonn 1995 *(Detlef Lehnert)* 2/271

Scarpa, Ludovica: Gemeinwohl und lokale Macht: Honoratioren und Armenwesen in der Berliner Luisenstadt im 19. Jahrhundert, München u. a. 1995 *(Rüdiger Hachtmann)* 3/431

Schirmann, Léon: Altonaer Blutsonntag 17. Juli 1932. Dichtungen und Wahrheit, Hamburg 1994 *(Rainer Paetau)* 2/282

Schirmann, Léon: Justizmanipulationen. Der Altonaer Blutsonntag und die Altonaer bzw. Hamburger Justiz 1932–1994, Berlin 1995 *(Rainer Paetau)* 2/282

Schmidt-Soltau, Kai: Eine Welt zu gewinnen! Die antikoloniale Strategie-Debatte in der Kommunistischen Internationale zwischen 1917 und 1929 unter besonderer Berücksichtigung der Theorien von Manabendra Nath Roy, Bonn 1994 *(Carsten Krinn)* 2/264

Schrader, Fred E.: Der Moskauer Prozeß 1936. Zur Sozialgeschichte eines politischen Feindbildes, Frankfurt a. M. und New York 1995 *(Reiner Tosstorff)* 2/258

Simon, Dietmar: Arbeiterbewegung in der Provinz. Soziale Konflikte und sozialistische Politik in Lüdenscheid im 19. und 20. Jahrhundert, Essen 1995 *(Karsten Rudolph)* 3/433

Solga, Heike: Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR, Berlin 1995 *(Franz-Josef Hutter)* 4/599

Die SPD-Fraktion im Deutschen Bundestag. Sitzungsprotokolle 1961–1966. Bearb. von Heinrich Potthoff. 2 Halbbde., Düsseldorf 1993 *(Walther Mühlhausen)* 2/262

Spode, Hasso: Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland, Opladen 1993 *(Horst Groschopp)* 1/116

Steinbacher, Sybille: Dachau – die Stadt und das Konzentrationslager in der NS-Zeit. Die Untersuchung einer Nachbarschaft, Frankfurt a. M. 1993 *(Stefanie Schüler-Springorum)* 4/590

Stolleis, Michael: Recht im Unrecht. Studien zur Rechtsgeschichte des Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 1994 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 2/286

Stowasser, Horst: Freiheit pur. Die Idee der Anarchie, Geschichte und Zukunft, Frankfurt a. M. 1995 *(Peter Lösche)* 3/426

Tappe, Heinrich: Auf dem Weg zur modernen Alkoholkultur. Alkoholproduktion, Trinkverhalten und Temperenzbewegung in Deutschland vom frühen 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1994 *(Hasso Spode)* (KA) 3/448

Tec, Nechama: Bewaffneter Widerstand. Jüdische Partisanen im Zweiten Weltkrieg, Gerlingen 1996 *(Stefanie Schüler-Springorum)* 4/603

Trus, Armin: „Wer nicht kämpft, hat schon verloren". Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Gießen 1945–1990, Gießen 1994 *(Andreas Wolf)* 2/260

Von der Heimarbeit in die Fabrik. Industrialisierung und Arbeiterschaft in Leinen- und Baumwollregionen Westeuropas während des 18. und 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Karl Ditt und Sidney Pollard, Paderborn 1992 *(Toni Offermann)* 1/128

Von der SBZ zur DDR. Studien zum Herrschaftssystem in der Sowjetischen Besatzungszone und in der Deutschen Demokratischen Republik. Hrsg. von Harmut Mehringer, München 1995 *(Gert-Joachim Glaeßner)* 4/597

Weber, Sven: „Trotz unserer Minderheit hoffen wir zu siegen". Sozialdemokratie in Marburg-Biedenkopf von 1869 bis 1914, Marburg 1994 *(Andreas Wolf)* 1/118

Weckerlein, Friedrich: Streitfall Deutschland. Die britische Linke und die „Demokratisierung" des Deutschen Reiches, 1900–1918, Göttingen und Zürich 1994 *(Thomas Franz)* 2/290

Weinhauer, Klaus: Arbeitskampf im Hamburger Hafen. Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter 1914–1933, Paderborn u. a. 1994 *(Peter Kuckuk)* 4/579

Wentzel, Lothar: Die Bildungsarbeit des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes 1891–1933. Eine Dokumentation, Köln 1995 *(Josef Kaiser)* 3/425

Westphal, Heinz: Jugend braucht Demokratie, Demokratie braucht Jugend. Mein jugendpolitisches Engagement 1945–1974. Erinnerungen. Hrsg. von Roland Gröschel, Rostock 1994 *(Alexander Brandenburg)* 2/269

Whiteman, Dorit Bader: Die Entwurzelten. Jüdische Lebensgeschichten nach der Flucht 1933 bis heute, Wien, Köln und Weimar 1995 *(Ulrich Eumann)* 4/572

Wixforth, Harald: Banken und Schwerindustrie in der Weimarer Republik, Köln, Weimar und Wien 1995 *(Alfred Reckendrees)* 2/278

Wojak, Irmtrud: Exil in Chile. Die deutsch-jüdische Emigration während des Nationalsozialismus 1933–1945, Berlin 1994 *(Wolf Gruner)* 4/601

Wolters, Rita: Verrat für die Volksgemeinschaft. Denunziantinnen im Dritten Reich, Pfaffenweiler 1996 *(Inge Marßolek)* 4/591

Wyrwa, Ulrich: Branntewein und „echtes" Bier. Die Trinkkultur der Hamburger Arbeiter im 19. Jahrhundert, Hamburg 1990 *(Horst Groschopp)* 1/116

Zonenbeirat / Zonal Advisory Council, 1946–1948. Protokolle und Anlagen. 1.–11. Sitzung, 1946/47. Bearb. von Gabriele Stüber. 2 Halbbde., Düsseldorf 1993 und 1994 *(Walter Mühlhausen)* 1/105

Wissenschaftliche Mitteilungen, Ergänzungen und Briefe an die Redaktion

Aufruf zur Unterstützung des „Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus" *(Wolfgang Fritz Haug)* 1/134

Erwiderung auf Hartfrid Krauses Rezension zu: Dieter Engelmann und Horst Naumann: „Zwischen Spaltung und Vereinigung. Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands in den Jahren 1917–1922", Berlin 1993, in: IWK, Jg. 31 (1995), H.2, S. 284 f. *(Dieter Engelmann und Horst Naumann)* 1/137

FES erhielt Hiko-Archivalien 1/138

„Im Bunde mit dem Feind. Deutsche auf alliierter Seite" *(Paul Heider)* 1/136

Innerparteiliche „Säuberungen" als kommunistisches Machtinstrument. Internationales Mannheimer Forschungsprojekt vor dem Abschluß *(Achim Kilian)* 3/449

Projektfragebogen: H. 1, S. 139, H. 2, S. 295, H. 3, S. 451, H. 4, S. 607

Register der Autorinnen und Autoren

van den Berg, Hubert
H. 4, S. 568, S. 573

Bergmann, Theodor
H. 1, S. 125

Biewer, Thomas
H. 4, S. 595

Blänsdorf, Agnes
H. 4, S. 583, S. 602

Brandenburg, Alexander
H. 2, S. 269
H. 3, S. 424, S. 441

Braun, Heinz
H. 4, S. 520

Buschak, Willy
H. 1, S. 103, S. 132

Cahn, Jean-Paul
H. 2, S. 172

Carsten, Francis L.
H. 2, S. 267

Eiber, Ludwig
H. 1, S. 88

Eifert, Christiane
H. 1, S. 114

Engelmann, Dieter
H. 1, S. 137

Eumann, Ulrich
H. 4, S. 572

Faust, Manfred
H. 3, S. 297

Ferberg, Nils
H. 2, S. 289

Florath, Bernd
H. 4, S. 535

Franz, Thomas
H. 1, S. 131
H. 2, S. 290, S. 291, S. 294
H. 3, S. 430
H. 4, S. 605, S. 606

Frohn, Franz Jean
H. 1, S. 93
H. 4, S. 559

Fuchs, Eckhardt
H. 1, S. 101

Führer, Karl Christian
H. 3, S. 438
H. 4, S. 585, S. 586

Garner, Curt
H. 1, S. 122

Glaeßner, Gert-Joachim
H. 4, S. 597

Goch, Stefan
H. 2, S. 143
Gordon, Robert
H. 3, S. 390
Götz von Olenhusen, Albrecht
H. 2, S. 286
H. 4, S. 567, S. 584
Graf, Andreas
H. 2, S. 292
Grahn, Gerlinde
H. 3, S. 386
H. 4, S. 564
Grebing, Helga
H. 2, S. 251
Groschopp, Horst
H. 1, S. 116
Gruner, Wolf
H. 4, S. 601
Gruner-Domić, Sandra
H. 2, S. 204
Hachtmann, Rüdiger
H. 3, S. 431
Haß, Matthias
H. 3, S. 375
Haug, Wolfgang Fritz
H. 1, S. 134
Hausleitner, Mariana
H. 3, S. 429
Hausmann, Christopher
H. 1, S. 23
Heider, Paul
H. 1, S. 136
Herrmann, Ursula
H. 3, S. 427
Hutter, Franz-Josef
H. 3, S. 425
H. 4, S. 599, S. 600
Jehle, Manfred
H. 4, S. 566
Kaiser, Josef
H. 3, S. 425, S. 439
Karlsch, Rainer
H. 1, S. 104
Kebir, Sabine
H. 2, S. 256
Keßler, Mario
H. 2, S. 275
Kilian, Achim
H. 3, S. 449
Klotz, Johannes
H. 1, S. 82
Kowalczuk, Ilko-Sascha
H. 1, S. 126
H. 4, S. 594
Kreuter, Maria-Luise
H. 3, S. 444
Krinn, Carsten
H. 2, S. 264
Kubina, Michael
H. 3, S. 340
Kuckuk, Peter
H. 4, S. 579
Langkau-Alex, Ursula
H. 2, S. 280
Lauscher, Horst
H. 1, S. 109
Lehnert, Detlef
H. 2, S. 271
Lins, Ulrich
H. 4, S. 571
Litten, Freddy
H. 2, S. 231
Lösche, Peter
H. 3, S. 426
H. 4, S. 565
Marßolek, Inge
H. 4, S. 591
Merk, Jan
H. 4, S. 580, S. 589
Mühlhausen, Walter
H. 1, S. 105
H. 2, S. 262
Müller, Dirk H.
H. 3, S. 399
Naumann, Horst
H. 1, S. 137
Niggemann, Heinz
H. 2, S. 288
Offermann, Toni
H. 1, S. 128
Paetau, Rainer
H. 2, S. 282
Perkins, John
H. 2, S. 266, S. 292
Pittwald, Michael
H. 1, S. 3
Reckendrees, Alfred
H. 2, S. 278, S. 284
Rintelen, Karlludwig
H. 2, S. 237
Rojahn, Jürgen
H. 2, S. 242
Rudolph, Karsten
H. 3, S. 433
H. 4, S. 484
Russig, Peter
H. 1, S. 76
H. 2, S. 293
H. 4, S. 605
von Saldern, Adelheid
H. 3, S. 437
Schelz-Brandenburg, Till
H. 2, S. 248
Schüler-Springorum, Stefanie
H. 4, S. 588, S. 590, S. 603
Schulz, Günther
H. 2, S. 270
Seidel-Höppner, Waltraud
H. 3, S. 422
Skrzypczak, Henryk
H. 1, S. 1, S. 47
Spiekermann, Uwe
H. 4, S. 453
Spode, Hasso
H. 2, S. 293
H. 3, S. 448
Steinbach, Peter
H. 2, S. 252
Steinberg, Hans-Josef
H. 2, S. 141
Tosstorff, Reiner
H. 2, S. 258, S. 267
Trösch, Thomas
H. 3, S. 448
Vögele, Jörg
H. 3, S. 394
Vogt, Annette
H. 4, S. 552
Wangermann, Ernst
H. 1, S. 102
Wehner, Markus
H. 3, S. 446

Weinhauer, Klaus
H. 1, S. 120, S. 121
H. 2, S. 276
Weitz, Eric D.
H. 2, S. 255, S. 257
Welskopp, Thomas
H. 4, S. 576
Werner, Marike
H. 1, S. 106
Wolf, Andreas
H. 1, S. 110, S. 118
H. 2, S. 260
H. 3, S. 434, S. 442
H. 4, S. 574
Wörsdörfer, Rolf
H. 1, S. 129
Zimmermann, Rüdiger
H. 4, S. 539

Beiträge zur Marx-Engels-Forschung
Neue Folge

Herausgegeben von
Carl-Erich Vollgraf, Richard Sperl, Rolf Hecker

Wissenschaftlicher Beirat:
Moon-Gil Chung (Seoul), Anneliese Griese (Berlin), Michael Heinrich (Berlin), Jürgen Jungnickel (Berlin), Michael Krätke (Amsterdam), Alessandro Mazzone (Siena), Jannis Milios (Athen), Akira Miyakawa (Tokio), Helmut Reichelt (Bremen), Jakov Rokitjanskij (Moskau)

Dieses Jahrbuch stellt Themen vor, anhand deren das Werk von Marx und Engels auf der Grundlage der neuen MEGA historisch und textkritisch rekonstruiert wird, die Rezeptionsbedingtheiten und -vorgänge Marx/Engelsscher Ideen im Marxismus-Leninismus einer kritischen Betrachtung unterzogen und die wechselvolle Geschichte der Edition des Marx-Engels-Nachlasses und die Schicksale ihrer Akteure auf der Grundlage bislang unzugänglicher Archivdokumente geschildert werden.

NF 1991: Studien zum Werk von Marx und Engels
224S.; ISBN 3-88619-742-5; 25 DM

NF 1992: Zur Kritik und Geschichte der MEGA^2
204 S.; ISBN 3-88619-744-1; 25 DM

NF 1993: Marx-Engels-Forschung im historischen Spannungsfeld
216 S.; ISBN 3-88619-744-1; 25 DM

NF 1994: Quellen und Grenzen von Marx' Wissenschaftsverständnis
260 S.; ISBN 3-88619-745-X; 25 DM

NF 1995: Engels' Druckfassung versus Marx' Manuskripte zum III. Buch des „Kapital"
224 S.; ISBN 3-88619-746-B; 27 DM

NF 1996: Geschichte und materialistische Geschichtstheorie bei Marx
246 S.; ISBN 3-88619-747-6; 27 DM

NF Sb 1: David Borisovič Rjazanov und die erste MEGA
Red. Mitarbeit: Elena Aržanova (Moskau), Wladislaw Hedeler (Berlin)
1997; 284 S.; ISBN 3-88619-681-X; 27 DM

Bitte bestellen Sie in Ihrer Buchhandlung oder
wenden Sie sich an den Verlag: Argument, Eppendorfer Weg 95a, 20259 Hamburg,
Fax 040 / 40 18 00 20 oder an die Redaktion:
c/o Rolf Hecker, Ribbecker Str. 3, 10315 Berlin, Fax 030 / 5 29 65 25

Argument

THE 43 GROUP

Antifaschistischer Kampf in Großbritannien 1946–1950
von Morris Beckman

mit einem Vorwort von Vidal Sassoon

Im Jahr 1945, nachdem sie ihr Leben für »King und Country« riskiert hatten, hatten jüdische ehemalige Soldaten und Soldatinnen der britischen Streitkräfte allen Grund zu glauben, daß sie den Faschismus für immer beerdigt hatten.

Oswald Mosley entschied, daß er dort weitermachen konnte, wo Hitler und Mussolini aufgehört hatten. An Straßenecken verkündeten seine faschistischen Redner, daß »nicht genug Juden vergast worden sind«. Etwas mußte dagegen unternommen werden. Die 43 Group tritt auf. In einer erbitterten, blutigen, aber gleichzeitig glänzenden verdeckten Kampagne zerstörten sie in fünf Jahren die Mosley-Bewegung und alles, wofür sie stand.

Der Autor Morris Beckman, ein Gründungsmitglied, hat den ersten Bericht über die Aktivitäten der Gruppe geschrieben. Seine atemberaubende Schilderung beschwört die ganzen Gefahren, Spannungen und den schwarzen Humor einer Zeit herauf, als der Krieg gegen den Faschismus von den Städten Europas in die Straßen Londons gekommen war.

Bei dem gegenwärtigen Wiederaufleben neonazistischer Aktivitäten vermittelt dieses ermutigende Buch einer neuen Generation, daß manchmal die Bekämpfung des Feuers durch Feuer der einzige Weg sein kann.

»Ein außergewöhnliches Buch. Ich las es in einem Zug durch und war gefesselt.«
Dr. David Cesarani, Institute of Contemporary History

»Morris Beckman hat die dramatische Geschichte der Gruppe aufgezeichnet ... ein aufregender und lesenswerter Bericht über ihren Kampf.«
Edward Pilkington, The Guardian

»Dieses Buch über die physische Konfrontation der Faschisten könnte kaum zu einem besseren Zeitpunkt erscheinen, da die Debatte über effektive antifaschistische Taktiken immer wichtiger wird.« Red Action

Morris Beckman: THE 43 GROUP – Antifaschistischer Kampf in GB 1946–1950
Vorwort von Vidal Sassoon
206 Seiten, 25 DM
ISBN 3-927170-08-9

Harald Kater
Görlitzer Str. 39 10997 Berlin
Tel./Fax 030/618 26 47

Nachlaßverzeichnisse zur deutschsprachigen Emigration

Mit Band 3 jetzt komplett:
Verzeichnis der Quellen und Materialien der deutschsprachigen Emigration in den USA seit 1933
Guide to the Archival Materials of the German - speaking Emigrants to the United States after 1933
Herausgegeben von John M. Spalek in Zusammenarbeit mit Sandra H. Hawrylchak
1991-1996. 3 Bde. in 5 Teilbdn. Geb. DM 760,–/öS 5.548,–/ sFr 676,–. ISBN 3-907820-92-4
Band 1 1978. Geb. 2 Teile zus. XXV, 1133 Seiten DM 368,–/öS 2.686,–/sFr 328,– ISBN 3-907820-93-2
Band 2 1991. Geb. XVII, 847 Seiten DM 298,–/ öS 2.175,–/sFr 265,– ISBN 3-907820-94-0

Band 3 1996. Geb. 2 Teile zus. XVI, 970 Seiten DM 368,–/öS 2.686,–/ sFr 328,– ISBN 3-907820-95-9

Nachlässe in den amerikanischen Bibliotheken, Archiven und in Privatbesitz mit ca. 1000 Einträgen zu Vertretern aus den Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften sowie aus den Gebieten der bildenden und darstellenden Künste.
Mit Gesamtindex der Namen zu den Bänden 1-3.

Bitte fordern Sie unseren ausführlichen Prospekt an.

K · G · Saur Verlag
Postfach 701620 · D-81316 München · Tel. (089) 769 02-232
Fax (089) 76902-150/250 · e-mail: 100730.1341@compuserve.com · http://www.saur.de

Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K, D-12249 Berlin